

Leipzig und seine Umgebungen

Karl Ramshorn, Henry Winkles, Theodor Verhas

Ramshorn

LEIPZIG

UND

SEINE UMGEBUNGEN.



LEIPZIG

1841.



LEIPZIG

UND

SEINE UMGEBUNGEN

MIT RÜCKSICHT

AUF IHR

HISTORISCHES INTERESSE.

NACH ORIGINAL-ZEICHNUNGEN

VON

WINKLES UND VERHAS.

IN STAHL GESTOCHEN VON DEN BESTEN ENGLISCHEN KÜNSTLERN.





TEXT VON Dr. CARL RAMSHORN.

BRAUNSCHWEIG, GEORGE WESTERMANN.

1841.

INHALT.

VORWORT.

Kein Volk, das im Verlauf von Jahrhunderten auf deutschem Boden entsprossen und auf deutschem Boden zu rüstiger Manneskraft erstarkt ist, möchte, wenn nicht einer prahlerischen Parteilichkeit das Endurtheil zu fällen überlassen bleibt, wohl schwerlich mehr Aufmerksamkeit und eine gröfsere Anerkennung verdienen, als das Volk unsers theuern sächsischen Vaterlandes. Seit Jahrhunderten ausgezeichnet durch rührigen, ausdauernden Fleifs, beseelt von rechtlichem, frommen Sinn, begeistert für Kunst und Wissenschaft und durchglüht für Fürst und Vaterland, hat der Sachse in geistiger Rücksicht eine Höhe erklimmt, zu welcher andere Völker mit sehnsüchtigen Blicken hinaufschauen. Nicht ohne Dornen zwar war der Weg, auf welchem das sächsische Volk diese Höhe erstrebte, und nicht ohne Kämpfe, die so manches Opfer erheischten, vermochte es diesen Weg zurückzulegen, aber desto grünender nun auch der Lorbeer, den es errungen, und desto sicherer der Boden, den es betreten. Tritt heraus, o Wanderer, in Gottes freie Natur, auf Sachsens üppige Fluren und sieh mit eigenen Augen, wie Tausende von geraden, biedern Landbewohnern beim ersten Strahl der Morgensonne und bei dem letzten matten Schimmer des purpurnen Abendroths die von ihren Vätern ererbte Scholle Landes warten und pflegen, bis sie die tausendfach ihr abgewonnene Frucht unter jubelnden Liedern unter das schirmende Dach bringen! Steige herab in die Tiefe der Erde und schaue mit eigenen Augen, wie eine muntere Knappschaft, nicht lüstern nach Silber und Gold, beim spärlichen Licht eines einfachen Lämpchens aus finsterem Abgrund funkelnde Schätze ans Tageslicht fördert! Komm' in die Städte unseres Vaterlandes und

schaue mit eigenen Augen, mit welch' jugendlich heiterem, frohen Sinn Hunderte von Armen und Verwaisten an jedem Morgen engen Clausen zuströmen und mit Aufopferung ihrer Jugend nach dem taktmäfsigen Gange einer Maschine Kunstarbeiten schaffen, die den alten Ruhm der stolzen Britten schmälern! Komm' in unsere Stadt an der Pleifse, und sieh' mit eigenen Augen, wie von Nord und Süd und Ost und West mit jedem jungen Jahre Tausende zusammenströmen und in friedlichem Verkehr mit Sachsens Söhnen dem todten Mammon Leben geben! Wahrlich, Du wirst eine Rührigkeit und einen Fleifs schauen, wie Du ihn noch nirgend gesehen im Lande der Deutschen! Und hat etwa hierbei das Volk der Sachsen jemals den vergessen, von dem alle Güter der Erde stammen, und unter dessen väterlicher Fürsorge auch Sachsen zu so herrlicher Thatkraft erstarkt ist? Frage die Männer aus den Eisfeldern des höchsten Nordens, oder von der Küste des sonnigen Caplandes, oder von den Inseln des östlichen Indiens, oder vom Strande des brausenden Mississippi, ob sie mit Zittern und Zagen ihre Schätze hereinbringen in unser Sachsenland, oder ob ihnen dieselbe Hand, die man ihnen, wenn sie nach Sachsen kommen, zum freundlichen Grufs darreicht, nicht auch mehr gilt, als die todten Buchstaben einer verclauselten Schrift. Komm' in unsere einfach grofsen sächsischen Gotteshäuser und höre mit eigenen Ohren, wie an jedem Gottestage Arme und Reiche, Hohe und Niedere gemeinsam in christlich frommer Weise Lieder anstimmen zur Ehre des Höchsten; und wahrlich, Du wirst im Innersten Deines Herzens fühlen, dass auch auf späten Nachkommen noch der fromme Geist des weisen Friedrich ruht! Und hat etwa in den Tagen vor und nach der Zepterführung dieses grofsen Fürsten der Tempel der Musen leer gestanden? Hat es Sachsen jemals an Geistern gefehlt, deren Namen die Annalen der Kunst und Wissenschaft mit Stolz nennen? Entblättere die Bücher der Weltgeschichte und Du wirst Hunderte von Männern finden, denen, hätten sie in jener Zeit gelebt, wo sich sieben Städte um eines Sängers Geburt stritten, vielleicht gleiche Auszeichnung zu Theil geworden wäre. Und dann lies, wenn Du nicht jedem echten Sachsen seine Freude an seinem Fürst und Vaterland aus dem Gesicht abzulesen vermagst, in

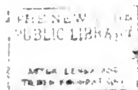
denselben Büchern weiter und erfahre aus ihnen, mit welch' väterlicher Liebe, ja mit welcher Aufopferung die Fürsten Sachsens für ihre Unterthanen gesorgt und mit welch' ausdauernder Treue diese die Vaterliebe belohnt haben. Komm in die reizende Königsstadt an der Elbe und erfahre von ihren Bürgern, mit welchem Jubel Sachsens König von seinem Volke begrüfst wurde, als vor nun vier und zwanzig Jahren das frische Grün des sächsischen Rautenkranzes zu erbleichen schien!

Bei so unendlichen Vorzügen und bei so hohem Ruhm des sächsischen Volks, das sich übrigens im Verlaufe von Jahrhunderten eine Volksthümlichkeit zu bewahren gewusst hat, wie wir sie kaum wiederfinden, muss es eine der erfreulichsten Erscheinungen sein, dass in den letzten Jahrzehenden eine nicht geringe Zahl würdiger Jünger der Klio den Griffel ihrer Meisterin ergriffen haben, die Thaten des sächsischen Volkes alter und junger Tage noch einer späten Nachwelt zu überliefern, und dankbar wird eine solche auf die Zeit zurückblicken, in welcher so Tüchtiges für die genauere Kenntniss der Geschichte des theuern Vaterlandes geleistet wurde. Aber dabei haben auch die Staffeln der Künstler nicht leer gestanden, und namentlich sind es unsere Tage, in denen zwischen Wissenschaft und Kunst das engste Bündniss geschlossen und selbst den entferntesten Freunden Sachsens Gelegenheit gegeben worden ist, ihre Augen auch in der Ferne an Sachsens Naturschönheiten zu weiden, oder Punkte des Sachsenlandes kennen zu lernen, die der Geschichte anheimgefallen sind, und deren Namen das Andenken an zum Theil europäische Ereignisse frisch erhalten. Eine nicht geringe Anzahl solcher Punkte enthält auch unser freundliches Leipzig. Theils inmitten seiner Mauern, theils in seiner nächsten Umgebung ist mehr denn einmal das Schicksal ganz Europa's entschieden worden, und noch vor wenigen Jahrzehenden sprang hier die Klinge des Schwerts, das Frankreichs kühner Weltenstürmer über Europa's Völker gezückt hielt. Wohl verdient es ein solcher Ort, sammt seinen Umgebungen genau gekannt zu sein, und zum Ruhm kann es sich Sachsen rechnen, dass Männer, die zu den Zierden Deutschlands gehören, bereits ihre Feder ergriffen, die Schicksale Leipzigs und seiner

Umgebungen zu beschreiben. Einen ähnlichen Zweck hat auch vorliegendes Kupferwerk mit dem jeder Platte beigegebenen erklärenden Text. Ein Denkmal soll es sein für Sachsens Söhne der Gegenwart und Zukunft, damit sie nimmer vergessen die Grofsthaten ihrer Altvordern in der Lindenstadt; ein Denkmal für die, so in der Ferne weilen und in ihrem Herzen unserm freundlichen Leipzig ein dankbares Andenken erhalten haben, ein Wegweiser für die, welche ihre Schritte gegenwärtig zum ersten Male auf Leipzigs classischen Boden richten und mit forschendem Blick die Stellen suchen, wo Deutschlands Söhne für deutsche Freiheit fochten, oder als Zöglinge der Musen Deutschlands Zierden wurden; ein Denkmal endlich soll es sein für Europa's Fürsten und Völker, deren Söhne nach Leipzig zogen, um den Heldentod zu sterben, damit Europa erfahre, dass auch die Sachsen jenen Helden eine Thräne der Dankbarkeit nachweinen.

Umgebungen zu beschreiben. Einen ähnlichen Zweck hat au· v
Kupferwerk mit de
soll es sei





I.

DIE PLEISSENBURG.

Mag man von Nord oder Süd, von Ost oder West sich unsern Leipzig nahen, überall tritt dem Auge beim Totalanblick der Stadt zuerst in eigenthümlicher Markirung ein hoher, weifser, in eine Rundung auslaufender Thurm entgegen. Gleich als wolle er selbst dem Wanderer sagen, dass er das Haupt der Stadt sei, strebt er aus der Häusermasse hoch zum Himmel empor und fesselt in majestätischer Pracht den forschenden Blick. Es ist dies der Thurm der Pleifsenburg, gegenwärtig auch die Sternwarte genannt — dasselbe Bauwerk, dessen Bild wir in unsern Kupferwerke dem Freunde der Kunst zuerst vorlegen. Ohne uns hier in dem dem jedesmal vorliegenden Bilde beigefügten erklärenden Text auf gelehrte historische Forschungen einlassen zu können, so dürfen doch Momente nicht unberührt gelassen werden, die zu einer genauern Kenntniss der Zeichnung den Schlüssel geben, und durch die der betreffende Ort oder Punkt zu historischer Merkwürdigkeit gelangt ist. Ein solches Moment für diesen unsern ersten Stahlstich ist die Zeit am Ende des zwölften und Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, in welcher das berüchtigte Brüderpaar Albrecht, mit dem Beinamen »des Stolzen«, und Dietrich, »der Bedrängte« zubenannt, Söhne des namentlich um Leipzig hochverdienten Meifsner Markgrafen Otto, lange mit einander in blutiger Fehde lagen, und endlich Dietrich durch seine Theilnahme an den Händeln deutscher Kaiser und Gegenkaiser die Bewohner Leipzigs also gegen sich aufbrachte, dass sie es ungescheut wagten, ihm, ihrem Herrn, mit gewaffneter Hand entgegenzutreten, bis derselbe endlich bei Kaiser Friedrich II. Hülfe fand und unter dessen Beistand Leipzig 1218 überrumpelte, um Alles wieder zurückzunehmen, was er dessen Bewohnern vorher in seiner Noth hatte geloben müssen. Aus dieser Zeit rührt wenigstens der Name »Pleifsenburg«. Denn nach Beendigung der Fehde mit den Leipzigern liefs Dietrich drei feste Schlösser anlegen, von denen das eine, weil es unmittelbar an dem Pleifsenfluss lag, mit

jenem Namen belegt wurde. Es ruhete aber die damalige Pleifsenburg, vorzüglich berühmt durch die 1519 in ihr gehaltene Disputation Dr. Luthers mit Dr. Eck, höchst wahrscheinlich auf dem Platze, den man in unsern Tagen mit dem Namen »der kleinen Pleifsenburg« zu bezeichnen pflegt. In einer andern Zeit dagegen entstanden die Gebäude, die wir gegenwärtig in ihrer Gesammtheit »Pleifsenburg« nennen, und unter denen, wie auf unserer Abbildung zu sehen ist, der oben bezeichnete Thurm die beträchtlichste Höhe hat. Dieselben verdanken ihr Dasein dem Churfürst Moritz, welcher 1546 die alte Pleifsenburg an den Leipziger Rath verkaufte, und dafür denselben Rath verbindlich machte, ihm ein neues Schloss zu bauen. Hieronymus Lotter, damaliger Bürgermeister zu Leipzig und zugleich churfürstlicher Baumeister, brachte diesen Neubau — die jetzige Pleifsenburg — bis zum Jahre 1551 äufserlich glücklich zu Stande; den innern Ausbau vollendete erst 1557 der rastlos thätige August, den die Bücher der Weltgeschichte mit Recht des römischen Reich's Auge, Herz und Hand nennen, und auf dessen Veranlassung, wie bekannt, das protestantische Deutschland die *»formula concordiae«* erhielt. Herrliches Gebäu, das du Jahrhunderten getrotzt und unbeschadet Stürmen die Stirn geboten hast, die deinen Grundpfeilern Vernichtung drohten! Wem sollten die blutigen Ereignisse des dreifsigjährigen Krieges aus dem Gedächtniss entfallen sein, eine Zeit, in welcher auch des oft bedrängten Leipzigs Bürger manchen ihrer bravsten Söhne fallen sahen? Wer sollte vergessen haben, dass in demselben Kampfe Leipzigs Schloss und Festung, nachdem dreimal die kaiserlichen Truppen darin gewüthet, auch noch zweimal mit Schwedens Schaaren ringen mussten? Nur durch zwei grofse Ereignisse schien das Schicksal Leipzigs Bewohnern ihre Drangsale während derselben Zeit vergessen machen zu wollen: durch den Tod des tapfern Pappenheim, der den 7. November 1632 in Leipzigs Schloss seinen Geist aufgab, und durch die ebenfalls in unserm Leipzig erfolgende Geburt des grofsen Leibnitz, zwei Jahre vor Beendigung des langen europäischen Glaubenskampfes (1646).

Wenden wir uns aber zur Beschreibung unserer Pleifsenburg selbst, so muss vor allen die Seite derselben wenigstens in flüchtiger Skizze erwähnt werden, welche nach der Stadt zu gerichtet und auf vorliegendem Bilde vom Thurm verdeckt ist. Die Verbindung mit der Stadt so wie mit der Vorstadt, von welcher Seite unsere Abbildung aufgenommen ist, ward in jener frühen Zeit bis zum Jahr 1774 durch zwei Brücken vermittelt, die jedoch dann abgebrochen und in zwei Erddämme verwandelt wurden. Die eigentliche Vorhalle aber des Schlosses von der Stadtseite her bildet ein mit drei eisernen Thoren versehenes stark massives Gebäu, dessen noch in unsern Tagen gebräuchlicher Name des »Trotzers« hinlänglich bekundet, zu welcher Bestimmung es aufgeführt wurde.

Stürmen und Unwettern hat dies bewundrungswürdige Gebäude Jahrhunderte hindurch getrotzt; und wird auch späteren Jahrhunderten noch trotzen. Durchschreiten wir den Trotzer, so gelangen wir in den ziemlich geräumigen Schlosshof, welcher durch die Neben- und Seitengebäude des Trotzers gebildet wird. Es enthalten diese Gebäude, nachdem sie im Verlauf der Zeiten ihre kriegerische Bestimmung verloren haben, gegenwärtig königliche Expeditionen und Niederlagen und führen die Namen: »Münzflügel, Bauschreibereiflügel und Akademiegebäude« (der letztere Name von der 1764 hier errichteten Zeichnungs-, Malerei- und Architectur-Akademie). An diese Gebäude schliefst sich nun auch das Thurmgebäude, das auf seiner Südseite mit dem Thurm selbst zusammenhängt und vorzüglich der Beachtung werth ist. Als das Ganze noch ein Festungswerk war, befanden sich im Erdgeschoss des Thurmgebäudes Ställe, seit Anfang des vorigen Jahrhunderts dafür die katholische Hofcapelle, das einzige katholische Gotteshaus unserer Stadt. Dieselbe ist durchaus gewölbt, ruht auf zehn Pilastern und verdient des Fremden Aufmerksamkeit namentlich wegen drei vorzüglich ausgeführter Altargemälde, so wie wegen des sich hier befindenden Grabmals des edeln Fürsten Jablonowsky, der sich beim Ausbruch der polnischen Unruhen in Leipzig niederliefs, daselbst unter den akademischen Gelehrten die noch bestehende nach ihm genannte Gesellschaft stiftete und im Jahr 1777 hieselbst seinen Geist aufgab.

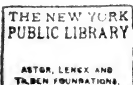
Noch gröfsere Aufmerksamkeit aber verdient der Schlossthurm selbst, ein herrliches Denkmal altdeutscher Baukunst und werth des Ruhms unserer Altvordern. Blicke sie an, staunender Wanderer, die furchtbare Steinmasse, die hier aufgethürmt ist zu schwindelnder Höhe, und fühle das Klopfen Deines Herzens bei der Erinnerung an die einstige Kraft dieses Bollwerks! Blicke sie an, die hohe Warte, und werde noch einmal durchdrungen von heiliger Ehrfurcht vor den Männern, die einst in Leipzigs Mauern wohnten!

Eine andere Gestalt aber, als auf unserer Abbildung zu sehen ist, hatte der Thurm in früherer Zeit. Er entsprach dem der mailändischen Citadelle, nach deren Muster unsere Pleifsenburg gebaut wurde. Nicht nur, dass das Innere desselben eine Menge Gebälk enthielt, wofür sich gegenwärtig eine freie, unmittelbar an der Mauer befestigte Wendeltreppe befindet, so lief auch das äufserste Ende des Thurms nicht in eine Rundung, sondern in eine Spitze aus. Schon 1711 hatte man auf den Wunsch der Universität nach einem Platz gesucht, wo man eine Sternwarte errichten könne. Ueber volle siebenzig Jahre verstrichen, ehe man auf den Gedanken kam, den Schlossthurm dazu benutzen zu können. Veranlasst durch die wiederholte Bitte der Universität und durch das Urtheil des berühmten Astronomen Max. Hell, der schon 1769 den Thurm für den zur

Errichtung einer Sternwarte passendsten Ort erklärt hatte, liefs daher Churfürst Friedrich August III. 1787 die Spitze des Thurmes abtragen und ihm die Gestalt geben, wie er sich gegenwärtig unserm Auge präsentirt. Ohne die weitern Veränderungen zu erwähnen, welche der Thurm, jedoch nur in seinem Innern, in der Folgezeit, namentlich in den Jahren 1818 — 1821 erlitt, bemerken wir blofs noch, dass am Fufse der Kuppel so wie auf dem mit Zink gedeckten äufsersten Thürmchen sich mit eisernen Gittern versehene Gallerien befinden, von wo sich dem Auge die herrlichste Aussicht über die ganze Stadt und die weiteste Ferne darbietet. Der Tempel selbst aber, den sich die sternkundige Urania hier erbaut hat, ist je länger je mehr von treuen Jüngern der Muse zu einer herrlichen Bildungsanstalt in der göttlichen Wissenschaft erhoben worden. Mag dieselbe noch viele Jahrhunderte unter der schirmenden Palme des Friedens und in der Nähe von Minerva's Hallen grünen und blühen.

Noch ist uns endlich ein Gebäude übrig, das erst seit einem Jahre an die Pleifsenburg angebaut und auf unserer Abbildung bereits mit angegeben ist — die neue Kaserne. Es ist dies das Gebäude, welches bei der Ansicht des Bildes auf der linken Seite durch ein kleines Quergebäude mit der Sternwarte verbunden erscheint und für die seit 1831 in Leipzig garnisonirenden zwei Bataillone Schützen bestimmt ist. Noch im Laufe dieses Jahres wird die wackere Mannschaft von dieser ihrer neuen Wohnung Besitz nehmen, und unter ihrer Aegide wird die alte Feste besser geschützt sein, als sie es dereinst unter ihrem Commandant Vopel war.





II.

GOHLIS.

In dem Dörferkranz, der auf weit ausgedehnter Fläche sich um unser Leipzig herumzieht, ist Gohlis — die zweite unserer Ansichten — wenigstens seiner Lage nach unstreitig derjenige Punkt, zu dessen Besuch wir die meiste Aufforderung erhalten. Grund davon mögen mehrere Umstände sein. Der einladende Weg, der uns die ganze Pracht unsers herrlichen Rosenthals erschliefst, die mannigfache Abwechselung, die auf demselben theils in dem hundertfach verschiedenen Grün des Waldes und den wundersamen Gruppirungen des einmal dicht zusammengedrängten, dann wieder lose verbundenen Buschwerks, theils in dem bunten Getreibe oft zahlloser Spaziergänger sich unserm Auge darbietet, die freundliche Lage des Dorfes selbst, in welchem die reizendsten Villen mit einfach schlichten Bauernhäusern abwechseln, der zahlreiche Besuch, dessen sich das Dorf von jeher namentlich von Seiten der Leipziger Musensöhne zu erfreuen hatte, so wie endlich die Erinnerung an die Tage der Vergangenheit, in denen Gohlis zu hoher Bedeutung gelangte, mögen, wenn jene einzelnen Umstände namhaft gemacht werden sollen, die Hauptursachen sein. Sind wir nicht auf das freudigste überrascht, wenn wir, kaum erst wenige Minuten von der Stadt entfernt, uns plötzlich von einer Waldung aufgenommen sehen, deren wunderbar verwachsenes Gesträuch sich auf dem Wege, den wir betreten, zu einem prachtvollen Bogengang wölbt? Man muss sie selbst sehen, die hohen majestätischen Eichen, an deren riesenhaften Stämmen Stürme von Jahrhunderten spurlos vorübergegangen sind; man muss es selbst hören, das Lied, womit Philomele aus dem dichtverwachsenen Erlenbusch dem rosigen Frühroth ihren Grufs bringt, und mit eigenen Ohren lauschen, wie Tausende von Vögeln von silberbelaubten Buchen herab dem jungen Lenz entgegenjubeln, um inne zu werden, das Leipzigs vielfach verschrieene Umgegend doch auch Punkte enthält, die auf fast beneidenswerthe Weise von der Natur bevorzugt sind. Ja auch, wenn wir den

2

ebenfalls nach Gohlis führenden Weg betreten, welchen erst neuerdings die Kunst gebahnt hat, und welcher uns Anfangs über üppig grünende Wiesen und dann durch wild verwachsenes Gehölz geleitet, ja auch auf diesem Weg fehlt es eben so wenig als auf einem dritten, der uns über üppige Saatfelder führt, an Punkten, deren einfache Schönheit uns nur langsamen Schrittes weiter zu gehen mahnt. Selbst der, dem es vom Schicksal vergönnt ist, Leipzigs Ebenen von Zeit zu Zeit mit Bergen zu vertauschen, und dessen Auge verwöhnt ist durch grofsartig überraschende Bilder in Gottes freier Natur, selbst er wird, wenn er in Leipzig verweilt, gern den Weg nach Gohlis aufsuchen und nicht unbefriedigt denselben wieder verlassen. Und sollte es nur die bunte Menge sein, die nach vollbrachtem Tagewerk ihre Schritte hierher lenkt und ihm, dem Ungenügsamen, auf seinem Wege entgegentritt, so wird ihm wenigstens dies dem ihm langweilig scheinenden Weg Interesse abgewinnen lassen und ihm die Ueberzeugung abnöthigen, dass Gottes freie Natur auch da dem Sterblichen Freude bringen kann, wo des Unzufriedenen Blick umsonst nach Bergen sucht. Sieh, Ungenügsamer, nur unser liebliches Gohlis, wie es mit seinem einfachen Thurm durch grünendes Laub herübersieht in unser Rosenthal, und höre, wie es mit seiner Vesperglocke uns über die plätschernden Wellen der Pleifse herüber willkommen heifst, wenn wir den Rest des Tags in stiller Abgezogenheit von dem ewigen Gewühl des Stadtlebens verbringen wollen. Folge dem ewig eintönigen Klappern der Mühle, deren Brücken Dich in das Dorf hineingeleiten, und wahrlich, Du wirst Dich beschämt sehen, wenn Du nur irgend noch ein empfängliches Herz hast für die geräuschlosen Freuden des Landlebens.

Die Hauptpunkte aber für den, welcher Gohlis als Fremder besucht, sind das Schloss, die beiden Gasthöfe und die kleine Wohnung unseres unsterblichen Schiller. Das Schloss, seit 1832 der Sitz einer höchst achtbaren altadeligen Familie, ist modern eingerichtet und enthält neben der geschmackvollsten Eleganz in seinem Innern einen in alterthümlichem Geschmack angelegten, dabei aber reizenden Garten, dessen eine Seite auf die an Gohlis stofsenden Wiesen und das nachbarliche Rosenthal gerichtet ist. Beneidenswerthe, denen es vergönnt ist, hier in stiller Abgeschiedenheit das Licht jedes jungen Tags zu begrüfsen und bei nächtlicher Stille den schrillenden Tönen der Cicade zu lauschen! Armer Städter, der Du hierauf verzichten, ja selbst froh sein musst, wenn das erwärmende Licht der Sonne täglich wenigstens nur stundenlang Deine versteckte Clause aufsucht! — Weit einfacher, obschon ebenfalls in städtischem Geschmack eingerichtet, sind die beiden Gasthöfe in Gohlis. Der erste von beiden, die sogenannte »Wasserschenke«, welchen Namen jedoch die Speculation seines jetzigen Wirthes in »Waldschlösschen« verwandelt hat, ist, wenn wir durch das

Rosenthal nach Gohlis unsern Weg nehmen, das erste Haus und ward namentlich in früherer Zeit von der Elite der Leipziger Welt besonders in Winternachmittagen zum Kaffe und im Sommer zum Abendessen besucht. Ein zwar nicht sehr grofser aber durch hohe Kastanienbäume vor der Gluth der Sonne geschützter Garten ist der Platz, wo sich im Sommer die Gäste versammeln. Nur an Sonntagen, an denen im Saale des Gasthauses Tanzmusik gehalten wird, pflegt sich hier ein anderes Publikum einzufinden — das tanzlustige Dienstpersonale aus der Stadt und aus dem Dorfe selbst. Dass indess hierbei neben der Terpsichore wohl auch einer anderen weniger gut renommirten Gottheit bisweilen ein geheimes Opfer gebracht wird, kann ja wohl um so weniger befremden, da Gohlis nur eine halbe Stunde von Leipzig entfernt ist, von dem der Dichter singt:

»es ist ein klein Paris!«

Dem Raum nach gröfser und auch mehr besucht ist der zweite Gasthof von Gohlis, die »Oberschenke« genannt, in dessen Nähe übrigens sich auch die Wohnung unseres Schiller befindet. Hunderte von Spaziergängern besuchen, obschon in der Regel mehr an Sonntagen, seinen freundlichen, geräumigen, mit dichtbelaubten Kastanienbäumen bepflanzten Garten, um in seinem Schatten sich mit Fröhlichen zu freuen. Hier sitzt ein schlichter Bürger mit seiner Gattin, freudigen Herzens und Gesichts, wie ihre unschuldigen Kleinen in jugendlichem Uebermuth umherspringen, dort mit den Seinen, die in Sammet und Seide gehüllt sind, ein durch Fortuna's Gunst emporgekommener Sohn Merkur's, hier ein verputzter Geck, der mit lüsternem Blick durch seine Lorguette hinübersieht an den nachbarlichen Tisch, wo eine zarte Jungfrau an der Seite ihrer besorgten Mutter erröthet, dort an langer Tafel ein munteres Chor lebensfrischer Musensöhne, die bei perlendem Gerstensaft in fröhlichem Gesang ihr übervolles Herz ergiefsen, hier ein vom neidischen Schicksal hart Verfolgter, der mit schwermüthigem Auge hineinstarrt in das Getreibe der bunten Menge, dort in schattiger Laube inmitten seiner Enkel und Urenkel ein Greis, der dem aufmerksam zuhörenden Jüngling erzählt von den Tagen, die er in seinem Leben gesehen. Herrliches Bild des Friedens, das sich sowohl hier als auch, wenn wir den nur für Gäste bestimmten Ort verlassen und durch das grofse, nette und reinliche Dorf selbst gehen, unsern Augen darbietet! Hat nicht hier die Kunst vereint mit der Natur Alles gethan, was nur irgend in einem Dorfe erwartet werden kann? Finden wir uns nicht ganz unwillkührlich hereingezogen in die breiten, städteartigen Strafsen, wo prächtige Sommerwohnungen, herrliche mit Flora's Kindern reich geschmückte Gärten und üppig blühende Linden in bunter Reihe mit einander abwechseln? Fühlen wir unser Herz nicht vor Freude schlagen, wenn wir

sehen, wie in den Abendstunden Vornehm und Gering, Grofs und Klein, Alt und Jung sich in den duftenden Gärten oder unter den schattigen Linden versammelt und in trautem Kreise die letzten Stunden des Tags verplaudert? Hat nicht auch hier die Zeit ihr wahrhaft beruhigendes Recht geltend gemacht? Ist aufser den in einzelne Häuser eingemauerten Kanonenkugeln noch etwas zu finden, was an die blutigen Tage im October des Jahres 1813, die auch in Gohlis nicht spurlos vorübergehen konnten, nur einigermafsen noch erinnerte? Tritt in die einfache Wohnung des Landmanns, oder in den von Gold und Silber glänzenden Salon des reichen Städters, und wohl wirst Du meinen, hier könne nie ein anderer Gott den Zepter geführt haben, als die mit dem freudespendenden Füllhorn geschmückte Friedensgöttin. Ueberall Herzen voll Heiterkeit und Frohsinn, Friede und Freude, wie schon vor länger als einem halben Jahrhunderte, wo in dem freundlichen Gohlis unser Schiller weilte und dessen überreichem Gemüth das Lied entströmte:

»Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elisium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, Dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng getheilt;
Alle Menschen werden Brüder,
Wo Dein sanfter Flügel weilt.«




PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

III.

DIE BÜRGERSCHULE.

»Ohne Schulen werden die Menschen Bären und Wölfe.«
LUTHER.

Ist es die Haupttendenz jeglicher Schule, den Menschen zu einer höhern Cultur emporzubilden, hat ferner die Volksschule im Allgemeinen die Bestimmung, dem Volke die gesammte physische, intellectuelle, ästhetische, religiös-moralische Bildung zu ertheilen, die in einem civilisirten Staate jedem dem Knabenalter Entwachsenen nothwendig ist, und muss endlich die Volksschule im engern Sinn diejenige Anstalt sein, welche der Gesammtmasse des Volks vom sechsten bis ungefähr zum sechzehnten Jahre die allgemeinen Kenntnisse und Geschicklichkeiten verschaffen soll, auf deren Grund andere höhere Schulen oder das Leben selbst weiter fortbaut; so kann auch die wahre religiös-sittliche Kraft eines Volks auf nichts anderem beruhen, als auf der bestmöglichsten Organisation seiner Volksschulen. Sie sind die Grundpfeiler und Stützen des Staats und ihr guter oder schlechter Zustand hat von jeher sein und seiner Familien Wohl oder Wehe bestimmt. Man richte nur einen einzigen Blick auf die finstern Zeiten des Mittelalters, und die Wahrheit der ausgesprochenen Behauptung wird mehr als hinlänglich sich herausstellen. Woher anders kam jene unübersehbare Rohheit, Wildheit und Ordnungslosigkeit in Sitte und Leben, als von der unverantwortlichen Vernachlässigung des Schulwesens; woher anders jene in unsern Zeiten fast nicht mehr zu ahnende Unwissenheit und Kenntnisslosigkeit, als von der von Seiten des Staats, der Fürsten und Obrigkeiten leider nur zu oft geflissentlichen Verwahrlosung der Lehr- und Erziehungsanstalten; woher anders endlich jene namenlosen Verirrungen in Sachen des Glaubens und jene geistige Sclaverei, in welche die Geister der damaligen Zeit mit nur sehr wenigen Ausnahmen fort und fort geriethen, als von jener nichtswürdigen Gewissenlosigkeit, die man sich bei der Erziehung der Jugend zu Schulden kommen liefs? Unglaube und Aber-

glaube, eins so schlimm als das andere, geistige Abgestorbenheit und Unempfänglichkeit für die höheren Lebensinteressen fand sich in ganz Europa; aber was anders war die Schuld von diesem Jammer und dieser Barbarei, als die geringe Aufmerksamkeit, die von Seiten der Staaten auf Jugenderziehung und Jugendbildung gewendet wurde? Aber konnte es auch anders sein zu einer Zeit, wo römisch-katholisches Raffinement es nach und nach so weit gebracht hatte, dass Fürsten und Herren nichts anderes zu denken, viel weniger zu thun wagten, als was der vermeintliche Nachfolger Petri vorschrieb? Konnte es anders sein in einer Zeit, wo von Fürsten und Völkern in ihrer geistigen Todtheit das, was in Rom vom päpstlichen Stuhl herab gesprochen ward, ebenso für unumstöfslich wahr und für geheiligte Rede gehalten wurde, wie einstens von den Männern des hellenischen Alterthums die doppeldeutigen Orakel der auf dem delphischen Dreifufs sitzenden Pythia? Konnte es endlich anders sein in einer Zeit, wo derselbe Gewalthaber zu Rom, um seiner Herrschaft Sicherheit und Dauer zu verschaffen, jegliches Mittel willkommen hiefs, wodurch er seinen Zweck erreichen zu können meinte, wo wir denselben alle Kräfte anspannen sehen, die Völker in ihrer Unwissenheit und ihrem ewigen Schlafe zu erhalten, damit sie nicht mit wachenden Augen die Fäden des Netzes erkennen möchten, womit er sie zu seinem Vortheil umgarnt hielt? Wunder müsste es nehmen, wenn es nicht also gewesen wäre, Wunder müsste es nehmen, wenn jenes römische Oberhaupt der Christenheit nicht Alles aufgeboten hätte, den Unterricht der Jugend den Leuten zu erhalten, in deren Händen er schon seit Jahrhunderten gewesen, und die, weil sie allzumal seine Diener waren, in ihren dunkeln Klostermauern die beste und meiste Zeit hatten, die ihnen anvertraute Jugend zu denselben priesterlichen Gaukeleien abzurichten, die ihr Oberhaupt und sie selbst trieben? Leute, welche ferner, weil ihr Oberhaupt an ihrer nur auf die Verherrlichung seiner Oberhoheit und auf die festere Begründung der allein selig machenden Kirche gerichteten Thätigkeit je länger je mehr Gefallen finden musste, im Verlauf der Zeiten mit immer nur sehr wenigen Ausnahmen in eine so furchtbare Ignoranz verfallen waren, dass sie in der Regel kaum mehr wussten, als das Wenige, was zu ihrem Kloster- und Kirchendienst nöthig war; Leute, welche, wie leicht zu vermuthen, theils wegen ihrer unbeschreiblichen Faulheit, theils aber auch und hauptsächlich desswegen nicht viel Sorge auf den in ihren Händen befindlichen Jugendunterricht verwenden würden, weil sie als Schullehrer vom Staat nicht besoldet wurden; Leute endlich, die es aus demselben Grunde für bequemer erachteten, ihre Gehilfen, oder Gesellen, wie man sie nannte, für sich Schule halten zu lassen, solche Leute konnten den Päpsten bei ihrem fortdauernden Streben nach Erhaltung ihrer Macht über die ganze

christliche Menschheit und nach Aufrechthaltung des bestehenden Kirchenglaubens und der längst gegoltenen Ansichten von der nothwendigen Oberhoheit der Kirche im Staate wohl nicht anders als höchst erwünscht sein. Daher musste es denn auch kommen, dass ein Menschengeschlecht immer das andere in den bodenlosen Pfuhl der Rohheit und Unwissenheit hineinzog, weil Niemand da war, Niemand da sein konnte und Niemand da sein durfte, der es gewagt hätte, der Menschheit zu etwas Besserem zu verhelfen. Daher kamen auch alle jene Ausgeburten römisch-katholischer Priesterwillkühr, wie der die Völker entsittlichende Ablasshandel und das grässliche Blutgericht der Inquisition, das, ein je wirksameres Mittel zur Aufrechthaltung des katholischen Kirchenglaubens man in demselben erkannte, mit raschen Schritten von der pyrenäischen Halbinsel sich auch nach anderen europäischen Staaten einen Weg bahnte und ihr blutiges Schlangenhaupt schüttelte! Und sollte es Jemand vergessen haben, dass in jener jammervollen Zeit auch unser theures Sachsen und namentlich unser Leipzig unter dem römischen Kirchenjoche seufzte, und dass der geübteste Meister in jener abscheulichen Ablasskrämerei, der berüchtigte Tetzel, ein geborner Leipziger war?

Aber ungeachtet dieser gewaltigen Fesseln, welche der katholische Klerus der europäischen Menschheit nach und nach anzulegen gewusst hatte, war doch der Feuerfunken, den der menschliche Geist von der Gottheit geerbt hat, noch nicht gänzlich ertödtet worden; und riesenmäſsige Begebenheiten in der Mitte und zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts gaben demselben alsbald neues Leben. Am Strande des Rheins dämmerte für Europa das erste Licht. Die Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Guttenberg in Mainz und die Entdeckung von Amerika waren die Ereignisse, welche die Welt aus ihrem Schlafe herausrissen. Das erstere erweiterte das Wissen, das andere die Thätigkeit der europäischen Menschheit; das erstere verhalf zu einem Leben verschönert durch Wissenschaft und Kunst, das andere begründete mittelbar ein geregeltes Staatensystem, dessen Stützen zu Europa's Glück Städtewesen und Bürgerthum wurden. Waren nun die Volksschulen von der Finsterniss des Mittelalters so gut wie verschlungen worden, so begann jetzt der zu gröſserer Bildung und Wohlhabenheit gelangte Bürgerstand Stadt-, Raths- und Schreibeschulen zu gründen, die indess immer noch um so weniger emporkommen konnten, je mehr der Klerus sich dem widersetzte, je mehr die Unterrichtsgegenstände von demselben beschränkt wurden, um je weniger somit für eine selbständige Geistesbildung gethan werden konnte. Da endlich erstand unser protestantischer Fels: »Luther.« Mit lauter Stimme rief er seinem Fürsten, nachdem er den traurigen Schulzustand Sachsens mit eigenen Augen gesehen

hatte, die Worte zu: »Ohne Schulen werden die Menschen Bären und Wölfe; es kann nicht so bleiben, wie es ist.« Und es blieb nicht nur nicht so, wie es war, sondern es ward bald auch besser, als einmal der Funke des lang verborgenen Lichts, das unser protestantischer Glaubensheros angezündet hatte, auch an andern Orten als in Sachsen zu heller Flamme emporloderte. Was aber Luther selbst für die Ausbildung der Menschheit und insbesondere für die Schulbildung seiner so wie aller folgenden Zeiten that, und wie ihm Männer gleichen Herzens und Geistes, wie Melanchthon, Zwingli und Andere bei seinem grofsen Werke an die Hand gingen und Beistand leisteten, davon ist redender Zeuge der riesenmäfsige Bau, der unter ihrer Meisterhand sich auf den Trümmern der römischen Hierarchie erhob, davon sind redende Zeugen Deutschlands protestantische Schulen, so viel ihrer in einem Zeitraum von dreihundert Jahren sich zu herrlicher Blüthe entfaltet haben, da sie alle auf den Grund gebaut sind, den jene muthigen Kämpfer für Licht und Wahrheit als den alleinig sichern angaben; davon ist endlich redender Zeuge Luthers Wiege, unser Sachsen selbst, das, während es drei Jahrhunderte hindurch seine Söhne in Luthers Geist erziehen liefs, die Siegespalme in Kunst und Wissenschaft errungen hat. Und du, mein theures, theures Leipzig, deiner sollte ich dabei nicht gedenken? Dich sollte ich dabei vergessen, dass du in deiner Pleifsenburg unsere Glaubenshelden zum ersten Male für die heilige Sache streiten liefsest? Dich, dessen Bürger alsbald begeistert für Luthers göttliche Sache sich diesen Geist fort und fort erhalten und von Kind auf Kind verpflanzt haben? Dich, dessen Bürger die Begeisterung für die heilige Sache der Wahrheit alsbald nicht blofs durch ein offenes Bekenntniss bethätigten, sondern auch durch weise Einrichtungen und Institute auf ihre Nachwelt fortzupflanzen suchten? Dich endlich, dessen Rath und Bürgerschaft, so sehr sich auch damals die Universität und namentlich deren noch der scholastischen Philosophie anhängende Theologen dagegen auflehnten, doch schon noch zu Luthers Zeit es durchsetzte, dass fortan alle geistlichen und Schul-Aemter immer allein vom Rath besetzt werden durften, damit nur solche Männer zu diesen Aemtern erwählt würden, die dieselben in Luthers Geiste zu verwalten wüssten? Nicht ist hier der Ort, alle die Anstrengungen, Kämpfe, ja selbst Opfer namhaft zu machen, durch welche Leipzig das von Luther begonnene Werk zu dem seinen zu machen und das dadurch Gewonnene sich zu bewahren wusste; nur desjenigen Mittels soll hier gedacht werden, dessen sich die Stadt zur Erreichung ihres Zwecks damals zuerst, und im Verlauf der Zeiten fort und fort bedient hat — ihre redliche, kein Opfer scheuende Sorge für ihre öffentlichen Schulanstalten.

Gehen wir auf jene Zeiten der Reformation zurück, so hatte unser Leipzig

damals nur zwei Anstalten, in denen es seine Jugend erziehen liefs. Beide erfuhren nicht nur damals bedeutende zeitgemäfse Reformen, sondern wurden auch bei dem steten Fortschreiten der wiedererstandenen Wissenschaften nach deren Standpunkt und nach dem Bedürfniss der Zeiten in den darauf folgenden Jahrzehenden verändert und verbessert. Allein so segensreiche Frucht auch beide fort und fort der Stadt und dem ganzen sächsischen Vaterlande trugen, so war und musste doch die Thätigkeit beider, als sogenannter Gelehrtenschulen, mehr auf eine gelehrte als auf eine bürgerliche Bildung der ihnen übertragenen Jugend gerichtet sein. Ziemlich lange suchte man das, was jene beiden Schulen nicht boten und nicht bieten konnten, durch Privatunterrichtsanstalten zu erreichen, deren nicht selten elender Zustand aber je länger je mehr das Bedürfniss einer solchen Unterrichtsanstalt fühlen liefs, die für die Bildung solcher jungen Leute bestimmt wäre, welche sich nicht ausschliefslich dem gelehrten Stande widmeten. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts suchte man endlich dem längst gefühlten Bedürfniss durch die Errichtung der Rathsfreischule abzuhelfen. Man half auch dem Bedürfniss ab, aber konnte ihm nicht genügend abhelfen, da zufolge ihrer Bestimmung in diese Schule nur Kinder armer und verarmter Aeltern aufgenommen wurden. Für den eigentlichen Kern der Bürgerschaft war noch nicht gesorgt. Es stellten daher schon den 28. Febr. 1795 die Obermeister von 25 Innungen den Antrag, eine Schule zu errichten, die auch derjenigen Bürger Kinder aufnähme, denen die Rathsfreischule verschlossen bleiben müsse. Der Gedanke wurde, je bedeutendere Mittel zu seiner Realisirung vorhanden waren, rasch ergriffen und alsbald zur Ausführung zu bringen gesucht. Schon den 23. März 1796 ward der Bauriss zu dem neuen Schulhause, wozu man die sogenannte Moritz-Bastei für den geeignetsten Ort erkannt hatte, vorgelegt und schon den 3. Mai desselben Jahres ward der Bau desselben beschlossen. Der damalige Bürgermeister Müller, dessen Name noch in der spätesten Zeit in Leipzigs Annalen glänzen wird, legte den Grund zu dem herrlichen Gebäude. Es galt nun, einen Mann ausfindig zu machen, der nicht blofs Leiter dieser neuerrichteten Bürgerschule, der ersten in Sachsen, sei, sondern der es sich auch zur heiligen Pflicht mache, die Anstalt fort und fort mit und in echt christlichem Geiste zu leiten. Nur des Namens des Erwählten bedarf es, um die Wahl des damaligen Raths eine weise nennen zu können. Wem sollte der die schönsten Erinnerungen in sich tragende Name unsers unsterblichen Ludwig Friedrich Gottlob Ernst Gedike aus dem Gedächtniss entfallen sein? Schon nahete, als Gedike unterm 15. April 1803 von Bautzen zum Directorat der hiesigen Bürgerschule gerufen ward, die letzte Stunde des trefflichen Christian Felix Weifse, der bis an seinen Tod 1804 ein treuer Freund der Kinder in Wort und That war; in Gedike erhielt, nachdem unter

seiner Leitung die Schule am 24. Januar feierlich eröffnet worden war, die Jugend nicht nur einen neuen Freund, sondern im vollsten Sinne des Worts einen Vater. Trefflicher, nun Heimgegangener zu den Kindern des Himmels, habe Dank für das, was Du von jener ersten Stunde an bis an Deinen Abgang von der Schule 1832 für Leipzigs Jugend, für die Stadt selbst, ja für das ganze sächsische Vaterland gewirkt hast, habe Dank für die rastlose Thätigkeit zur Erhaltung und zum segensreichen Gedeihen der Dir anvertrauten Bildungsanstalt, habe endlich Dank, Verklärter, für die Liebe und ausharrende Treue, mit welcher Du die ganze Zeit Deines Wirkens selbst in Zeiten der Noth und des Elends unserer Bürgerschule anhingst!

Was endlich den gegenwärtigen Zustand unserer Bürgerschule anlangt, so ist der herrliche Bau, wozu Gedike den Grund gelegt hatte, von dem jetzigen Director Dr. K. Vogel auf eine Weise vollendet worden, die ihn als einen würdigen Nachfolger dem nun zur ewigen Ruhe Heimgegangenen an die Seite setzt, und ihm noch bei den spätesten Nachkommen ein dankbares Andenken erhalten wird. War schon noch unter Gedike im Jahre 1819 eine theilweise Reorganisation der Schule nöthig geworden, so ward eine vollständige Reorganisation derselben zum unabweisbaren Bedürfniss, als die Ernte der ausgestreuten Saat sich für die Stadt und das ganze Land immer segensreicher zeigte und in Folge dessen der Andrang der zu Unterrichtenden immer gröſser ward. Dazu kamen die erweiterten Anforderungen der Zeit an jegliche Schule, auf welche nothwendig auch diese Anstalt achten musste. Unter der Aegide des derzeitigen Vorstehers der Bürgerschule, des Stadtraths Porsche, löste Vogel die schwierige Aufgabe schon im Jahre 1833, und wird dieselbe zu gegenwärtiger Stunde, wo die bisherigen Räume abermals zu eng geworden sind und die Stadt eine zweite Bürgerschule errichtet hat, nochmals zu lösen wissen. Dabei darf aber auch nicht übergangen werden, dass in demselben Gebäude, welches unser Stahlstich zeigt, sich auch noch die Schule befindet, welche ihre Entstehung ebenfalls unserm Vogel verdankt und für die weitere den gewählten Lebensberuf ihrer Schüler directer beachtende Ausbildung bestimmt ist — die den 5. Mai 1834 errichtete höhere Bürger- oder Realschule. Die Zeit, der beste Prüfstein jeglicher That und jeglichen Instituts, hat auch dieser Anstalt reiche Früchte bereits erkennen lassen; möge sie, die sie Hand in Hand mit der eigentlichen Bürgerschule geht, fort und fort grünen und blühen! Möge sich die ganze städtische Bildungsanstalt für alle kommenden Zeiten ebenso des Schutzes vom Himmel erfreuen, wie sie unter göttlicher Vorsehung entstanden, erstarkt und zu herrlicher Blüthe gekommen ist!



seinei
gend
Vater.
Dank
der S
sächsi
Erhalt
habe e
welche
Elends

ist der
Directo
würdig
setzt, u
erhalten
Reorgan
sation d
Saat sicl
Folge d
kamen
nothwen
Vorstehe
Aufgabe
die bishe
Bürgerscl
übergang
sich auch
verdankt
beachtend
Bürger- o
chen Inst
möge sie,
fort grüne
kommend
göttlicher





IV.

EUTRITZSCH.

Soll, wie schon oben im Allgemeinen bemerkt wurde, in vorliegendem Prachtwerke dem Freunde der Kunst nicht nur eine Auswahl der Punkte in und um Leipzig gegeben werden, die ausschliefslich ob ihrer Schönheit unsere Blicke auf sich ziehen, sondern auch und vorzüglich die Elite derer, die im Kreislauf der Jahre zu historischer Wichtigkeit gelangt sind, und uns an denkwürdige Ereignisse der Vergangenheit, sie mögen nun trübe oder froh sein, erinnern, so verdient vor allen Eutritzsch mit seiner alten ehrwürdigen Kirche unsere genauere Betrachtung. Nicht unter üppig grünenden Bäumen, nicht in kühlem Schatten, nicht an der Seite eines sanft rieselnden Baches gelangen wir an die Marken dieses Dorfes, aber dessenungeachtet wird Jeder, der Interesse nimmt an dem, was unserem Leipzig seit Jahrhunderten begegnet ist, und was seine Bürger sich in den Tagen der Vorzeit errungen haben, sich nicht scheuen, seine Schritte nach der Strafse zu richten, die uns nach Eutritzsch geleitet. Es ist dies die nach Berlin führende, schöne, breite Landstrafse, nur im Sommer bei anhaltend trockener Witterung wegen des fast unerträglichen Staubes nichts weniger als angenehm zu passiren. Gleich als ob wir schon hier erfahren sollen, dass dies derselbe Weg ist, der am Ende in der Nähe der preufsischen Königsstadt zu einem Sandmeere wird! Das Dorf selbst aber ist ungefähr eine Stunde von Leipzig entfernt, ist reinlich, aber ziemlich weitläufig gebaut, hat gegen 500 Einwohner und bietet aufser seiner Kirche und einigen sehr geschmackvollen Sommerwohnungen Leipziger Familien sehr wenig Beachtenswerthes dar. Nur darf von den drei Schenkwirthschaften, die sich noch hier finden, die eine »Gasthof zur Gosenschenke« genannt, wenigstens nicht ganz übergangen werden, da dieselbe ziemlich fleifsig von denjenigen Leipziger Biertrinkern besucht wird, welche Freund von einem Weifsbier, hier »Gose« genannt, sind. Es geht die Sage, dass ein alter, treuer verabschiedeter Diener des wie in den feinen Salons

so in der schlichten Bauernhütte wohlbekannten »alten Dessauer« von Dessau aus sich hierher nach unserm Eutritzsch gewendet und die Verwaltung des genannten Gasthofes übernommen habe. Sein alter Herr, bei dem er in hoher Gunst gestanden, habe aber, so erzählt die Sage weiter, jedesmal, so oft er vor Eutritzsch vorüber gefahren sei, an dem Gasthofe den Wagen halten lassen, theils um seinen alten Diener wieder einmal zu sehen, theils auch um durch einen Trunk sich zu erfrischen. Da er jedoch jedesmal Bier vorgesetzt bekommen habe, das ob seiner Schlechtigkeit kaum zu trinken gewesen sei, so habe er endlich einmal seinem alten Diener versprochen: »er wolle ihm einmal Bier schicken, das gewiss gut sein und womit er bei seinen Gästen Ehre einlegen werde.« Der Fürst habe sein fürstliches Wort gehalten, und so sei, da das Versprechen »Gose« gewesen sei, dies noch heute beliebte Bier zum ersten Male nach Eutritzsch gekommen; der Besitzer des Gasthofes aber habe, da seines alten Herrn Prophezeiung in Betreff der Gäste eingetroffen sei, auch ferner sich dies Bier kommen lassen und es ausgeschenkt, daher denn auch der Gasthof den Namen »Gasthof zur Gosenschenke« erhalten habe. Charakteristisch aber könnte man es nennen, dass, wie schon der nach Eutritzsch führende Weg, so auch dies in dem Dorfe gewöhnliche, im Sommer allerdings kühlende Getränk uns einen Vorgeschmack von Berlins Genüssen geben zu wollen scheint.

Doch eilen wir zur Kirche von Eutritzsch, einem der ältesten Bauwerke in der ganzen Umgegend von Leipzig. Sie ist, wie die an ihrer Morgenseite unter dem Dache angebrachte Jahreszahl 1403 beweist, früher erbaut, als der an sie angebaute Thurm, an dessen Morgenseite sich die Jahreszahl 1449 befindet, wenn nicht die angegebene Zahl blofs auf die endliche Vollendung des Thurms zu beziehen ist. Auch unser Stahlstich gibt dieselbe Seite des Ganzen, auf welcher diese Jahreszahlen angebracht sind, nur muss bemerkt werden, dass die am Thurm, welche übrigens mit Mönchszügen geschrieben ist, durch das an den Thurm stofsende Kirchdach getrennt ist, so dass die Zahlen 14 an der Seite des Thurms zu sehen sind, welche unser Stahlstich zeigt, die 49 aber auf der Seite hinter dem Dache. Das Gebäude selbst ist sehr fest, im Innern gewölbt und hat, dies besonders bemerkenswerth, nur an zwei Seiten, dieselben, die sich auf unserm Stahlstich präsentiren, um den Altar herum und nach Mittag zu Fenster. Noch mehr Interesse für das schaulustige Auge, für den Kunstkenner und Alterthumsfreund bietet das Innere der Kirche. Denn nicht nur, dass die Emporkirchen, so wie das Orgelchor reich mit wenn auch schlechten und geschmacklosen Gemälden geziert sind, — so sieht man z. B. am letztgenannten Orte die Geschichte Lots mit seinen Töchtern und vor erst noch kurzer Zeit das jüngste Gericht, auf welchem Bild der Teufel mehrere Male mit Pferdefüfsen

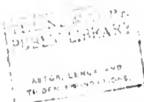
abgebildet war — so werden auch die an der Kanzel befindlichen Bildnisse der vier Evangelisten von Kennern sehr bewundert. Auch verdient der Altar, der noch aus den Zeiten vor der Reformation vorhanden ist, alle Aufmerksamkeit, da man an demselben mehrere reich mit Gold geschmückte biblische Figuren in Lebensgröfse sieht. Leider nur ist die Kirche, da in dieselbe Gohlis und Möckern eingepfarrt sind, für eine so bedeutende Gemeinde bei weitem zu klein.

Was aber nun endlich die historischen Momente anlangt, die bei Eutritzsch vor allen anderen in Betracht kommen, so fallen dieselben in die Jahre 1381, 1631 und 1813. Freundlich ist das Bild, das uns die erste dieser Jahreszahlen vor die Augen führt, gespensterartig ja grausenhaft das der zweiten, mit Blut gemalt, aber dennoch dabei beruhigend das der dritten. Ein altes wahres Wort ist es, dass das gröfste Uebel in der Regel der Anfang zu etwas Besserem sei. Dasselbe gilt auch für unsere Stadt von Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Schrecklich hatte Leipzig, so rühmlich auch seine Bürger die Waffen für ihre Fürsten zu führen gewusst hatten, bereits in den Kriegen gelitten, welche Diezmann, der bekanntlich 1307 in unserer Thomaskirche meuchlings ermordet wurde, und Friedrich der Gebissene um den ruhigen Besitz ihrer Länder willen hatten führen müssen, als 1315 die Stadt auch noch von einer qualvollen Theuerung geplagt wurde. Derselbe Friedrich war es aber auch, bei dessen väterlicher Sorge und Erlass der Steuern unser Leipzig sich bald wieder von jenen Schreckenstagen erholen konnte. Sein Geist war übergegangen auf Friedrich, den Ernsthaften (1324 — 1349), der mit kräftiger Faust Thüringens Burgherren entgegentrat und durch seine Zerstörung vieler Raubschlösser seiner Länder Handel und Wandel sicherte. Leipzig musste ihn ja um so eher dafür segnen, da seine Märkte schon vor dieser Zeit zu hoher Bedeutung gekommen waren und durch diese ernsthafte Sorge des Fürsten für die allgemeine Sicherheit im Lande nur noch mehr gewinnen mussten. Von Jahr zu Jahr wuchs Leipzigs Wohlstand, und selbst die Schreckenstage, welche unter Friedrichs des Strengen Regierung (1349 — 1381) abermals über Leipzig kamen, — jene Alles verheerende, ganz Europa durchziehende und auch unser Leipzig nicht verschonende Pestkrankheit des sogenannten schwarzen Todes 1350 — vermochten nicht, das weitere Aufblühen unserer theuern Lindenstadt zu stören. Hatte dieselbe theils schon unter Friedrich dem Ernsthaften, unter dessen Regierung eine geregelte städtische Polizei- und Güter-Verwaltung ins Leben trat, theils unter Friedrich dem Strengen, unter dessen Regimente der Rath den Marktzoll an sich brachte, ihre inneren Kräfte erweitert und gestählt, so begann sie mit dem Regierungsantritt Friedrichs des Streitbaren (1381 — 1428) auch ihre äufseren zu vergröfsern und zu stärken. Dies geschah durch den 1381 erfolgenden Ankauf unsers in der Urkunde Uderycz

geschriebenen Eutritzsch. Bürger Leipzigs, vergesst darum bei den Schätzen, die Euch nach dem Kauf dieses Dorfes geworden sind, nicht, welch' hohe Bedeutung Eutritzsch für Euch haben muss, vergesst nicht, dass es Euch als das Erste, was Ihr aufserhalb des Weichbilds Eurer Stadt Euer eigen nennen konntet, ein theures, ewig theures Gut bleiben muss, eine kostbare Perle unter den Schätzen, die Ihr Euer nennt, vergesset endlich nie auch nach Jahrhunderten noch in dem Besitz dieses Kleinodes Eure Väter zu ehren! Ja, dies fordert von Euch selbst jene zweite von den obengenannten Jahreszahlen, das ewig denkwürdige Jahr 1631. Ruft Euch ins Gedächtniss das Schicksal Magdeburgs zurück, an dessen Feuergluth der berüchtigte Mordbrenner Tilly damals seine Augen weidete! Erinnert Euch, dass auch Eure Stadt, wohin sich der Unmensch von Magdeburg aus begeben hatte, ihm, dem übermüthigen Sieger, ihre Thore öffnen musste, und vergesset nicht, dass Eure Stadt der letzte Ort war, den Tilly als unüberwundener Sieger betrat! Vielleicht hättet Ihr der teuflischen Freude des stolzen Feldherrn ein neues Opfer bringen müssen, wäre nicht mittlerweile von Schwedens Strande ein Retter in der Noth erschienen, hätten nicht die Todtenschädel in Eures Todtengräbers Wohnung, in welcher Tilly seinen Kriegsrath hielt, ihn den Blutmenschen an die 6000 Leichen erinnert, die er nach Magdeburgs Brand in die Elbe werfen liefs, um die Gassen zu räumen, und wäre dies grausenhafte Bild ihm nicht ein göttlicher Fingerzeig gewesen, dass vielleicht auch seine Uhr bald abgelaufen sei. Bürger Leipzigs, vergesst dabei auch Euer Eutritzsch nicht! Hier befand sich ja damals Tilly's verschanztes Lager. Es wäre ja vielleicht für immer um uns geschehen gewesen, wäre Tilly nicht dem Vorschlag des kühnen Pappenheim gefolgt und mit den Seinen von Eutritzsch weg eine Stunde weiter nördlich nach Breitenfeld gezogen, um sich seinen bis dahin blühenden Siegeskranz von seinem Haupte herabreifsen zu lassen. Seid nochmals gesegnet, ihr Tapfern, Bindhof, Loeser, Starschedel und Dieskau, die ihr, als Sachsens Söhne zu unserm Heil Euer Leben damals in die Schanze schlugt! Seid aber auch ihr endlich nochmals gesegnet, heifse Octobertage des Jahres 1813, die ihr Deutschlands Söhnen die deutsche Freiheit wiedergabt! Völker, die ihr in diesen Tagen für deutsche Freiheit gefochten, erinnert euch dabei auch an die Felder unseres freundlichen Eutritzsch, welches mit dem nachbarlichen Möckern und Gohlis euch noch eher als Sieger begrüfste, als unsere Lindenstadt! Vergesset bei der Erinnerung an diese blutigen Schlachttage auch die Dörfer und vor allen unser Eutritzsch nicht, in deren Nähe ihr jenen mehrtägigen Kampf begannt, und wo ihr den 16. Octbr. die erste Stimme des grofsen Gottesurtheils vernahmt, das euch nach seiner endlichen Entscheidung drei Tage darauf zwar über zahllose Leichen aber doch auch unter Jubel in unserm Leipzig einziehen liefs.



[illegible]
in Gerhardts Garten



V.

DIE TÜRKISCHEN BÄDER IN GERHARD'S GARTEN.

»Wasser ist das Beste!« So sang schon vor länger denn zweitausend Jahren ein alter Hellenendichter, und gläubig opferten die Männer seines Volkes dem Bändiger aller Gewässer, dem erdumtosenden Okeanos, oder ihren Flussgöttern, oder, wenn sie ihren Nachen durch klippenreiche Wellen ruderten, ihren Plejaden, deren Siebengestirn ihnen einen sichern Weg durch das Meer zeigte. Mit demselben gläubigen Sinn spendeten die Männer Roms und Latiums ihrem mit dem Dreizack geschmückten Neptun ihre Opfergaben, errichteten ihm sowie ihrem Tibergott prächtige Tempel und warfen blühende Kränze in die Quelle der Nymphe Egeria, die nach alter Volkssage bei nächtlicher Stille dem König Numa die Rathschlüsse der Götter eröffnet hatte. Und ward etwa diesem vom Alterthum so hochgefeierten Elemente seine Bedeutsamkeit genommen und seine Weihe geraubt, als unser göttlicher Meister zum Heile der Menschheit seinen Opfertod starb? Neigten nicht die, welche sich vor der Welt zuerst als die Seinen bekannten, willig ihren Nacken, um die Wassertropfen an sich herabträufeln zu lassen zum Symbol, dass sie sich ihrem Herrn und Meister verbunden? Und weihen nicht auch wir noch auf gleiche Weise den zarten Säugling zum Glied der himmlischen Kette, welche die ganze gebildete Welt umschlingt und von unsichtbarer Hand zusammengehalten wird? Sei dreimal gesegnet, bewundrungswürdiges Element, das du als crystallner Tropfen am zitternden Grashalm hängst und mit gewaltiger Kraft die Erde in ihren Angeln hältst; das du sanft rieselnd der Erde Schoofs entquillst und mit furchtbarer Gewalt dir durch Berg und Thal einen Weg bahnst, das du in einsam-unheimlicher, sonneverbrannter Steppe dem ermatteten Wandrer neue Kräfte gibst und in tosender Brandung den Kühnsten muthlos machst! Und dürfen wir endlich hierbei das mit Stillschweigen übergehen, wodurch das gewaltige Element zur wahren Göttergabe wird; dürfen wir bei alledem das vergessen, was es seit Jahrhunderten gewirkt zum Heile der

Menschheit; könnte es jemanden geben, der bei dem Gebrauch eines einfachen Wasserbades nicht wenigstens einmal jenes lebendurchdringende Gefühl empfunden hätte, wobei jede Ader, jeder Nerv, jedes Glied an unserm Körper jugendliche Frische gewonnen zu haben scheint?

Man muss es geradezu als Grundsatz aufstellen, dass der Gebrauch der Bäder, namentlich kalter Fluss- und Meerbäder in der Natur des Menschen liegt. Schon das Alterthum hat diesen Grundsatz bestätigt, und noch jetzt bringen die Bewohner heifser Zonen, besonders in Afrika, am Ganges, auf den australischen Inseln in den heifsen Monaten fast ebensoviel Zeit im Wasser als aufser demselben zu. Ja wir finden, dass schon bei den meisten ältesten Völkern das öftere Baden durch gewisse heilige Gesetze geboten war. So schon bei den alten Aegyptern, Griechen und Römern, und noch jetzt gebietet dasselbe den Verehrern des Halbmonds ihr Koran. Dort war es der altehrwürdige Nil, in dessen Fluthen man den Urquell alles Lebens fand, hier der gewaltige Okeanos, in dem man den Vater aller Götter und Menschen verehrte, oder der gepriesene Tiber, an dessen Strand die weltbeherrschende Roma ihre ersten Könige gefunden hatte. Was Wunder nun, dass die gläubigfrommen Männer jener Zeit sich um so mehr zu den Fluthen hingezogen fühlten, in deren Wellen sie einen Göttergenuss und in diesem wieder die ewig thätige, wirkende Kraft der Gottheit selbst fanden. Kindlich fromme Zeit, in der man hierbei nicht nur einen von jenen Wassergottheiten bereiteten Genuss, sondern auch ein Mittel fand, der jugendlich blühenden Hygieia zu gedenken!

Näher auf die Badeanstalten der Alten, namentlich der alten Römer einzugehen, gehört nicht hierher, zumal es hinlänglich bekannt ist, welch hohen Grad nach und nach vorzüglich bei den Römern der schon in ihren ersten Bädern stattgehabte Luxus erreichte, und wie dieselben bei der fort und fort zunehmenden Verschlechterung der Sitten mit Recht in den schmachvollsten Verruf kamen. Wer sollte sich hierbei, um wenigstens eines Beispieles zu gedenken, nicht jenes elenden, der unsinnigsten Schlemmerei und ekelhaftesten Verweichlichung ergebenen Kaisers Heliogabalus erinnern, der, wie bekannt, in den Bädern seine schaamlosesten Orgien beging? Einfache Flussbäder kamen indess bald immer mehr in Verfall; am gewöhnlichsten waren die warmen oder die Schwitzbäder, und nur wenn die Mode gebot, pflegte der feine Römer Bädern entgegengesetzter Temperatur den Vorzug zu geben, daher denn auch Badeörter, wie das reizende Baiae mit seinen warmen mineralischen Quellen und natürlichen Schwefeldampfbädern vor allen sehr besucht waren. Dass aber auch an solchen Oertern wieder, die doch nur immer Reiche besuchen konnten, sich das Leben nicht eben sehr in den Schranken der Ordnung und Sittlichkeit zu halten pflegte, ja dass sogar

dergleichen Badeörter, namentlich aber Baiae, bei Leuten strengerer Zucht in noch üblerem Rufe standen, als die Stadtbäder, geht schon aus jener schönen Stelle des alten Dichters hervor, in der es heifst:

»Schnell, mein Mädchen, nur schnell, verlasse den Ort der Verführung;
Viele Liebende schon hat er zur Trennung gebracht.
Züchtigen Frau'n ist dies ein zu gefährliches Ufer.
Fort von dem Bai'schen Bad; mög' es versiegen zur Stund'!«

Wie viel einfacher und naturgemäfser waren dagegen die Bäder unserer deutschen Urväter! Hochbegeistert für Freiheit, Vaterland, Treue, Keuschheit, Zucht und Ordnung fanden sie nur ihre Freude am Schwert, dem Schild und der Lanze. Römisches Raffinement, römische Verweichlichung und wollüstige Pracht blieb ihnen fremd; wo ein Hain oder eine Quelle ihnen gefiel, da schlugen sie ihre Wohnsitze auf und lebten ihr einfaches Leben nur wie die Natur es ihnen bot. Erst als sie nach und nach festere und bleibendere Wohnsitze gewonnen hatten und das ganze deutsche Leben milder und geregelter geworden war, fing man auch an, Gefallen an warmen Bädern zu finden. Aber dessenungeachtet wurden öffentliche Badeanstalten, die man Badstuben nannte, und deren auch unser Leipzig im dreizehnten Jahrhundert einige besafs, erst allgemein, als man sich durch öfters genommene warme Bäder vor dem durch die Kreuzzüge nach Europa verpflanzten Aussatz zu schützen suchte. Der Gebrauch von Bädern in solchen Badstuben war aber auch namentlich für die unteren Stände höchst nöthig, da das Tragen wollener Hemden eine um so gröfsere Sorge für Reinlichkeit erheischte. Diese Badstuben wurden indess nach und nach von besseren, zweckmäfsigeren und bequemeren Badeanstalten verdrängt, und es gibt, wie bekannt, gegenwärtig in allen bedeutenderen Städten Europa's treffliche Einrichtungen, um gewöhnliche warme Bäder nehmen zu können. Auch unser Leipzig hat deren mehrere aufzuweisen, und es verdienen in dieser Beziehung ganz besonders die eigentlich städtische Badeanstalt im Hospital und die nach ihrem Besitzer benannte Krüger'sche der lobenswerthesten Anerkennung; die letztere von beiden aber ganz besonders noch desswegen, weil sie auch ein in unsern Tagen so sehr beliebtes russisches Dampfbad und seit einem halben Jahre ein hydrotherapeuthisches Bad enthält, welches letztere vorzüglich denen zu empfehlen ist, welche mit gichtischen und rheumatischen Leiden zu kämpfen haben. Sehr beliebt endlich, wenn auch nicht in dem Mafse wie gegenwärtig, wo die glänzenden Resultate von der genaueren Prüfung der stärkenden und heilenden Kraft des kalten Wassers unter allen Classen wahre Wasserenthusiasten erzeugt haben, waren von jeher wie fast überall, wo sich ein Fluss in der Nähe

befindet, so auch in unserm Leipzig die Flussbäder. Die drei Flüsschen: die Pleifse, die weifse Elster und die Parde, welche die Ebenen Leipzigs durchströmen und ganz nahe bei der Stadt ihre Vereinigungspunkte finden, geben ja so vielfache Gelegenheit, öfters den herrlichen Genuss eines Flussbades zu suchen. Am besuchtesten unter allen drei Flüsschen, obschon in jedem derselben gebadet wird, ist die Elster, an deren Rand sich auch die in türkischem Geschmack eingerichteten Bäder befinden, deren Abbildung unser Stahlstich zeigt. Frisches, munteres Leben, das sich hier in den heifsen Sommermonaten unsern Augen darbietet, wo täglich Hunderte von Badelustigen auf einfachen Kähnen, die die lebensfrohen Männer der hiesigen Fischerinnung rudern, den kühlenden Wellen zueilen. Männer, Jünglinge, Knaben, Alles sucht Erfrischung, und findet dieselbe in den sanfthingleitenden Wellen unserer Elster. Der von der Badepolizei angewiesene Badeplatz befindet sich ein nicht sehr bedeutendes Stück hinter den auf unserm Stahlstich angegebenen Gebäuden, vor denen man stromaufwärts vorbeifährt; und es genügen diese, sowie gleiche Bäder in der Parde und Pleifse, in denen allen man unter freiem Himmel badet und sonach nicht nur den Genuss eines Wasserbades, sondern auch eines Luftbades hat, der männlichen Bevölkerung Leipzigs, und unter dieser wieder denjenigen, welchen es gleich gilt, wenn in derselben Zeit, während sie baden, auch Andere sich diesen Genuss bereiten. Auf Damen, so wie auf Herren, die, sei es aus übertriebenem Schaamgefühl oder aus irgend einer andern Ursache sich scheuen, mit mehreren ihres Geschlechts zusammen zu baden, oder die endlich in den schlichten Fischerkähnen nicht hinlängliche Bequemlichkeit und zu wenig Eleganz finden, kann hier natürlich nicht Rücksicht genommen werden. Für diese nun, sowie überhaupt auch für diejenigen, die nach genommenem Bade nicht der freien Luft ausgesetzt sein wollen, war vor Entstehung dieser Bäder im Gerhard'schen, sonst Reichenbach'schen Garten durch Badeanstalten in den sich hier befindenden drei Mühlen (Nonnen-, Thomas- und Angermühle) gesorgt. Da jedoch in den letztverflossenen Jahren die einfachen Bäder in diesen Mühlen durch die sogenannten Wellenbäder immer mehr verdrängt wurden, so ward die Entstehung einer neuen Anstalt für einfache Flussbäder bald zu einem Bedürfniss, und Herr Legationsrath Gerhard, der demselben im Jahre 1836 abzuhelfen suchte, verdient darum um so gröfseren Dank, da seine türkischen Bäder sowohl rücksichtlich der Bequemlichkeit als der Eleganz nichts zu wünschen übrig lassen. Die Annehmlichkeit ihrer Lage in einem höchst geschmackvoll angelegten Garten, von welchem wir in einer der nächsten Lieferungen ausführlicher sprechen werden, die Reinheit des Wassers, in welches hier noch keine Stadtschleusen gehen, die Bequemlichkeit und Eleganz der Auskleidezimmer, ferner der Vortheil, dass man durch eine Schirmwand

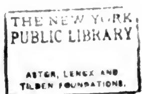
geschützt, ungesehen unter freiem Himmel baden kann, und endlich die höchst zweckmäfsige Einrichtung, dass der Fufsboden des Bades nach Belieben je nach dem Stande des Wassers hoch oder niedrig geschraubt werden kann, ist das, wodurch sich diese Bäder aufs vortheilhafteste vor den übrigen Badeanstalten unserer Stadt auszeichnen. Namentlich aber ist dasjenige Gebäude hervorzuheben, welches auf unserer Abbildung die rechte Seite einnimmt, da es nicht nur in seinem Innern, sondern auch in seiner äufsern Form und Decorirung uns ein recht freundliches Bild ächt orientalischen Geschmacks vor die Augen führt. Werden wir schon beim Eintritt in das Bad mit dem gewöhnlichen morgenländischen Zuruf begrüfst: »Allah sei mit Euch,« welche Worte über dem Eingang zu lesen sind, so finden wir auch, während wir an der hohen Wand, die auf unserm Bilde zu sehen ist, eine zweite Inschrift: »Allah ist grofs« lesen, die ganze innere Einrichtung treu so durchgeführt, wie das Ganze auf den ersten Anblick sich als orientalisch kund gibt.

VI.

DIE THEKLAKIRCHE.

Ungefähr eine und eine halbe Stunde nordöstlich von Leipzig erhebt sich hinter den Dörfern Mogkau und Abtnaundorf ein ziemlich kahler, nur stellenweise mit Obstbäumen bepflanzter Hügel, auf dessen Scheitel ein Kirchlein steht, einsam und abgeschieden von dem sich in der Nähe befindenden Dorfe Cleuden, und nur umgeben von einfachen Grabsteinen eines schweigsamen Friedhofs. Freundlich blickt das alte Gotteshaus herab in die grofse Ebene, welche sich um unsere Lindenstadt herumzieht, und auf die zahlreichen Dörfer, die von grünenden Wiesen, üppigen Fluren und leichtem Gebüsch umgeben sind; und unwillkührlich fühlt sich der Wandrer veranlasst, die Anhöhe zu besteigen. Sie ist ja fast die einzige in der ganzen Umgegend von Leipzig. Die kleine Kirche aber, die sich auf der Anhöhe befindet, und deren Abbildung unser Stahlstich gibt, führt den Namen St. Theklakirche, wofür auch früher die Volkssprache »Tiegelkirche« auch Kirche »zu der hohen Digen,« oder »die hohe Tichel,« oder »zum hohen Tigel« brauchte. Thekla, so erzählt die Legende, war die Tochter eines reichen Bürgers zu Ikonium, der Hauptstadt Lykaoniens in Kleinasien, und die Verlobte eines jungen reichen Mannes, Namens Thamyrus. Hunderte waren bereits durch die Hand des Apostels Paulus zu Christen geweiht worden, als dieser Gottesmann auch nach Ikonium kam, um auch da das Evangelium zu verkünden. Die Wohnung, die er in der Stadt bezog, lag der der jungen Braut gegenüber, so dass Thekla nicht nur sah, wie




THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Paulus vor dem Volke predigte, sondern auch hören konnte, was er predigte. Die gottbegeisterte Rede des Apostels hatte sich bald einen Weg zu dem Herz der frommen Jungfrau gebahnt, und gern gab sie dem Pförtner der Wohnung des Apostels ihr kostbares Ohrgehänge, um zu dem, der das Himmelreich verkündigte, ungehinderten Zutritt zu erlangen. Sie ward Christin, dafür aber auch zum Feuertod verurtheilt. Also die alte Sage. Die Legende lässt sie nun zwar hiervon errettet werden, doch wurde sie von einer gläubig frommen Nachwelt zur ersten Märtyrin erhoben und als Heilige verehrt, und in der Zeit, in welcher noch Niemand wagte, an dem Gebäude zu rütteln, das das christliche Oberhaupt zu Rom aufgeführt, fand die heilige Thekla auch hier in unserer Nähe ein Plätzchen, wo man ihr zu Ehren fromme Lieder sang. Denn kaum möchte, obgleich keine bestimmte Nachricht hiervon auf uns gekommen ist, es einem Zweifel unterliegen, dass diese Kirche aus der frühesten Zeit der Einführung der christlichen Religion in unserer Gegend stammt und schon im zehnten oder elften Jahrhundert erbaut worden ist. Beweis ist ihre Lage, indem die ersten christlichen Kirchen auf heidnischen Opferstätten und Begräbnissplätzen und als gemeinsames Heiligthum eines weiten Bezirks in der Regel auf Anhöhen erbaut wurden, ferner die, wenn auch fast gänzlich zerstörten, doch nur jener Zeit angehörigen Denkmale, die man in unserer Zeit hier aufgefunden hat, und endlich der Styl selbst, in welchem die Kirche erbaut ist. Der Thurm so wie das Schiff der Kirche, mit Ausschluss des auch auf unserer Abbildung angegebenen nach Morgen zu gerichteten Anbaues, sind, wie sich an den starken Mauern und den nach Halbkreisbogen geformten Wölbungen und Verzierungen erkennen lässt, ein schönes Denkmal des byzantinisch-römischen Baustyls, während jener Anbau der ersten Periode der gothischen Baukunst anzugehören scheint.

Gelehrte der neueren Zeit haben die Vermuthung ausgesprochen, dass unsere Theklakirche früher wahrscheinlich eine Wallfahrtskirche gewesen sei, und haben dies nicht mit Unrecht aus dem vor dem Altare stehenden Marienbild, das sonach für wunderthätig gehalten worden sei, zu beweisen gesucht. Es bildet aber dies Marienbild vom ganzen Altarblatt, welches fünf durchaus vergoldete gröfstentheils in bischöflichem Ornate befindliche Figuren vorstellt, die Mitte, ist gekrönt und enthält in seinem ebenfalls ganz vergoldeten Hintergrunde die Worte: »gratia plena.« Dies unstreitig das Wichtigste im Innern der Kirche. Von geringerer Bedeutung sind die biblische Geschichten vorstellenden, nicht aber vorzüglich ausgeführten Gemälde an den Emporkirchen. Das Jahr 1662, welche Zahl an einer Säule unter dem Orgelchore zu lesen, und wahrscheinlich das Erbauungsjahr der Emporkirchen ist, scheint auch die Zeit

zu sein, in welcher jene Gemälde gefertigt wurden. Gröfseren Werth haben zwei Bilder Luthers, von denen sich das eine neben der Kanzel befindet und die kernige Unterschrift hat:

»Natus Islebi, divine propheta Luthere,
Relligio fulget, te duce, papa iacet.«

Das andere hängt in der unmittelbar hinter dem Altare befindlichen engen Sakristei. Ueber dem Kopf des Bildes liest man die Worte: »Dr. M. Luther Aetat. XLIX,« an der linken Seite: »lux Dei,« an der rechten: »vera lux,« und am untern Rand des Bildes: »Verbum Domini sufficit. 2 Tim. 3, 15. Restaurator libertatis evangelii. 1532.« Dem zuerst erwähnten Luther-Bilde gegenüber befindet sich das Bildniss des Leipziger Superintendenten Vincenz Schmuck, im Sarge liegend und von Engeln umgeben, welches der Besitzer der ehemaligen Mohrenapotheke zu Leipzig, Scheffer, der Theklakirche im Jahre 1654 zum Geschenk machte. Erwähnenswerth ist endlich auch noch die Orgel, welche der zittauische Handelsmann Ernst Siegmund Haupt, Sohn des Schulmeisters zu St. Thekla, von dem Orgelbauer Maurer zu Leipzig im Jahre 1776 aus dankbarer Anhänglichkeit an den Ort seiner Kindheit der Kirche bauen liefs.

Nicht mit Stillschweigen darf aber auch der an die Kirche angebaute, starke, viereckige Thurm übergangen werden. Derselbe stammt ohne Zweifel aus derselben Zeit, in welcher die an ihn stofsende Kirche erbaut wurde, und ist mit seinen starken immer noch dauerhaften Mauern ein herrlicher Ueberrest alter Baukunst. Dank dem Geschick, das uns das alte Gebäude auch in den Stürmen unversehrt erhalten hat, deren Zerstörung so manches kostbare Bauwerk nicht entgehen konnte! Ganz besonders aber muss der in ihm hängenden drei Glocken gedacht werden, welche mit hellem Klang hinaustönen in die Ebene und die friedlichen, nachbarlich wohnenden Dorfbewohner abrufen von ihrem Pflugschar, um in dem stillen Gotteshause dem Herrn zu dienen. Wie Vielen mögt ihr einfach feierlichen Töne das Geleite in das kühle Grab gegeben haben, wie oft mögt ihr zu wahren Freuden- und Jubeltönen geworden sein, wie vielmal mögt ihr mit Betrübten geklagt, und wie oft mögt ihr weit in die Ebene hinaus um Hülfe geschrien haben, wenn die Gluth des furchtbar zerstörenden Elements die friedliche Wohnung des Landmanns zu vernichten drohte! Jedenfalls die älteste von diesen drei Glocken ist die mittelste, welche mit Mönchsschrift geziert ist, aber keine Jahrzahl gibt. Von den beiden anderen ist die kleine mit den Worten umschrieben: »Jesus, Maria, sancta Anna, sanctus Nicolaus, sanctus Jacobus, sancta Ursula. Anno Dom. MCCCCCII.,« wogegen auf der grofsen: »Hr. Severin Brinstorf Pfarer zu der Hochen Digen 1538«

zu lesen ist. Die Namen aber der in die Kirche von St. Thekla eingepfarrten Dörfer sind: Cleuden, das unmittelbar am Fuſse der Anhöhe liegt, auf welcher unsere Theklakirche ruht, Ploesen und Neutzsch, und die Filiale zu Paunsdorf und Mogkau.

Blicken wir aber endlich beim Scheiden von diesem alten Heiligthum auf die Tage der Vergangenheit zurück, so gingen auch an ihm die groſsen Ereignisse, welche im Jahre 1813 unter dem Donner des Geschützes von den Ebenen Leipzigs aus bis in den entferntesten Winkel Europa's vernommen wurden, nicht bedeutungslos vorüber. War schon am sechzehnten October des genannten Jahres den Bewohnern Leipzigs und der Umgegend ein furchtbares Vorspiel eröffnet worden von dem Völkerkampfe, den zwei Tage darauf die Fluren Leipzigs entbrennen sahen, so verkündete der siebzehnte October, wenn auch an diesem Tage die noch von Blut triefenden Schwerter in der Scheide ruhten, nichts weniger als Sabbathsruhe. Für unser Thekla gebar dieser Tag mit der darauffolgenden Nacht Stunden des Entsetzens. Während das sechste und dritte Armeecorps unter Marmont und Souham längs der Parde von Schönfeld bis zur Anhöhe von St. Thekla unter dem Oberbefehle des Marschall Ney den ganzen Tag ruhig aufgestellt blieb, sah, als schwarze Nacht über den Fluren lag, unsere Theklakirche von ihrer Anhöhe herab nicht weniger denn vier nachbarliche Dörfer (Probstheyda, Stötteritz, Holzhausen und Schönfeld) in Flammen aufgehen. Keine Feder vermag genügende Worte zu finden für die jammervollen Scenen, die in dieser Nacht vor den Augen des Beobachters ausgebreitet lagen. Hier ein armer Landmann, der in der Feuergluth sein ganzes Hab und Gut verlor, dort ein braves Weib, das in furchtbarer Todesangst auf dem Arm ihren Säugling haltend herausstürzt aus den Feuerstätten, ohne zu wissen, wo sie ihrem Kinde ein sicheres Obdach schaffen soll, hier ein Haufe roher Krieger, die eine Freude haben an der Gluth, die sich an des Himmels Wolken abspiegelt, dort unter freiem Himmel ohne Hülfe ein wackerer Soldat, der mit blutender Todeswunde seinen Lieben in weiter Ferne das letzte Lebewohl zuröchelt. Noch leuchtete das Feuer jener vier Dörfer weit in die Ebene hinaus, als der groſse Schlachttag anbrach. Die Uhr schlug eben zwei, als Napoleon sein Heer unter die Waffen treten lieſs und in eine concentrirte Stellung überging; sechs Stunden darauf verkündete der Donner zahlloser Feuerschlünde den Beginn der Schlacht. Auch an unserer Theklakirche ward mit furchtbarer Hartnäckigkeit gekämpft. Das dritte Armeecorps unter Souham's Commando, dasselbe, das schon seit dem sechzehnten October hier geweilt, hatte an der Kirche eine Batterie errichtet, um den verbündeten Truppen den Uebergang über die Parde abzuschneiden. Aber den sechs und dreiſsig russischen

Zwölfpfündern, die ihr alsbald entgegenbrüllten, vermochte die Batterie nicht lange Stand zu halten. Durch die Uebermacht zum Schweigen gebracht zog sich Souham mit den Seinen alsbald nach Schönfeld zu zurück. Fast ein Wunder könnte man es nennen, dass während dieser heifsen Stunden das alte Gotteshaus nur wenig gelitten hatte. Sechs und zwanzig Jahre sind bereits wieder im Fluge der Zeit dahingegangen — das Kirchlein stehet noch!

Verlag v. Westermann in Braunschweig [illegible]

VII.

DIE NIKOLAIKIRCHE.

Im vierten Iahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung lebte, so erzählt wenigstens die Legende, zu Myra in Lykien ein frommer Bischof, Namens Nikolaus, der sich schon in seiner frühesten Jugend durch Wohlthätigkeit gegen Arme, denen er nach und nach sein ganzes Vermögen dahingab, ausgezeichnet hatte. Namentlich aber war ihm die Liebe und Achtung seiner Umgebungen da im höchsten Grad zu Theil geworden, als er seinen frommen Sinn für Wohlthätigkeit unter andern auch gegen drei unglückliche Jungfrauen bethätigte. Dieselben wollte ihr Vater, weil er aus Armuth sie nicht an den Mann zu bringen wufste, einem schändlichen Gewerbe preisgeben. Unser Nikolaus aber rettete sie, indem er ihnen eine reichliche Ausstattung schenkte, die er ihnen durch das Fenster zuwarf. Als in der Folge in Myra die Wahl eines Bischofs nöthig wurde, kamen die Wähler überein, denjenigen zu diesem Amte zu wählen, der des Morgens der Erste in der Kirche sein werde. Es war dies unser Nikolaus, der also zum Bischof erwählt wurde. Aber ungeachtet seiner Frömmigkeit, seines oftmaligen Fastens und seiner Wohlthätigkeit soll er in der Folgezeit unter Diocletian und Maximian die härtesten Verfolgungen erlitten haben und erst unter Constantin dem Grofsen aus dem Kerker befreit worden sein, worauf er auf der ersten Kirchenversammlung zu Nikaea gegen die Arianische Ketzerei aufgetreten sei. Da er jedoch, wie die Sage weiter erzählt, sich nicht nur durch Werke der Wohlthätigkeit, sondern auch durch Wunderthaten ausgezeichnet hatte (sein Leichnam soll sogar Balsam ausgeschwitzt haben), so ward er nach seinem Tode unter die Heiligen versetzt und als solcher sowohl im Orient als im Occident verehrt. Ihm zu Ehren ward auch im Jahre 1176 unsere nach ihm noch jetzt benannte Nikolaikirche gegründet, und zwar vom Markgrafen Otto dem Reichen. Indess hatte damals die Kirche ein anderes Ansehen, als gegenwärtig, denn kurz vor der Reformation (1513) ward ein neuer Bau derselben begonnen,

7

nach dessen Vollendung 1525 sie Adolph, Bischof von Merseburg, feierlich einweihete. Auch in der Folgezeit, namentlich in den Jahren 1580 und 1610, wurden mehrere Reparaturen nothwendig; ihre jetzige Gestalt aber erhielt sie erst in den Jahren 1785 bis 1796 unter der Aegide des damaligen Bürgermeisters Müller und unter der Leitung des rühmlichst bekannten Baudirectors Dauthe. Der auf der Abendseite an sie stofsende Thurm ward 1555 erbaut und verdankt sein Dasein dem Baumeister Lotter, demselben, den wir bereits früher als Bauherrn unserer Pleifsenburg kennen lernten.

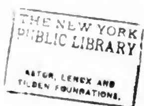
Schreiten wir aber zur Beschreibung des alten Heiligthums selbst, und begeben uns durch den auf der Abendseite befindlichen Haupteingang in dasselbe, so überfällt uns beim ersten Blick, den wir in die hohe Wölbung thun, ganz unwillkührlich jenes markdurchdringende, heilige Gefühl, das gewiss jeder empfunden hat, der nur einmal beim Eintritt in eine Kirche sich seines Gottes klar bewust war. Gleich als seien wir hier bei der heiligen Stille, die uns plötzlich umgibt, der Erde entrückt und der Gottheit näher, gleich als wolle uns der geweihete Ort in seine Räume aufnehmen, um uns auf's innigste mit jenem ewig waltenden Geiste zu verbinden, der in unendlicher Gröfse aus jedem Grashalm, aus jedem Stein, aus jedem Blatte zu unserm Herzen spricht; gleich als wohne hier allein die unendliche Gottheit, die Millionen Sterne am Himmel hält! — Eine durch ionische Säulen gebildete Vorhalle, welche die Gestalt eines kleinen viereckigen Tempels hat, mit musivischem Pflaster belegt ist und von zwei kleinen achteckigen Hallen eingeschlossen wird, ist der Ort, wo wir beim Eintritt in unsere Nikolaikirche zu unserer Andacht gleichsam vorbereitet werden. Ueber diesen ionischen Säulen ist das Musikchor angebracht, welches eine herrliche von den Gebrüdern Trampeli aus Adorf in den Jahren 1789 — 1791 erbaute Orgel ziert. Imposanter jedoch, als diese Vorhalle, ist der innere Hauptraum, oder das eigentliche Schiff des alten Gotteshauses. Hohe, schön kanelirte Säulen, deren Kapitäler mit Palmblättern und Fruchtzweigen geziert sind, tragen das majestätische Gewölbe gothischer Baukunst. Gleich Riesen streben die Steinblöcke in die Höhe empor und fesseln, während sie den Mund verstummen machen, das staunende Auge. Auf beiden Seiten befinden sich zwei Reihen Emporkirchen, von welchen die obere von korinthischen Säulen getragen wird, während auf der rechten Seite, parallel mit der untern Emporkirche, die Kanzel steht, deren Dach vier metallene vergoldete Säulen tragen. Das Herrlichste aber vom Ganzen, man könnte dies das Allerheiligste nennen, ist das Chor. Durch ein niedriges eisernes Gitter vom Schiffe getrennt vereinigt es Alles in sich, was nur Einfachheit und Kunst Grofses hervorbringen können. Die vordern Wände an beiden Seiten des Chors sind mit korinthischen Pilastern geziert, zwischen

denen grofse Gemälde von Oeser angebracht sind; der hintere Theil des Chors, in dessen Mitte der Altar steht, wird durch eine halbcirkelrunde mit sechs korinthischen Säulen von gelbem Gipsmarmor gezierten Mauer gebildet, in deren Mitte sich die Auferstehung Jesu, ein herrliches Meisterwerk Oeser's, als Altargemälde befindet. Der Altar selbst übrigens ist von braunem Marmor, jedoch ganz einfach, und unmittelbar über ihm an der Decke befindet sich abermals ein Gemälde, das den Engel des Friedens darstellt. So viel zur Beschreibung des Inneren unserer Kirche. Nur eins muss hier noch erwähnt werden — die alte Kanzel der Kirche, dieselbe, von welcher herab auch Luther in unserer Nikolaikirche das Wort Gottes verkündete. Dieselbe ist nicht weit vom Haupteingange in einer von einem einfachen Vorhang verhängten Nische aufgestellt und fordert mit ihren den Charakter jener Zeit verrathenden Bild- und Schnitzwerken von jedem wahren Protestanten, der diese Kirche betritt, wohl mehr als oberflächliche Beachtung. Der ganze innere Raum der Kirche aber beträgt drei und dreifsig Ellen in der Höhe, zwei und funfzig in der Breite und hundert und vier in der Länge.

Was endlich die Momente anlangt, durch welche unsere Nikolaikirche nicht nur für unser Leipzig, sondern auch für das ganze protestantische Sachsen zu hoher historischer Bedeutsamkeit gekommen ist, so werden wir auch hierbei abermals in jene Zeiten zurückgeführt, in denen unser Luther seine Donnerstimme erschallen liefs. Es war am 23. Mai des Jahres 1539 — der Freitag vor dem Pfingstfeste — als Herzog Heinrich der Fromme die Erbhuldigung in unserer Stadt annahm und zu gleicher Zeit eine Vorbereitung zur Einführung der Reformation in Leipzig veranstaltete. Mit ihm und dessen Familie waren auch der Churfürst Johann Friedrich, Herzog Johann Ernst zu Sachsen und Herzog Franz zu Braunschweig gegenwärtig. Aufserdem brachte der Churfürst seinen Hofprediger von Gotha, den Dr. Myconius, mit, und von den übrigen Reformatoren waren Luther, Melanchthon, Justus Jonas, Propst in Wittenberg, Caspar Cruciger, Professor der Theologie in Wittenberg und Johann Pfeffinger, Pfarrer zu Belgern, erschienen. Die Vorbereitung bestand in einer Predigt, welche Luther ungeachtet heftiger Kopfschmerzen in der Hofkapelle des alten jetzt nicht mehr stehenden Schlosses Pleifsenburg hielt, und es haben sich die deutschen Kraftworte, die Luther damals über Joh. XIV, 23 — 31. sprach, noch bis auf den heutigen Tag erhalten. Zur eigentlichen öffentlichen Feier der Kirchenreformation war der 25. Mai, der erste Pfingstfeiertag, bestimmt. Luthers Unwohlsein verhinderte ihn, an diesem Haupttage der Reformationseinführung früh zu predigen. Es übernahm für ihn diese Predigt Dr. Justus Jonas. Dafür aber predigte Luther am Nachmittag desselben Tages. Leider ist diese Predigt niemals

gedrucht worden, auch nirgends bis jetzt aufzufinden gewesen. Indess wissen wir, dass Luther über des heiligen Geistes Ausgiefsung, Zukunft und Amt sprach, und zwar vor einer Zuhörermenge, welche unsere Nikolaikirche — denn in ihr wurde diese so wie des Dr. Jonas Predigt gehalten — nicht fassen konnte. Es wird uns erzählt, dass man aufsen an der Kirche sogar Leitern anlegte und die Fenster einschlug, um den göttlichen Prophet zu hören. — Dank sei der Gottheit gebracht, die uns noch späten Nachkommen des gewaltigen Mannes die heilige Stätte erhalten hat, wo solches dereinst geschah; Dank der Vorsehung, dass diese heilige Stätte sich in den Mauern einer Stadt befindet, deren Einwohner noch jetzt auf jene Tage der Vergangenheit stolz sind; Dank der Vorsehung, dass die, welche dereinst um diese Stätte wohnten, sammt ihren Nachkommen, jene ernste Mahnung Luthers: »Gottes Wort mit Ernst zu meinen und dasselbe mit allem Fleifs erhalten zu helfen,« unter Freud und Leid fort und fort im Gedächtniss behalten haben! Schwere Tage kamen zwar nach jenem grofsen Ereigniss im Verlauf der Zeiten über unsere Stadt, und auch an unserer Nikolaikirche gingen dieselben nicht spurlos vorüber. Auch sie theilte während jenes dreifsigjährigen europäischen Glaubenskampfes in den Jahren 1633 und 1637 das harte Schicksal unserer Stadt. Indess auch sie bestand, wie die Stadt selbst diese Zeiten Untergang drohender Gefahr, und sie war, gleichsam als sollten die Bürger Leipzigs erfahren, dass sich der alte fort und fort heilig gehaltene Tempel eines besonderen Schutzes der Gottheit erfreue, von allen Kirchen Leipzigs die einzige, die von den schreckhaften Verwüstungen des Kriegs im Jahre 1813 gänzlich verschont blieb.





VIII.

CONNEWITZ.

Unter den ausgezeichnetsten Punkten in der Umgegend von Leipzig, wenigstens unter denen, die ob ihrer reizenden Lage zu den Glanzpunkten Leipzigs und seiner Umgebungen zu rechnen sind, nimmt unstreitig das freundliche Connewitz einen der ersten Plätze ein. Ja es ist dieses Dorf gewiss eins der schönsten, wenigstens eins der am vorzüglichsten gebauten des ganzen Königreichs, wozu allerdings die Nähe Leipzigs, von dem es nur eine kleine Stunde entfernt liegt, das meiste beigetragen haben mag. Indess darf hierbei doch auch seine natürliche Lage selbst nicht übersehen werden, da seine erst in neuer Zeit erbaute, freundliche Kirche, ferner der das Dorf in zwei Hälften schneidende Pleifsenmühlgraben, sowie die unmittelbar an Connewitz stofsende Holzung und endlich die durch das Dorf führende schöne Zwenkauer oder Zeitzer Kunststrafse uns beim Totalanblick des Dorfes ein in der That reizendes Bild vor die Augen führen, zumal hier die grofse um Leipzig ausgebreitete Ebene durch einzelne leichte Anhöhen unterbrochen wird. Es verdankt aber Connewitz seine Entstehung der ältesten Vorzeit. Schon sein auf —itz endender Name verräth wendischen Ursprung, und eine Menge im Jahre 1826 ganz in der Nähe des Dorfes aufgefundener wendischer Begräbnissurnen lässt darüber keinen Zweifel mehr obwalten. Noch jetzt bewahrt einen nicht unbedeutenden Theil dieses Fundes die hiesige »deutsche Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer« in ihren Sammlungen, und derselbe ist wohl einer aufmerksamen Betrachtung des Alterthumsforschers nicht unwerth. Das Dorf selbst aber war früher ein geistliches Gut und Eigenthum des Leipziger Thomasklosters. Bürger Leipzigs! Mit Stolz könnt Ihr auf jene Zeiten schwerer Prüfung zurückblicken! Schon hatten mehrere Eurer Ahnen ihren frommen Eifer für Luthers Lehre auf dem Schaffot oder durch ein schimpfliches Exil büfsen müssen, als Herzog Georg, der Bärtige, schon am Rande des Grabes, das Schwierige, die neue Lehre mit dem Schwerte zu vertilgen, in seiner

Seele erkannte, und im Jahre 1537 Eurem Rathe das Privilegium ertheilte, die geistlichen Güter in und um die Stadt, wenn sie von Ordensleuten verlassen würden, an sich zu kaufen. Schon damals kam ein beträchtlicher Theil der Klostergüter an Euren Rath. Nachdem es aber endlich das Schicksal gefügt, dass unter dem frommen Heinrich Luthers Worte: »ich werde es noch erleben, dass Herzog Georg und sein Haus nicht mehr sein wird und ich das Wort Gottes noch selbst zu Leipzig predige,« in Erfüllung gegangen waren, und darauf der ritterliche Moritz die Privilegien der Stadt auf's neue bestätigt hatte, brachte der Rath im Jahre 1543 alle übrigen Klöster, nur das Paulinum ausgenommen, käuflich an sich und somit auch unser Connewitz. Jahrhunderte sind seitdem vergangen, und ungeachtet der vielfachen Unwetter, die sich auf Leipzigs Ebenen seit jener Zeit entluden, ist das Dörflein, denn dies war es damals noch, nach und nach zu einem Dorfe geworden, dem nur wenig andere unserer Gegend an die Seite gesetzt werden können. Ja, fremder Wanderer, willst Du sehen, was die verschönernde Hand der Kunst der Natur zu entlocken weiſs, so komm in unser freundliches Connewitz, und wahrlich, Du wirst im Innern Deiner Seele das Gewaltige jenes Dichterwortes fühlen:

»Der fortgeschrittne Mensch trägt auf erhobnen Schwingen
Dankbar die Kunst mit sich empor,
Und neue Schönheitswelten springen
Aus der bereicherten Natur hervor.«

Hier ein einfach schlichtes Häuschen, vor dem ein Landmann auf einem Sandsteine sitzend ausruht von der Mühe und Arbeit des verlebten Tages, dort ein palastähnliches Gebäude, auf dessen Söller ein silberbehaarter Greis unter muntern Enkeln weilt; hier ein verstecktes Gärtchen, an dessen ärmlichem Spalier sich eine üppig wuchernde Weinranke hinaufschlängelt, dort eine parkähnliche Anlage, wo Tausende von Florens schönsten Kindern in herrlicher Blüthe stehen; hier in einer von leichtem Gebüsch umgebenen Laube zwei sich innig liebende Gatten, die in trautem Gespräch versunken nicht darauf achten, was um und neben ihnen vorgeht, dort in und vor einem buntfarbigen Gartenzelt eine lebensfrische Jugend, der es vom Gesicht abzulesen ist, wie sie sich freuen, des Zwanges des städtischen Gesellschaftslebens los zu sein; hier hinter einsamen Tannenbäumen eine Einsiedlerhütte, dort ein reich verzierter in orientalischer Weise angelegter Pavillon, Alles in buntem Gemisch nebeneinander! Und welche Beweglichkeit, welches Leben im Dorfe selbst! Hier ein hochaufgethürmter Getraidewagen, den sonneverbrannte Schnitter und Schnitterinnen unter Jubel ins Dorf hineingeleiten, dort eine prächtige Carosse, in welcher der reiche Städter

dem Stadtgewühl enteilt ist; hier eine mit Glocken gezierte heimkehrende Heerde, vor welcher dort das muthige Ross eines stattlichen Reiters scheu wird; hier das Aufjauchzen der muntern Dorfjugend, dort der harmonische Gesang von Euterpe's goldgelockten Töchtern! Herrliches Bild eines gemüthlichen Landlebens, wie wohlthuend wirkst du auf die sorgen- und kummerbelastete Seele!

Wie ganz anders, anders war es hier vor nun sechs und zwanzig Jahren! Myriaden von tapfern Kriegern hatten sich im Jahre 1813 in weitem Umkreise auf Leipzigs Ebenen bereits gelagert, als denselben am 15. October desselben Jahres die Gewissheit wurde, dass der entscheidende Moment einer Schlacht nahe. Auch unser Connewitz war Zeuge des furchterregenden, grofsartigen Schauspiels. Es war der Standort jenes Pohlensohnes, dessen Namen die Muse Klio mit goldenen Buchstaben in ihre Bücher eingezeichnet hat. Ihm, dem tapfern Poniatowski, dem heldenmüthigen Führer des achten Armeecorps, gegenüber, auf dem linken Ufer der Pleifse, stand General Graf Maximilian von Meerveldt, Commandeur der zweiten österreichischen Armeeabtheilung. Hinter düstern Wolken verkündete am sechzehnten October Helios den Tag. Erst als gegen neun Uhr der Kampf mit einem fast betäubenden Kanonendonner begonnen, lüftete sich der Schleier am Himmel. Auf mehreren Punkten wogte alsbald ein entsetzlicher Kampf, in der Nähe von unserm Connewitz, dem festesten Punkt, der französischen Stellung, einer der blutigsten. General Meerveldt, der von Gautzsch aus gegen Connewitz vorrückte, hatte vom ersten Augenblick seines Aufbrechens an den hartnäckigsten Widerstand gefunden, und litt namentlich desswegen sehr viel, weil er nur auf der Strafse vordringen konnte. Denn nicht nur, dass fast alle Brücken über die zahlreichen Wasserzüge abgebrochen waren, so hinderte auch der Wald, der sumpfige Boden auf beiden Seiten der Strafse und die angeschwollene Pleifse ihn nicht wenig in seinen Operationen. Dazu kam, dass das Terrain überhaupt so ungünstig für ihn war, dass er nicht einmal sein Geschütz aufstellen konnte. Dessenungeachtet aber fochten die Seinen gleichwie Löwen. Aber auch Poniatowski's Mannschaft führte eine kräftige Faust und wies jeden wenn auch noch so wüthenden Angriff mit entschlossener Tapferkeit zurück. Meerveldt sah sich endlich in die Nothwendigkeit versetzt, von seinem Vorsatz, bei Connewitz über die Pleifse zu setzen, abzustehen. Während er hier den Angriff nur zum Scheine fortsetzen liefs, zog er sich weiter aufwärts und suchte bei Lösnig den Fluss zu passiren. Aber auch hier wurde er durch das sumpfige Terrain daran verhindert. Er wendete sich daher endlich nach dem von der Pleifse in zwei Theile getheilten Dorfe Doelitz, wo alsbald von frischem gewürgt wurde. Aber auch hier scheiterte jegliche Anstrengung der Alliirten an der heldenmüthigen Tapferkeit des Feindes, und General Meerveldt

selbst hatte endlich noch das Unglück, leicht verwundet und an der Spitze eines Bataillons gefangen zu werden, womit sich hier das blutige Schauspiel endigte, während bei Connewitz bis zur späten Vesperstunde fortgekämpft wurde. Dem braven Meerveld, der am Abend dieses heifsen Tages gewiss ein schönres Loos verdient hatte, als ihm das Schicksal bereitet, und der gewiss einer gleichen Auszeichnung werth gewesen war, wie Poniatowski, den Napoleon noch am Abend desselben Tages zum Marschall von Frankreich ernannte, ist wenigstens der Ruhm geblieben, dass selbst Napoleon, der ihn am folgenden Tag auf sein Ehrenwort entliefs, in ihm einen wackeren Soldaten erkannte.

Ehe wir aber von unserm Connewitz scheiden, müssen wir noch eines Plätzchens Erwähnung thun, das uns in eigenthümlicher Weise noch jetzt an jene schweren Tage der Vergangenheit erinnert — eines einfachen Grabhügels an einer Ecke der unmittelbar an Connewitz stofsenden Holzung. Es geht die Sage, auf diesem Plätzchen sei in jenen blutigen Octobertagen ein Jüngling gefallen, dessen Tod nicht ein Vater, oder eine Mutter, nicht ein Bruder oder eine Schwester — eine treuliebende Braut beweint habe. Aus fernem Land sei diese Edle herbeigeeilt, habe dem Verblichenen diesen Hügel errichten lassen und sei viele Jahre jedesmal am Johannistag hierher zurückgekehrt, um den Bewohnern unsers Leipzigs, welche in einfach schöner Sitte an diesem Tage die Gräber ihrer Verstorbenen mit Blumenkränzen schmücken, zu zeigen, dass es auch ihrem gebrochenen Herzen ein Wonnegefühl sei, an diesem Tage dem hier Ruhenden eine Thräne der Wehmuth und einen Kranz der Liebe zu weihen. Mag diese schöne Sage wahr sein oder nicht; noch jetzt fesselt diese Ruhestätte unsern Blick und ist an jedem Johannistag mit blühenden Kränzen umwunden. Gesegnet sei die Hand, die noch jetzt diese Kränze windet!



selbst hatte endlich noch das Unglück, leicht verwundet und an der Spitze eines Bataillons gefangen zu werden, womit sich hier das blutige Schauspiel endigte,



IX.

LÜTZSCHENA.

Unerschöpflich an Reiz, an immer erneuerter Schönheit
Ist die Natur! Die Kunst ist unerschöpflich wie sie.

Willst Du, fremder Wanderer, die Wahrheit dessen inne werden, so entwinde Dich dem alten Vorurtheil, welchem Leipzigs ebene Gegend hin und wieder verfallen ist, und komme nach unserm freundlichen, an der Halle'schen Strafse, auf dem rechten Ufer der Elster liegenden Lützschena. Zwar ist die Entfernung des Dorfs von unserer Lindenstadt schon ziemlich bedeutend, um aus dem Wege dahin einen Spaziergang zu machen, denn es beträgt dieselbe fast zwei volle Stunden, aber dessen ungeachtet wird es Dich nicht reuen, einmal eine weitere Partie unternommen zu haben, als Du bisher unter unserer Leitung von Leipzig aus unternahmst. Und was ist dieser Weg im Vergleich zu dem, was Dir auf demselben geboten wird? Magst Du nun, um zum Ziele zu gelangen, Deine Schritte durch die grünen Hallen unseres reizenden Rosenthales lenken und über Gohlis, das geschichtlich bedeutungsvolle Möckern, Wahren und Stameln wandern, oder magst Du das äufsere Ranstädter-, jetzt Frankfurter Thor durchschreiten und Dich über üppig blühende Wiesen, durch die schattige Holzung der sogenannten Bürger-Aue und an der vielleicht tausendjährigen Königseiche vorbei nach dem Dorfe Ehrenberg geleiten lassen, von wo aus Dich das sogenannte Hundewasser bis an das Ziel Deiner Wanderschaft bringen wird, jeder von beiden Wegen wird Dir von neuem zeigen, dass Gottes freie Natur überall reich an Schönheiten und unerschöpflich an Reiz ist. Ja selbst der Fahrweg, der nach Lützschena führt, — dieselbe Strafse, die wir schon auf unserer Wanderschaft nach Eutritzsch kennen lernten — ist nicht ohne Annehmlichkeiten, gestattet uns wenigstens eine freie Aussicht auf die grofse um Leipzig ausgebreitete Ebene. Doch betreten wir Lützschena selbst, welch' herrliches Bild eröffnet sich unsern Augen! Keine Spur mehr von seinem alten wendischen Ursprung, keine Spur

von der verheerenden Fackel des Krieges, die auch hier in heller Flamme vor nicht langer Zeit emporloderte, keine Spur von jener drückenden Armuth, die uns beim Besuch von Dörfern hier und dort entgegentritt! Ueberall neue Bauten und Anlagen, überall ein rühriges Leben, Frohsinn und Zufriedenheit! Und dies Alles ist das Werk eines einzigen Mannes, des rastlos thätigen Max Speck, Königl. Baierschen Freiherrn von Sternburg. Dieser eben so theoretisch als praktisch gebildete Landwirth und dermalige Besitzer von Lützschena hat die Oekonomie des Rittergutes auf eine solche Stufe der Vollkommenheit und Einträglichkeit gebracht und sich um das ganze Dorf so entschiedene Verdienste erworben, dass sein Name noch bei den spätesten Geschlechtern im ehrenvollsten Andenken bleiben wird.

Unser Stahlstich zeigt, wie die bisherigen Dorfansichten in unserm Kunstwerke, die Kirche und ein Stück der Mühle von Lützschena. Erstere enthält zwar nichts besonders Ausgezeichnetes, gibt aber ein recht freundliches Bild eines einfachen ländlichen Gotteshauses. Auch sie ist ein redender Zeuge von der hohen Liberalität des Gutsherru, der im Jahre 1823 auf seine Kosten im Innern derselben eine nicht unbedeutende Reparatur vornehmen liefs. Die Mühle aber liegt unmittelbar hinter der Kirche uud ihre früheren Besitzer können bis zum Jahr 1695 noch durch Urkunden nachgewiesen werden.

Von hoher Wichtigkeit sind aber auch andere Dinge in Lützschena, die nicht minder des Fremden uugetheilte Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Dahin gehören vor allen die unmittelbar an die Wohnung des Gutsherrn stofsenden und zum Rittergut gehörigen, fast durchgängig neu aufgebaueten, mit Ziegeln gedeckten Wirthschaftsgebäude. Sie sind sämmtlich in einer Hofrehde vereinigt und erwächst dadurch der grofse Vortheil, dass die ganze Wirthschaft zu jeder beliebigen Zeit mit Bequemlichkeit übersehen werden kann, was um so nothwendiger ist, da hier nicht nur fast alle Branchen der Oekonomie, sondern auch alle in der gröfsten Ausdehnung getrieben werden. Die beachtenswerthesten Gebäude aber hier sind: die herrlichen, geräumigen und reinlich gehaltenen Viehställe, die Brauerei, Schäferei, und die in einiger Entfernung davon liegende Ziegelei. Treffliches Rindvieh aus Berner Stamm, welches ganz rein in sich gezüchtet wird und welche Vieh-Raçe wohl noch nirgend in Sachsen auf eine so hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht worden ist wie hier, ferner eine kleine Heerde Brasilianer- und Tibetaner Ziegen, 1000 Stück Elektoralschaafe (ohne die Lämmer) und einige Romney-Marsh oder Newleicester Schaafe, bekanntlich die vorzüglichsten Wollträger, locken hier den Kenner zur Beschauung ein und dienen der ganzen Gegend als Musterwirthschaft. Was aber die Brauerei und die dazu gehörigen Dinge anlangt, so war Herr von Speck einer der ersten in Sachsen, welche der öffentlichen Aufforderung der Regierung, den Hopfenbau nach Kräften zu

heben und zu verbessern, Folge leisteten. Vor nun drei Jahren begründete er deshalb eine Hopfenanlage von 37,500 Stangen oder 112,500 Hopfenstöcken, und die Unternehmung ist bereits durch den glücklichsten Erfolg gekrönt worden. In der That ein herrlicher Gerstensaft, der hier gebrauet und in Leipzig, wie in der ganzen Umgegend getrunken wird. Die Brauereigebäude selbst befinden sich hinter dem mit geräumigen Sälen und Ställen versehenen Gasthofe, zwischen der Chaussee und der in diesem Jahre zu eröffnenden Magdeburg-Leipziger Eisenbahn, die einige hundert Schritte weiter auf der Höhe — hier die beträchtlichste auf der ganzen Bahnlänge — sich hinzieht, und später das fahrlustige Publikum in 8 — 10 Minuten von Leipzig und in doppelter Zeit von Halle nach Lützschena herüber bringen wird. Zu der Brauerei gehören die grofsen Getreideböden, Malzdarren, Schmelztennen, Fafsschuppen und die mit bedeutenden Kosten und Mühen in einem sandigen Boden eingegrabenen und gemauerten Eiskeller, in denen das Lagerbier den ganzen Sommer hindurch aufbewahrt wird, und welche gegen die Sonnenhitze von oben theils durch überdeckte Schuppen, theils durch beträchtliche Obstpflanzungen geschützt werden. Von hier aus wird das Bier nach dem In- und Auslande versendet, und es hat seinen Ruf im letzten Jahre bereits in Norwegen, Schweden und Dänemark, wohin auf der Oder mehrere Schiffsladungen gingen, geltend gemacht.

Aber nicht nur diese Dinge sind es, die an uns die Aufforderung ergehen lassen, Lützschena wenigstens einmal zu besichtigen, auch in anderer Hinsicht werden wir hierzu veranlasst. Es ist dies die Mahnung der Kunst, deren Schöpfungen uns sowohl in einem geschmackvoll angelegten Park als in einer höchst beachtenswerthen Bildergallerie vor die Augen geführt werden. Die Parkanlage stöfst unmittelbar an die Wohnung des Gutsherrn, vor welcher in der Mitte eines köstlich duftenden Rosen-Boskets auf einem Postamente von Stein eine nach einer Antike aus Eisen gegossene Statue des Antinous steht, die aus der Eisengiefserei des Herrn Grafen Hugo Salm zu Raitz bei Brünn hervorging. Andere Statuen an mehrern andern Orten des Parks, so namentlich die vor einem trefflichen Gewächshaus in der Nähe einer Volière und eines sehr geschmackvoll decorirten Gartensaales aufgestellte, aus einem Gusse gefertigte, treu dem Original nachgebildete des »Borghesischen Fechters« aus der Eisengiefserei des Herrn Cabinetsministers Grafen von Einsiedel, ferner die einer Vestalin, oder römischen Matrone nach einem Original, welches in Herculanum aufgefunden wurde, ein Monument des russischen Kaisers Alexanders I., endlich auch Ruheplätze und kleine Hütten, in welchen Statuen von Schadow und Wolf in Rom und ein Theil der Elgin marbles in Gypsabdrücken aufbewahrt sind, sind redende Zeugen von dem gediegenen Geschmack und der classischen Bildung des Gutsherrn. Auch muss hierbei noch einer

Kapelle gedacht werden, welche den Namen der »Grabkapelle« führt. Es ist dies die Ruhestätte der leider nur zu früh dahingeschiedenen treuen Lebensgefährtin des Herrn von Speck.

Der Bildergallerie endlich ist ein besonders dazu eingerichtetes Gebäude gewidmet, welches zwar für gewöhnlich geschlossen ist, wozu der Herr von Speck mit seiner gewohnten Humanität aber jedem gebildeten Kunstfreund Zutritt verstattet. Die Sammlung selbst ist gewiss so reichhaltig, wie sie nur in seltenen Fällen bei Privaten angetroffen werden kann. Denn nicht nur, dass wir hier alle, höchst seltene Exemplare vorfinden, so eine »Johanna von Aragonien« von Rafael, ein treffliches Nachtstück von dem berühmten Nachtstückmaler G. Schalken (geb. 1643); ferner ein Thierstück, Kühe und Schaafe darstellend, von Adrian van der Velde; eine herrliche Mondscheinlandschaft von Arthur van der Neer; eine Landschaft von dem bekannten Jacob Ruysdael (derselbe, von dem der vielbewunderte Kirchhof gemalt ist, der sich auf der Dresdner Gallerie befindet); ferner treffliche Meisterwerke von Rubens, van der Helst, van Dyk, Albrecht Dürer, Salaino, dem bekannten Schüler Leonardo's da Vinci etc. etc.; so ist auch eine nicht unbedeutende Zahl neuerer Gemälde vorhanden, und die vorzügliche Auswahl, die wir hier bemerken, liefert einen deutlichen Beweis, dass Herr von Speck nicht nur Kunstfreund sondern auch Kunstkenner ist. Es sei vergönnt, von diesen Meistern, die hier ebenfalls versammelt sind, wenigstens einige namhaft zu machen, so: Rottmann (Ruinen von Sikyon), Degen, Peter Hess (Fouragirung der Russen bei Lützschena 1813), Pistorius (das in der That bewunderungswürdige Gemälde »der sterbende Esel«), der Düsseldorfer Wilhelm Schadow (Mignon — das lesende Mädchen), Carl Schulz (Winternachtstück), Jul. Schnorr, Heinr. Hess, Gauermann, unser treffliche Landsmann Vogel von Vogelstein (der bekannte Meister der Gemälde im Speisesaale und der Fresken in der Hofkapelle zu Pillnitz), Dürck etc. etc.

Möge dieser herrliche Tempel, den ein wohlberufener Jünger der Kunst seiner Meisterin gegründet hat, unter dem schirmenden Schilde der Muse und unter der schützenden Palme des Friedens fort und fort geheiligt sein und gedeihen; mögen diejenigen, welche in späterer Zeit ihm vorstehen werden, beim Eintritt in das Heiligthum von derselben Liebe, von derselben Begeisterung für die Kunst durchdrungen sein, wie derjenige, welcher gegenwärtig des Tempels Schutzherr ist!



Kapelle gedacht werden, welche den Namen der »Grabkapelle« führt. Es ist dies [illegible]

[illegible]





X.

PONIATOWSKI'S DENKMAL.

Am Strande der Elster auf der Westseite unseres Leipzigs liegt ein Garten, dessen wir schon einmal Erwähnung gethan haben. Es ist der sonst Reichenbach'sche, jetzt Gerhard'sche, einer der umfangreichsten und dabei reizendsten in und um ganz Leipzig, und schon deswegen werth, von jedem Fremden besucht zu werden. Bäder, Treibhäuser, Pavillons, Volièren, Nischen, treffliche Bildsäulen, niedliche Lauben, geschmackvoll angelegte Gänge, ein in japanischem Geschmacke gebauetes Gartenhäuschen, herrliche Baumpflanzungen, Teiche, üppig blühende Blumenbeete u. v. a. ist das, worauf beim Besuch dieses Gartens unsere Blicke hingelenkt werden. In der That eine paradiesische Anlage! Ja es ist, als ob die jugendlich schöne Hebe und die blumenbekränzte Flora, deren Bildsäulen hier aufgestellt sind, sich selbst diesen Ort zu ihrem Heiligthum erwählt hätten; diese, um alle Blumen der Wiese und des Waldes zusammen zu tragen und in ihrem Besitzthum zu schönerem Gedeihen zu pflegen, jene, um hier die feinsten Wohlgerüche zu ihrem Göttertrank zu sammeln. Aber alle jene Anlagen und Bauten, alle jene Bilder längst dahingestorbener Götter gehen bedeutungslos an unserem Auge vorüber, ja selbst die Göthe'schen Worte:

»Epheu und ein zärtlich Gemüth
Heftet sich an und grünt und blüht,«

welche wir auf einer einfachen an einem dichtbelaubten Ruheplätzchen angebrachten Marmorplatte lesen, verhallen schnell in unserer Seele, wenn wir beim Durchschreiten des Gartens in der Nähe des bereits erwähnten japanischen Gartenhäuschens angelangt sind, und hier auf einen Denkstein stofsen, der uns ganz unwillkürlich still stehen heifst. Fremder Wanderer! Kennst Du den Namen des Mannes, dessen Andenken dieser einfache Stein geweiht ist? Söhne des Mars, die Euch vor 26 Jahren, als Ihr in und um unser Leipzig kämpftet, ein guter Genius

gnädig bewahrte zum Ruhme Eurer Nachwelt, kennt Ihr noch den Namen des Mannes, der gleich einem Löwen mit Euch kämpfte, und der, nachdem er als der Letzte dem Kampfgewühl enteilt war, hier an dem Fufse des Denksteins in den Wellen der Elster sein nasses Grab fand? Letzte Söhne der verstorbenen Polonia! Kennt Ihr noch den Namen des Mannes, der mit Euren Vätern bei Zamosk siegte, der durchglüht für Freiheit und Vaterland zu jeder Stunde bereit war, sein Leben in die Schanze zu schlagen, der in der beruhigenden Hoffnung, Euch den Grund und Boden zu erhalten, auf dem Ihr zum Leben erwachtet und auf dem Ihr gesäugt wurdet, mit Frankreichs kühnem Weltenstürmer focht? Völker Europa's, die Ihr an diesem Kampfe Theil nahmet, kennt Ihr noch den Namen des Mannes, der nur das Heil seines Vaterlandes erstrebend mit gleichgültiger Miene die Auszeichnung hinnahm, die ihm drei Tage vor seinem Ende Napoleon zu Theil werden liefs? Kennt Ihr noch den Namen des Mannes, der, als ihn Napoleon zum Marschall von Frankreich ernannte, und ihm seine Cameraden ihren Glückwunsch brachten, mit lauter Stimme die Worte zu sprechen wagte: »ich bin stolz der Führer der Polen zu sein, jede andere Auszeichnung gilt in meinen Augen nichts!«? Tretet an den Stein, der in unserer Stadt errichtet ist, um den Namen dieses Mannes in dankbarem Andenken zu erhalten, und leset seine einfachen Worte:

HIC
IN UNDIS ELYSTRI
IOSEPHUS PONIATOWSKI
PRINCEPS
SUMMUS EXERCITUS POLONORUM PRAEFECTUS
IMPERII GALLICI MARSCHALLUS, TRIBUS VULNERIBUS
LETIFERIS ACCEPTIS, ULTIMUS EX ACIE DISCEDENS
DUM RECEPTUM MAGNI GALLORUM EXERCITUS TUETUR
VITA GLORIAE ET PATRIAE SACRATA FUNCTUS EST.
DIE XIX. OCTOBRIS CIƆIƆCCCXIII
ANNO AETATIS IMPLETO LII.

POPULARIS POPULARI DUCI MILES
HOC MONUMENTUM LACRIMIS SUIS IRRIGATUM
POSUIT.

Ja Poniatowski ist der Held, dem diese Zeilen geweihet sind; derselbe Mann, der, so oft seinem unglücklichen Vaterlande ein schönerer Morgen dämmern zu wollen schien, zum Schwerte zu greifen bereit war; derselbe Mann, den sein ganzes Leben hindurch nur ein Gedanke durchglühte: »Freiheit für sein getheiltes Vaterland!«; derselbe Mann, den wir schon einmal in unserer Darstellung als den Helden des Tages bewundern mussten. Es war der 16. October des Jahres 1813, als er an der Spitze des achten französischen Armeecorps, dem tapferen Meerveldt gegenüber, mit seinen bei den Dörfern Connewitz, Löfsnig und Dölitz aufgestellten Truppen sich jenen Lorbeerkranz erkämpfte, zu dem ihm noch am Abend dieses Tages Frankreichs Kaiser den französischen Marschallsstab verlieh. Auch am 17. u. 18. Oct. behauptete er die angegebene Stellung. Der 17. Oct., ein Sonntag, und daher ein Tag der Ruhe, schien ihn und die Seinen doppelt gestählt zu haben, denn schaarenweise sanken unter seinem und der Seinen Schwert die Soldaten der Alliirten dem Tode in die Arme. Aber bald verlöschte auch seine Lebensfackel und mit ihr die schönste Hoffnung seines zertretenen Vaterlandes. Was er mit seinem Blute erkämpft, büfsten Napoleons Truppen an demselben Tage zehnfach bei Probstheide, Paunsdorf und Schönefeld ein. Napoleons entscheidende Stunde hatte geschlagen, und als der aufsteigende Mond den herannahenden 19. Octbr. verkündete, zog sich das ganze französische Heer bereits nach unserm Leipzig zurück. Auch hierbei finden wir unsern Poniatowski wieder in voller Thätigkeit. Ihm nebst Macdonald war die Vertheidigung der Stadt aufgetragen worden. Gegen 2 Uhr Morgens räumte er daher Löfsnig vollends und zog sich mit den Seinen gegen 7 Uhr in langsamer Bewegung von Connewitz aus nach unserer Stadt zurück, deren Ausgänge und Vorstädte aufs schnellste besetzt wurden. Aber schon halb 12 Uhr befand sich ein Theil der Vorstädte in den Händen der Alliirten und die übrigen, auch da noch hartnäckig vertheidigten Thore und Vorstädte folgten jenen bald nach. Es waren Stunden des Entsetzens für die Bewohner unserer Stadt. Napoleon war schon gegen 9 Uhr in die Stadt geritten, hatte von unserm König Abschied genommen und unter dem fürchterlichsten Gewühl nur mit der äufsersten Anstrengung am Ranstädter, jetzt Frankfurter, Thore glücklich einen Ausweg gefunden; und kaum war er die daselbst befindliche Elsterbrücke passirt, als dieselbe mit einem dröhnenden Knalle in die Luft flog. Tausende der Seinen waren noch zurück. Verzweiflung treibt diese in die nahen Gärten oder in die Fluthen der Elster, aus denen nur wenige in ihrer Todesangst das jenseitige Ufer erreichen. Poniatowski kämpft mit Macdonald unterdessen seinen letzten Kampf. Während das innere grimmaische Thor von den Preufsen genommen wird und die sich auf den Markt zurückziehenden Badenschen Truppen das Gewehr strecken müssen, wird ein Theil der Franzosen, bei denen sich Poniatowski und Macdonald

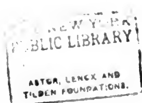
befinden, nach dem Petersthore hingetrieben. Noch einmal stürmen beide hier auf ihre Verfolger ein, noch einmal suchen sie die Fliehenden zu ermuthigen, — aber umsonst! Bald müssen auch sie den Alliirten den Rücken kehren und jagen beide dem Gerhard'schen Garten zu. Macdonald gelingt es, glücklich durch die Fluthen der Elster zu entkommen. Poniatowski, schon verwundet, versucht ein Gleicbes, sprengt muthig mit seinen Ross in die Wellen und will eben das jenseitige Ufer erklimmen, als er, man sagt von einem preufsischen Jäger, noch einen Schuss in den Rücken bekommt, sich mit seinem Pferde überschlägt und in dem Wasser verschwindet! Erst am 24. Oct. wurde sein Leichnam in der Nähe von dem beschriebenen Denkstein aufgefunden, einbalsamirt und im folgenden Jahre nach seinen Gütern in Polen abgeführt. Fremder Wanderer! Magst Du nun von Nord oder Süd, von Ost oder West kommen, tritt heran an unsern Denkstein und weine eine Thräne dem hier Gefallenen! Söhne Polonia's! Tretet heran und trauert, aber segnet auch das Land, wo Euer Poniatowski fiel, es war ja Euern Vätern dereinst ein zweites Vaterland! Manen des Verstorbenen! Umschwebt als Schutzgeister aus Elysium das Denkmal des Verblichenen! Have pia anima!

Zum Schluss muss hier aber auch noch zweier Dinge Erwähnung gethan werden, und zwar um so mehr, da sie beide nicht nur im nächsten Bezug auf das eben beschriebene Poniatowski-Denkmal stehen, sondern auch in demselben Garten, wo sich dieses befindet, unsere Aufmerksamkeit auf sich zieben. Das eine ist ein unmittelbar am Eingang in den Garten stehender mit der Inschrift: »Laribus« versehener Pavillon, in welchem sich ein von Thorwaldsens eigener Hand gefertigtes Modell von der grofsen Poniatowski-Statue befindet, welche man in Poniatowski's Vaterland aufzustellen früher beabsichtigte. Das andere ist ein zweites Denkmal Poniatowski's in der Mitte des Gartens, — ein auf einem Rasenfelde ruhender von Trauerweide umschatteter Sarkopbag.



befinden, nach dem Petersthore hingetrieben. Noch einmal stürmen beide hier auf ihre Verfolger ein, noch einmal suchen sie die Fliehenden zu ermuthigen, —





XI.

DAS AUGUSTEUM UND DIE PAULINER-KIRCHE.

Vivat academia!

Noch hatte das Wiederaufblühen der Wissenschaften seine erleuchtenden und erwärmenden Strahlen nur spärlich nach Deutschland geworfen, als Kaiser Karl IV. dem Rufe seiner Zeit folgte und im Jahre 1348 in dem altehrwürdigen Prag die erste deutsche Universität stiftete. Ziemlich lange blieb diese neue Hochschule die einzige in ganz Deutschland, das Eldorado für deutsche Wissenschaft, der Centralpunkt deutscher Geistesthätigkeit. Wie in Paris, dessen Universität der Prager zum Muster gedient hatte, wurden auch in Prag öffentliche Verhandlungen durch die Mehrheit der Stimmen entschieden, und es theilte sich zu diesem Zwecke, wie bekannt, die ganze Universität in vier Nationen: in die böhmische, polnische, baier'sche und sächsische. Von diesen hatte aber hier jede Nation nur eine Stimme, wogegen auf der Pariser Universität die gesammten Ausländer nur eine, die Eingebornen dagegen drei Stimmen hatten. Ob dieser Stimmenvertheilung aber entstanden in Prag schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts im Jahre 1408, unter der Regierung des abenteuerlichen böhmischen Königs Wenzel, bedeutende Unruhen, und es ist mehr als hinlänglich bekannt, zu welch blutigen Auftritten sowohl, als zu welch für Prag schmachvollem Endresultat es durch jene Unruhen binnen Jahresfrist gekommen war. Männer, wie M. Henning Boldenhagen, M. Johann Hoffmann, M. Johann Otto u. m. a. waren edel- und freisinnig genug, einen entscheidenden Schritt zu thun und der Welt zu zeigen, dass da die Wissenschaft nicht gedeihen könne, aber auch nicht gedeihen solle, wo ein gekröntes Haupt als erwählter Richter sich einer elenden Willkür überlassen, ja selbst in mittelalterlicher Rohheit sich erfrecht hatte, zum Rector der Universität seinen Küchenmeister zu ernennen. Es war am 11. Mai 1409, als 46 Universitätslehrer, begleitet von einer grofsen Zahl Studirender aus Prag's Mauern auswan-

derten, fest entschlossen, die reizenden Töchter der Mnemosyne den Pyreneus-Händen auf immer zu entreifsen und ihnen einen neuen Tempel zu gründen auf friedlicherem, freundlicherem Boden. Vertrauensvoll nahten die Pilger Soxonia's gesegneten Gefilden und mit offenen Armen begrüfsten sie die Altbürger unsers Leipzigs. Die gleichzeitigen vaterländischen Fürsten, Markgraf Friedrich der Streitbare und sein Bruder Wilhelm zeigten sich ebenfalls sogleich bereit zur Aufnahme der Musensöhne, »vergunnten den ausgetriebenen Künsten Herbrige« und thaten alsobald die erforderlichen Schritte, um Leipzig, damals noch Lipzk genannt, den Besitz einer Hochschule für alle Zukunft zu sichern. Sogleich wiesen sie der neuen Stiftung und den an ihr thätigen Lehrern zwei Häuser an (das grofse und kleine Fürstencollegium) und richteten, da damals nur der Papst das Recht hatte, Academien gründen, und sie mit Rechten, Freiheiten und Wohlthaten versehen zu können, an den gleichzeitigen Papst Alexander V. eine Bittschrift, worin sie um seine Einwilligung zu der neuen Stiftung nachsuchten. Und schon den 13. Novbr. 1409 wurde die vom 9. Septbr. desselben Jahres datirte päpstliche Bestätigungsbulle vor Notarien und Zeugen eröffnet, so wie der Inhalt deu versammelten Universitätslehrern mitgetheilt und bald darauf der Bischof von Merseburg zum Kanzler und M. Otto von Münsterberg zum ersten Rector der neuen Universität ernannt. Auch erhielten aufserdem zwanzig Magistri aus der Rentkammer 500 Fl. Besoldung, wofür indess in der Folge die fürstlichen Brüder die Dörfer Hohenheyda, Gottschenna und Merkwitz der Universität anwiesen. Im Jahre 1413 aber schenkte Papst Johann XXIII. der Universität endlich auch noch 6 Canonicate (2 zu Meifsen, 2 zu Naumburg und 2 zu Zeitz), von denen indess im Jahre 1421 zwei gegen zwei andere im Stifte Merseburg zurückgegeben wurden.

So stand denn nun der neue Bau, freilich noch nicht vollendet (so hatte die Universität bei ihrer Stiftung noch nicht einmal eine medicinische Facultät), noch nicht bis in seine einzelnen Theile ausgebaut; ein Bau, aufgeführt und begründet unter der Aegide mittelalterlicher Hierarchie, noch umdüstert von mystischen Träumereien, und noch nicht umweht von einem freien, ächt wissenschaftlichen Geiste; aber dennoch geachtet von der europäischen Welt, gesegnet vom Lande und der Stadt, geschützt von kräftiger Fürstenhand, beschirmt von dem ewigen Geiste über den Sternen. So stand der neue Bau und er gedieh, wenn auch von harten Schlägen und Vernichtung drohenden Stürmen der Zeit getroffen. Mehr denn 100 Jahre waren in dem Strome der Zeit dahingeflossen, ehe die Bildungsanstalt ein Unwetter herannahen sah, welches neben der Stadt auch von ihr schwere Opfer forderte. Der bleiche Todesengel würgte ja während jener Tage, es war, wie bekannt, unter der Regierung Herzog Georg's, so furchtbar unter Leipzigs Bevölkerung, dass im Jahre 1519 die Universität auf kurze Zeit nach Meifsen

verlegt werden musste. Desto herrlicher aber blühete die Hochschule nach diesen Tagen kurzer Trennung von Leipzig wieder von frischem empor. Kaum waren zwei Jahrzehente verflossen und sie sah, angestaunt und bewundert von der Welt, eine neue Aera.

Noch trauerte ein guter Theil der Leipziger Bürger über ihre Brüder, welche durch Herzog Georg's des Bärtigen unbeugsames Festhalten an dem alten Kirchenglauben Märtyrer des neuerwachten geistigen Strebens wurden, noch ahnete Georg nicht die Nähe seiner letzten Stunde, als er gewahrte, dass es doch wohl unmöglich sein werde, die neue Lehre der Reformatoren in Leipzig mit dem Schwerte zu unterdrücken. Zwar widersetzte sich der neuen Lehre mit Georg auch der altgläubige Repräsentant des geistigen Lebens und Strebens in Leipzig, die Universität, aber doch wucherte trotz alles Entgegenstrebens der einmal ausgestreuete Saame in der Masse des Volkes und in den jugendlich frischen Gemüthern der Studenten fort und fort und entfaltete sich zu herrlicher Frucht. Ja, Leipzig ward der von der Gottheit ausersehene Ort, wo das unter ihrer Leitung mit segensreichem Erfolg begonnene Werk sich zuerst der Welt in seinem Lichte zeigte, und wo das göttliche Werk zuerst einen festen Grund und Boden erhielt. Herzog Heinrich's des Frommen förmliche Einführung der Reformation in Leipzig rief auch auf der Universität einen gewaltigen Kampf der Geister hervor, aber derselbe hatte sich bald ausgetobt und es dämmerte schon noch während dieses edeln Fürsten kurzer Thätigkeit der Hochschule, von ihm mit Recht der schönste Schmuck seiner Lande genannt, eine goldene Morgenröthe. Und diese goldene Morgenröthe brachte der Hochschule goldene Tage, da aus des edlen Heinrichs Händen ein Fürst den Zepter erhielt, der mit einem ritterlichen Sinn auch einen Geist verband, der nur des Grofsen fähig war. Moritz, dem grofsen Sohne des leider schon am 18. Aug. 1541 gestorbenen Heinrich des Frommen, war es von der Vorsehung vorbehalten, das von seinem Vater begründete Werk zu vollenden. Moritz war es, der ein zweiter Gründer der Hochschule ward. Denn nicht nur, dass er die Zahl der Universitätslehrer vergröfserte und deren Besoldungen durch die Schenkung von 5 Dörfern (Holzhausen, Zuckelhausen, Kleinpösna, Wolfshain und Zweenfurt) erhöhete und befestigte, so erwarb er sich um die Universität auch ein unsterbliches Verdienst, nicht nur durch die Verwilligung von 600 Scheffel Korn »zur Aufrichtung gemeiner Tische in der Communität,« oder zu dem sogenannten Convict, und durch die Errichtung von 100 Stipendien für arme Studirende, sondern auch durch die Stiftung einer ordentlichen Universitätsbibliothek und durch die Ueberlassung des Paulinerklosters an die Hochschule. Keiner aber von den zuletzt genannten Acten seiner Freigebigkeit und väterlichen Fürsorge für die hohe Bildungsanstalt darf genannt werden, ohne dabei des Namens

eines Mannes zu gedenken, der in den Annalen der Leipziger Universität einen der vorzüglichsten Plätze einnimmt. Es ist der edle Dr. Kaspar Boerner, Professor der Gottesgelahrtheit. Er war es, durch dessen Bitte und Vermittelung die Universität jene beiden zuletzt genannten Wohlthaten von Moritz empfing. Sämmtliche frühere Bewohner des Paulinerklosters, Mönche vom Dominikanerorden, hatten nach der Einführung der Reformation ihre verwitterten Clausen verlassen; nur vier von ihnen waren übrig geblieben. Boerner wagte die Bitte an Moritz, die verwaisten Gebäude sammt der damit verbundenen Kirche (dieselbe, die unser Stahlstich zeigt) und der alten, aus 600 Bänden bestehenden Klosterbibliothek, der Hochschule zu überlassen. Moritz gewährte die Bitte und liefs im Jahre 1543 durch Christoph von Carlowitz, Schlosshauptmann auf der Pleifsenburg, die Gebäude feierlich der Universität übergeben. Was aber insonderheit die Bibliothek anlangt, so ward dieselbe auch in der unmittelbar darauf folgenden Zeit durch die neuen Schenkungen der Klosterbibliotheken von St. Thomas, von Altenzelle, Pegau, Chemnitz, Petersberg etc., abermals um ein bedeutendes vermehrt.

Brechen wir aber, zumal auf dem Platze, wo diese ebengenannten Klostergebäude damals standen, gegenwärtig neue Bauden zu sehen sind und es nicht unsere Absicht sein kann, eine ausführliche Geschichte der Universität zu geben, von der weitern Beschreibung des damaligen Zustandes der Paulinergebäude ab. Das bereits Angeführte wird genügen, um zu erfahren, auf welchem Grund und Boden die Männer der Weisheit stehen, die noch jetzt als Lehrer unserer Hochschule einer aufstrebenden Jugend die Heiligthümer ihrer Wissenschaft öffnen. Nur noch wenig Ueberreste sind von jenen alten Bauden uns erhalten worden. Der nimmersatte Zahn der Zeit, schwere Unglückstage, welche mit der Stadt überhaupt auch diese alten gebrechlichen Gebäude trafen, oder auch das namentlich bei der herrlichen Blüthe der Hochschule von Zeit zu Zeit wahrgenommene Bedürfniss geräumigerer und bequemerer Lokale, liefsen jene alten Klosterbauden nach und nach verschwinden. Nur zweier von ihnen muss besonders Erwähnung gethan werden, da sie noch gegenwärtig, wenn auch zum Theil in etwas anderer Gestalt, zu Gunsten und Frommen der Universität benutzt werden. Unser Stahlstich zeigt von beiden nur das eine, die Kirche. Unmittelbar hinter ihr aber befindet sich ein mit einem Kreuzgang versehenes Gebäude, dessen eigenthümliche Bauart überhaupt schon uns beweist, dass es das andere dieser beiden Gebäude ist. Zu welchem Zweck dies alte Gebäu in grauer Vorzeit gedient habe, lässt sich wohl schwerlich mit Gewissheit angeben. Gegenwärtig befinden sich in demselben das naturhistorische Museum, das Convictorium, das sogenannte schwarze Bret, ferner auf der Seite nach dem Paulinerhofe zu zwei Buchhandlungen und mehrere Niederlagen und auf einem Seitenflügel das anatomische Theater. Zu beklagen ist

freilich, dass man in früherer Zeit, als man vielleicht einmal eine Reparatur an dem Gebäude vornahm, die an ihm sich findenden Spuren jenes düstern Klosterlebens selbst bis auf die Malereien vertilgte, die in neuerer Zeit, wo das Gebäude abermals restaurirt wurde, an den Wänden des genannten Kreuzganges in schwachen Ueberresten wieder zum Vorschein gekommen sind.

Ungleich mehr Aufmerksamkeit dagegen verdient die auf unserem Stahlstich abgebildete Kirche, ein herrlicher Ueberrest jener finstern Mönchszeit. Das Innere derselben ist ein schönes, hohes, von mächtigen Pfeilern getragenes Gewölbe, geschmückt mit einem vielfach verzierten Altar, doppelten Emporkirchen und einer helltönenden Orgel. Wie früher in andern Gotteshäusern, so fanden auch in diesem vormals viele ausgezeichnete Personen ihre Ruhestätte, so der 1307 in der Thomaskirche ermordete Markgraf Diezmann, der grofse Gelehrte Joachim Camerarius († 1574), der in der Schlacht bei Breitenfeld (1642) gebliebene Obrist von Manteufel, der berüchtigte Ablasskrämer Tetzel († 1519) etc. Was die äufsere Gestalt des alten Gotteshauses anlangt, namentlich von der auf unserm Stahlstich gegebenen Seite, so hat es dieselbe erst in den letztverflossenen Jahren erhalten, als man es der Symmetrie halber für gut fand, ein Stück an die Kirche anzubauen, damit sie mit den zu ihren beiden Seiten neu errichteten Gebäuden in gleicher Richtung stehe. Und so ist die ganze, mit gothischen Fenstern und einer Rosette versehenen Seite neu, nur die drei übrigen Seiten mit dem Dach und Thurm unversehrte Ueberreste des grauen Alterthums. Wohlbewährte und wohlberufene Männer haben das alte Gotteshaus, seit die lautere evangelische Wahrheit in ihm verkündet wird, in hohen Ehren gehalten und gepflegt und sind fort und fort eingedenk gewesen der kräftigen Rede des für ungetrübte Wahrheit eifernden Luthers, der am 12. August 1544 (es war dies zugleich Luthers letzte Predigt in Leipzig) den altehrwürdigen Tempel feierlich zum lutherischen Gottesdienste einweihete; möge auf allen Männern, die in Zukunft in ihm das Evangelium predigen werden, ein gleicher Geist ruhen, wie auf unserm, gegenwärtig über dem Tempel wachenden, redlich-frommen Krehl.

Was aber endlich das »Augusteum,« oder das Gebäude anlangt, welches auf unserm Bilde die Mitte einnimmt, so kann es auch hier nicht in unserem Plane liegen, eine ausführliche Geschichte seiner Stiftung zu liefern. Es ist dies bereits geschehen und zwar von einem Manne *), der in der Geschichtschreibung die Meisterschaft errungen, und den unsere Stadt mit Recht nur mit Auszeichnung

*) Hasse, das Augusteum und dessen Uebergabe an die Universität Leipzig am 3. Aug. 1836. Leipzig bei Breitkopf und Härtel.

nennt. Nur die Dinge mögen daher hier besonders hervorgehoben werden, die bei der Anschauung, so wie bei einem Besuch des Gebäudes zu wissen uns nothwendig erschienen sind. Der Platz, auf dem es steht, gehörte ebenso wie das obenbeschriebene Kreuzganggebäude, zu dem in früherer Zeit hier ruhenden Pauliner-Kloster und es reihen sich an diese geheiligte Stätte dieselben Erinnerungen, die wir bei der Beschreibung jenes Gebäudes so wie der nachbarlichen Kirche mit kurzen Worten namhaft machten. Der Name »Augusteum« aber ist dem von ganz Sachsen gesegneten König Friedrich August III. entnommen, zu dessen Verherrlichung das Gebäude errichtet ward. Funfzig Jahre hatte er, ein treuer Vater seines treuen Volks, den Zepter geführt, als an dem goldenen Jubeltage, es war der 20. Sept. 1818, die getreuen Stände des Landes die Bitte aussprachen, dem Vater des Vaterlandes ein öffentliches Denkmal errichten zu dürfen, woran er selbst, so wie die Söhne Sachsens ihre Augen weiden könnten für und für. Der fromme, bescheidene Sinn des ehrwürdigen Monarchen lehnte die Bitte ab, und der allgeliebte König starb (den 5. Mai 1827), ohne dass zu seinem bleibenden Andenken ein würdiges Denkmal errichtet worden war. Dass er aber die ungetheilte Liebe seines Volks mit in sein Grab genommen, zeigte sich schon noch in dem Jahre seines Ablebens, wo sich aus höchst achtbaren Männern des Vaterlandes ein Verein bildete, der die frühere Idee wieder aufgriff und an das Publikum einen Aufruf zu freiwilligen Beiträgen erliefs, um die Liebe zu dem Dahingeschiedenen wenigstens noch nach seinem Tode durch die Errichtung eines Denkmals zu offenbaren. Das Ergebniss hiervon war die Summe von nicht weniger denn fast 19,000 Thalern. Auch die Stände zeigten von neuem das lebhafteste Interesse für das Project, und nachdem man sich gegenseitig geeinigt, entschied man sich endlich dahin: »ein doppeltes Denkmal zu errichten, einmal eine Statue Friedrich August's aus Erz gegossen, die in Dresden aufgestellt werden sollte, und dann ein für die Landesuniversität zu Leipzig zu bestimmendes, grofsartiges, für öffentliche wissenschaftliche Zwecke, insonderheit zu einem grofsen Hörsaale für öffentliche Feierlichkeiten, einer namhaften Anzahl Hörsälen für academische Lehrer, zur Aufstellung der ganzen Universitätsbibliothek und des physikalischen Apparates einzurichtendes, mit dem Namen »Augusteum« zu belegendes Gebäude, welches die Stelle des abgebrochenen Hintergebäudes des Pauliner-Collegiums am Stadtzwinger einnehmen möge.« Dieser Vorschlag erhielt sofort die königliche Genehmigung, und alsbald leitete eine für diesen Zweck niedergesetzte königliche Baukommission, an deren Spitze Se. Königl. Hoheit der Prinz Johann stand, das ganze Unternehmen. Der Oberbaudirector Schinkel in Berlin lieferte den Riss zu dem Neubau, unserm tüchtigbewährten Baudirector Geutebrück ward die Ausführung desselben übertragen, worauf denn am 4. Decbr. 1831 die

feierliche Grundsteinlegung erfolgte. Schon hierbei gab sich die Freude des Volkes aufs lauteste zu erkennen; noch lauter aber ward der Jubel, als das Gebäude vollendet war und am 3. Aug. 1836 von Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Johann feierlich an die Universität übergeben wurde. Und so steht denn das Gebäude vor uns, eine der schönsten Zierden unserer Stadt, ein würdiger Tempel der Wissenschaft, eine herrliche Urkunde in der Culturgeschichte des sächsischen Volks. Die innere Einrichtung des Gebäudes aber entspricht dem obenangegebenen Wunsche, den die Stände vor Errichtung des Baues aussprachen. Ein einfach prachtvoller Saal, die »Aula,« versehen mit Vorzimmern und einer Galerie und geziert durch das schöne Steinbild Friedrich August's, wozu im Laufe dieses Jahres noch eine Anzahl Büsten und 12 Reliefs mit Darstellungen aus der Culturgeschichte der Völker kommen werden, bildet die Mitte des Ganzen, geräumige und helle Lehrsäle machen das Erdgeschoss aus, während in dem ersten Hauptgeschosse des linken Flügels sich die für das physikalische Cabinet bestimmten Räume befinden. Die Bibliothek endlich nimmt den rechten Flügel und das zweite Geschoss des linken Flügels ein. Beider Institute aber, sowohl des physikalischen Cabinets, als der Bibliothek kann nicht Erwähnung gethan werden, ohne dabei dreier Männer zu gedenken, von denen zwar der eine leider schon ein Opfer des Todes geworden ist, deren Namen aber in den Annalen dieser Anstalten für alle Zeiten eine der ehrenvollsten Stellen einnehmen werden. Wir meinen die rühmlichst bekannten Professoren Brandes und Fechner und den noch gegenwärtig unermüdlich thätigen Hofrath Dr. Gersdorf. Nach Brandes' Angabe wurden die Lokalitäten des physikalischen Cabinets eingerichtet, und noch die spätesten Söhne der Hochschule werden ihm hierfür so wie seinem würdigen Nachfolger Fechner für die endliche Aufstellung des physikalischen Apparates den schuldigen Dank zollen. Hofrath Gersdorf aber brachte nicht nur die bei ihrer Aufstellung im Augusteum nothwendig gewordene gänzliche Umbildung der Bibliothek zu Stande, sondern führt auch gegenwärtig noch mit kundigem und geübtem Blick die Oberaufsicht über dieselbe. Reiche Sammlungen und darunter Meisterwerke aller Zungen, sind seit Moritz's Schenkung theils durch Kauf theils durch Donation zu diesem Schatz der Universität hinzugekommen, so in der neueren Zeit namentlich die des Historikers Böhme († 1780), des Juristen Püttmann († 1796), der Erben des Majors Freiherrn von Uckermann, der gefeierten Professoren Beck und Schaefer etc. etc., so dass sich dermalen die Zahl der Bände auf nicht weniger denn gegen 150,000 Stück beläuft. Endlich aber muss auch noch einer seit der Mitte des 16. bis gegen den Anfang des 19. Jahrhunderts fortgesetzten Sammlung von mehr als 100 Portraits ehemaliger Professoren der Hochschule, so wie anderer namhafter Gelehrten gedacht werden, mit denen in der neuesten Zeit die Räume

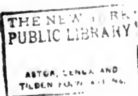
der Bibliothek geschmückt worden sind. Und wer sollte nicht Namen, wie Pfeffinger, Hülsemann, Olearius, Joh. Aug. Ernesti, Morus, oder Carpzov, Rechenberg, Bauer, Hommel, oder Rivinus, Ludwig, Platner, oder Camerarius, Thomasius, Mencke, Müller, Heinsius, Gottsched, Gellert, Garve etc. etc., wer sollte, sagen wir, solche Männer nicht mit Freuden, nicht mit der tiefsten Ehrfurcht begrüfsen? Jünglinge, die Ihr Euch zum Wegweiser für Euer Leben das Buch der Bücher gewählt, oder die Ihr zur Fahne des Aeskulap geschworen habt, oder die Ihr dereinst mit der Wage der Themis zu wägen, oder die Pfade eines Sokrates und Plato zu gehen gedenkt, tretet heran und blickt mit ehrfurchtsvollem Schweigen in die Augen der Männer, die hier versammelt sind! Werdet durchdrungen von jenem heiligen Gefühl der Pietät, das des Jüngers Brust ergreift beim Anschauen seines Meisters, werdet durchdrungen von jenem beseligenden Gedanken, dass es mit angespannter Kraft dereinst vielleicht auch Euch gelingen werde, in Eurer Wissenschaft die Palme zu erlangen!

Und Du endlich, altehrwürdige, hochgefeierte Academie selbst, grüne und blühe fort und fort! Des Himmels reichster Segen ruhe auf Dir zu allen Zeiten und schirmend wache über Dir ein guter Genius, damit von hier aus das Licht der Wissenschaften seine Strahlen verbreite fort und fort, und unser Sachsenland sei und bleibe, was es Jahrhunderte hindurch gewesen, ein Glanzpunkt in der Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geschlechts! Heil unserer Alma Mater!

---

der Bibliothek geschmückt worden sind. Und wer sollte nicht Namen, wie Pfeffinger, Hülsemann, Olearius, Joh. Aug. Ernesti, Morus, oder C[illegible] berg, Bauer, Hommel, oder Bi[illegible]





XII.

SCHÖNFELD.

Sagt, wo sind die Vortrefflichen hin, wo find' ich die Sänger,
Die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzückt,
Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen,
Und getragen den Geist hoch auf den Flügeln des Lied's?
SCHILLER.

Heimgegangen zu ihren Vätern sind unsere Meistersänger, verwaist liegt ihre Lyra und trauernden Blicks stehen wir an den verwitterten Denksteinen ihrer Gräber. Nur eins ist uns von ihnen geblieben, ein nimmervergängliches Erbe für uns und unsere Nachwelt, ein unzerstörbares Denkmal ihres Daseins — ihre Lieder. Noch erwärmt die Gluth ihrer deutschen Gesänge das deutsche Herz, und mit edlem Stolz blickt die geschäftige Stadt oder das stille Dorf auf die entschwundenen Tage zurück, in denen einer jener Sänger bei ihnen weilte. Auch Du, freundliches Schönfeld, rühmst Dich mit Recht jener Zeit, wo ein Thümmel bei Dir wohnte, und dieser, nicht gelockt von dem Ruhme der Welt, sondern nur von dem belohnenden Lächeln der Muse seine Lieder sang, die in ihrem melodischen Klang noch jetzt in den Herzen der Deutschen wiederhallen. Auch Du, freundliches Schönfeld, bist eine herrliche Blüthe in dem Kranze der um unsere Lindenstadt liegenden Dörfer, deren Namen die schönsten Erinnerungen in uns erwecken an die für Leipzig unvergesslichen Tage poetischer Vorzeit. Schon einem dieser Dörfer, versteckt hinter grünender Waldung, weiheten wir, als dem dereinstigen Sitz unsers unsterblichen Schiller, ein dankbares Andenken; ein Gleiches fordert Stötteritz, als der vormalige Sitz des hochgefeierten Weisse; ein Gleiches fordert Wachau, als die Wiege des vielbewunderten Rabener, ein Gleiches endlich auch unser Schönfeld, als der Geburtsort des hochgeschätzten Moritz August von Thümmel.

Freundlich blickt das Dorf, fast zwei Jahrhunderte lang das Besitzthum der Familie von Thümmel, mit seiner ziemlich grofsen Kirche und seinen netten

Häusern herein nach unserer Lindenstadt. Umgeben von üppigen, hier und da von einfachen Dorfwegen durchschnittenen Feldern und Baumpflanzungen, ist Schönfeld unter den Dörfern auf dem linken Ufer der Parde nach der Eilenburger Strafse zu eins der anmuthigsten und dabei umfangreichsten und daher wohl werth, vom Fremden einmal besucht zu werden, zumal seine Entfernung von Leipzig nur drei Viertel Stunden beträgt und die Aussicht, die sich uns von hier aus, sowohl nach unserer Stadt zu, als in die ganze Umgegend darbietet, vielleicht die reizendste ist, die sich um ganz Leipzig dem forschenden Auge eröffnet. Hier eine lachende, von leichtem Gebüsch umgebene Wiese, dort eine schöne breite Kunststrafse, die auf beiden Seiten mit hohen Pappeln besetzt ist; hier die knarrenden, vom Winde in ewigem Kreislauf getriebenen Flügel einer Windmühle, dort das weifse Thürmchen eines nachbarlichen Dorfes, hier die Gebäude einer einsam liegenden Schäferei, dort im weiteren Hintergrunde die nicht deutlich zu unterscheidenden Häusermassen unseres immerbelebten Leipzigs. Wahrlich, ein Punkt, auf dem des Dichters Brust erwärmen und zu Dithyramben erglühen kann! Und es erglühete die Brust des Dichters; es sang der Sänger, der (1738) in Schönfeld geboren war, es sangen die, die ihm zur Seite standen. Selige Stunden waren es, die er, unser Thümmel, als Bürger unserer Hochschule auf diesen grünenden Auen verlebte; ja selige Stunden waren es, denn diese grünenden Auen hatten ihn gesäugt und genährt, und an ihrer Pracht erwärmten sich ja mit ihm vereint auch ein Weisse, Gellert und Rabener. Mitten in dem Waffengetöse, das während derselben Zeit auf Deutschlands gesegneten Fluren ertönte, und dem edelmüthigen Uz die herrliche Ode entlockte: »Wie lang' zerfleischt mit eigner Hand Germanien sein Eingeweide!«, mitten in den Stürmen des Krieges, die währenddem rings um unsern ehrwürdigen Musenplatz wütheten, lächelte den Sängern unsers Leipzigs ein grünender Frühling, beseligend wie der, den ihnen der Freund gesungen, der leider nur auf kurze Zeit bei ihnen weilte. Aber die Zeit, in welcher alles entsteht, dauert, aber auch vergeht, in der der Thautropfen vom zitternden Blatte des Strauches rinnt, die mit gewaltigem Zepter alle Schicksale der Menschen regiert und die Dauer und Folgen aller Veränderungen im Weltall umfasst, die Zeit liefs auch diesen Frühling verblühen, auch dieser Sänger Mund verstummen, auch unsers Schönfelds schlichte Wohnungen von der Gluth des Feuers verzehren. Schon hatte unser deutscher Anakreon den als Held gefallenen Sänger des Frühlings seinen Epitaphios gesungen, schon waren Thümmels Freunde, Gellert und Rabener, längst zur ewigen Ruhe heimgegangen, schon war Thümmel selbst, fern von seinen väterlichen Fluren, zum Greise ergrauet, und diese Fluren das Besitzthum eines Leipziger Kaufmanns, Namens Schneider geworden, als über die ganze Umgegend Leipzigs und so auch über Schönfeld Unglückstage

hereinbrachen, in denen die hier einst so froh erklungenen Lieder vollends verstummten. Es waren jene Octobertage des Jahres 1813. Schönfeld ward einer der Hauptpunkte während der Schlacht. Marschall Marmont war es, der das Dorf gegen die Alliirten zu behaupten suchte; ihm gegenüber stand der tapfere Langeron. Dieser hatte bereits am Morgen des 18. Octobers bei Mockau den Uebergang über die Parde erzwungen und eröffnete alsbald mit den Franzosen bei Schönfeld ein lebhaftes Tirailleurfeuer. Der Angriff auf das Dorf selbst aber ward durch ein lebhaftes Feuer der auf dem rechten Parde-Ufer aufgestellten Geschütze unterstützt. Auf beiden Seiten ward mit der hartnäckigsten Tapferkeit gefochten. Mehrmals wurde das Dorf gestürmt und mehrmals schien die blutige Anstrengung der Verbündeten durch einen glücklichen Erfolg belohnt zu werden, aber eben so oft gelang es den fast mit Verzweiflung kämpfenden Franzosen ihre erste Stellung wieder zu gewinnen. So dauerte das unentschiedene Kampfgewühl bis gegen 5 Uhr Nachmittags. Da versuchten Langerons grofse Infanteriemassen einen abermaligen Sturm; und dieser gelang. Die Franzosen mussten sich mit bedeutendem Verluste hinter den Rüzschke-Bach zurückziehen. Aber das Ende des blutigen Kampfes hatte auch das Ende des Dorfes gebracht. Schon war es Langeron gelungen, desselben Meister zu werden, als es in Flammen aufging. — Den darauf folgenden Tag sah man von dem so freundlichen Dorfe nichts mehr, als qualmenden Schutt!

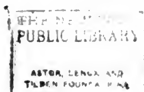
Aber dieselbe Zeit, die dem Dorfe diese Stunden tiefer Trauer gebracht hatte, brachte ihm auch wieder einen neuen Frühling. Verschönt und verjüngt hob es sich bald wieder aus seiner Asche empor, so dass es gegenwärtig, als Besitzthum des Grofsbritannischen Capitain Freiherrn von Eberstein, dem es die Tochter des obengenannten Kaufmann Schneider durch Heirath zubrachte, zu den schönsten und bedeutendsten des Leipziger Kreises gehört. Nur wenig Spuren findet das prüfende Auge von jenen Octobertagen, zumal den nach jenen Tagen neuaufgebaueten Gebäuden ihr jugendliches Ansehen durch die ewig alternde Zeit gröfstentheils wieder genommen worden ist. Besondere Auszeichnung aber verdient bei einer Beschreibung des Dorfes vor allem die Kirche. Auch sie war im Jahre 1813 ein Opfer des Brandes geworden. Unser Stahlstich zeigt die an deren Stelle neuerbauete. Dieselbe konnte erst im Jahre 1820 wieder eingeweiht werden, ist aber eine der gröfsten unter allen Dorfkirchen der Leipziger Umgegend. Grund davon ist ihr umfassender Sprengel, zu welchem die Dörfer Abtnaundorf, Anger, Crottendorf, Neu-Sellerhausen, Reudnitz, Sellerhausen, Stünz und Volkmarsdorf, in Allem nicht weniger denn gegen 5000 Seelen gehören. Der Thurm der Kirche entbehrte leider bis zum vergangenen Jahre seines schönsten Schmuckes — der Glocken. Der König von Preufsen schenkte ihm zwar zwei eiserne, dieselben waren aber nicht

brauchbar und mussten wieder bei Seite gesetzt werden; und eben so wenig führte der Versuch mit Metallstäben, den darauf Herr Kammerrath und Ritter Plofs aus Leipzig anstellte, zu einem genügenden Resultate. Erst vor einem Jahre wurde es dem Kirchsprengel möglich, den freundlichen Thurm mit drei schönen, hellklingenden Glocken zu schmücken. Der Gottesacker, der unmittelbar an die Kirche stöfst, ist nur für die Grundstücksbesitzer von Schönfeld und einiger eingepfarrter Orte bestimmt; ein zweiter, oder der äufsere Gottesacker, auf dem die Miethsleute beerdigt werden, liegt östlich vom Dorfe. Endlich muss auch noch eines eigenthümlichen Volksfestes Erwähnung gethan werden, das man hier in früherer Zeit während der Ernte zu feiern pflegte, den Namen »Kletterstange,« oder auch »Ablassfest« führte und darin bestand, dass ein Mensch eine hohe Stange hinankletterte und von dem am äufsersten Gipfel der Stange hängenden Kleidungsstücken eins, ihm alsdann zufallendes, unter dem lauten Jubel des versammelten Volkes herabzuholen suchte.

Um aber endlich auf den nach Schönfeld führenden Weg zurückzukommen, so hat derselbe namentlich in neuerer Zeit unendlich viel an Reiz und Abwechslung, aber auch an Frequenz gewonnen. Gern weilt der Blick schon auf den neuen freundlichen Häusern, die sich in den letztverflossenen Jahren hinter dem sogenannten Hinter- jetzt Schützen-Thore erhoben haben; aber noch herrlicher wird die Aussicht, wenn wir auf dem, neben diesen Häusern vorbeiführenden Fufsweg nach Schönfeld, der überdies hier von der Leipzig-Dresdener Eisenbahn durchschnitten wird, ein Stück weiter gegangen sind und noch einmal auf die vor uns ausgebreitete Gegend zurückblicken. In der That ein reizendes, herrliches Bild, das gewiss des Wortes werth ist, welches Schönfelds Dichter dereinst auf dem Brande in der sächsischen Schweiz sang:

»Wohl mir, dass mir noch unverwöhnt
Die Lockung der Natur gefällt;
Solch' eine Gegend, Freund, versöhnt
Mich mit dem Ueberrest der Welt.
Man wird des Lebens überdrüssig,
Bei aller Ebb' und Fluth der Stadt,
Doch hier geschäftig, oder müssig,
Wird keiner seines Daseins satt.«




PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

XIII.

JOHANNISKIRCHE MIT KIRCHHOF.

Lass des Lebens Stürme toben,
Lass Gewalten Dich bedräun;
Eine Stimme ruft von oben:
Mensch, Du wirst der Sieger sein!
Wenn der Staub in Staub zerfallen,
Ha! so schwebt zu jenen Hallen,
Wie der Adler stolz sich hebt,
Unser Geist, der ewig lebt!
JANISCH.

Zu den interessantesten und darob beachtenswerthesten Punkten jeder Stadt, ja selbst jedes, auch des kleinsten Dorfes, gehört ohne Zweifel immer der Friedhof, das gemeinsame Endziel unserer, sei es kurzen oder langen irdischen Laufbahn. Und sollte gerade darum ein Friedhof nicht so hohes Interesse für uns haben? Zerschneidet die neidische Parze früh oder spät nicht jedem Erdensohne seinen Lebensfaden? Verlöscht der bleiche Zwillingsbruder des Schlafs nicht jedem Erdensohne die brennende Lebensfackel? Mahnt ein anderer Ort, als der Friedhof, mit seinen verwitterten wie frischen Gräbern uns mehr an die unumstöfsliche Gewissheit, dass auch uns, ach vielleicht bald, der Tropfen Zeit verrinnen werde, den uns Gott aus seiner Urne gab? Betritt, o Mensch, die den aus dem Leben Geschiedenen geweihete Stätte, schaue die Denksteine, die eine liebende Hand den Verblichenen errichtet, gehe von Grab zu Grab und erfahre, wessen Ruhestätte Du betrittst. Hier ein Greis, im Leben das ehrwürdige Haupt seiner Familie, dort ein Jüngling, im Leben die einzige Hoffnung eines liebenden Vaters, hier eine Mutter, deren Scheiden aus dem Leben die verwaiste Jungfrau mit heifsen Zähren bejammert, dort ein Säugling, der, noch ehe er sich des Lebens bewusst ward, dem blassen Tod in die Arme sank; sie alle umschliefst eine Erde, sie alle sind unter der Scholle, die Du, o Mensch, betrittst — Staub! Aber ist dieser Staub

für uns, denen noch jede goldene Morgensonne ein neues Leben bringt, ist dieser Staub für uns einzig und allein nur Staub? Eitler Thor, der Du beschränkten Geistes solchen Wahn für Wahrheit hältst und nur dem Heute lebst, unbekümmert ebenso um die Zukunft, als um die Vergangenheit! Nein, nicht gleichgültigen Sinnes sieh, o Staubgeborner, auf die Todtenbahre, die den Staub dem Staube zuführt, eine geheiligte Stätte sei Dir die Gruft, die die letzten Ueberreste des erstorbenen Körpers in ihren Schoos aufnimmt, heilig seien Dir auch diese letzten Ueberreste selbst! Wohl siehst Du bei Tausenden von Schädeln in dieselben leeren Augenhöhlen, wie bei dem, den Du zuerst gesehen, wohl sind tausende von Knochen das treue Ebenbild vieler anderer Tausende, wohl ist es wahr, dass wir ein ewiges Einerlei anderswo nicht also wiederfinden, aber floss diesen Gebeinen, als sie noch unverwest in den kühlen Schoofs der Erde gesenkt wurden, nicht allen eine Thräne der Trauer? Waren nicht viele, von denen Du hier nur noch Gebeine siehst, dereinst, als sie noch lebten, die Zierde ihres Wohnorts, der Stolz des ganzen Vaterlandes? Dörfer! Städte! Blickt in die Tage der Vergangenheit zurück, erinnert Euch an die Namen Eurer grofsen Ahnen und durchschreitet die stillen Räume Eurer Friedhöfe! — Hier werdet Ihr Eure Treuen, hier werdet Ihr Alle wiederfinden, durch die Ihr glücklich, durch die Ihr grofs geworden seid! Und Du, mein theures Leipzig, dass Du schon seit Jahrhunderten der Glanzpunkt des sächsischen, ja des ganzen deutschen Vaterlandes gewesen bist, das Du in Kunst und Wissenschaft die Palme Dir errungen, und das Du mit Stolz und Würde auf die im Strome der Zeit entschwundenen Tage zurückschauen kannst, findest Du unter Deinen Ahnen keinen Namen, der an Grofses, Herrliches erinnert, der mit goldener Schrift in den Annalen der Menschheit prangt? Gehe auch Du auf Deinen Friedhof, hier wirst Du sie wiederfinden, die Vielen, die dem deutschen Vaterlande, ja der ganzen gebildeten Welt als Sterne vorangeleuchtet haben, hier wirst Du sie wiederfinden, die mit treuer Hand Dich geleitet, die mit Muth, Geist und Glück Dich auf den Höhepunkt geführt haben, auf dem die Welt Dich sieht in den Tagen der Gegenwart!

Bevor indess der Friedhof selbst näher betrachtet werden kann, muss vor allen wenigstens in kurzen Worten der gleich am Eingang und seitwärts des zur Aufnahme alter Personen bestimmten Johannishospitals stehenden Kirche gedacht werden, die auch auf unserem beigegebenen Stahlstich zu sehen ist. Schon in dem vierzehnten Jahrhundert besafs unser Leipzig ein Johannes dem Täufer geweihetes Gotteshaus. Aber es war dies nicht dasselbe, welches wir jetzt hier finden. Dieses stand damals etwas weiter zurück, und ward im Jahr 1547, während der Belagerung Leipzigs durch den Churfürsten Johann Friedrich, wobei der Feind auf dem abgedeckten Dache der Kirche sogar eine Batterie errichtet

hatte, gänzlich zerstört. Die Johanniskirche, welche gegenwärtig unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, ward 1584 erbaut. Der Grundstein zu ihrem Bau war schon den 17. Septbr. 1582 gelegt worden, der Name des Maurermeisters aber, der sie bauete, war Georg Richter. Einer noch jüngern Zeit dagegen gehört der an sie anstofsende Thurm an. Derselbe entstand im Jahre 1749, erhielt im Jahr 1797 durch den Baumeister Heinrich Eberhard Löhr seine Schlaguhr und zeichnet sich nicht sowohl durch seine Höhe, als durch sein gefälliges Aeufsere aus. Das Innere der Kirche aber entspricht ganz dem Platze, auf dem sie ruht. Nicht prunkender Zierrath, nicht überflüssiger Schmuck stört uns hier in unserer Andacht; es ist vielmehr, als sollte die schlichte Einfachheit des freundlichen Gotteshauses mit Ernst uns an die Tausende von Gräbern erinnern, von denen es umgeben ist, und von denen ein jedes die ernste Mahnung an uns ergehen lässt, dass, wenn uns der bleiche Todesengel ruft, aller Schmuck, alle Auszeichnung ihre auf unserer irdischen Reise gehabte Bedeutsamkeit verlieren. Nur einige treffliche Gemälde und ein dem ehrwürdigen Gellert geweihetes Monument, sind die Dinge, womit das Innere der Kirche geziert ist. Aber es sind dies Dinge, durch die unsere Andacht nicht gestört, sondern erhöht wird; und ganz besonders gilt dies von dem genannten Denkmale, welches die hiesige hochachtbare Kaufmannschaft dem gefeierten Dichter errichten liefs, und welches darstellt, wie die Religion des frommen Sängers Bildniss der Tugend übergiebt. Was aber das Gebäude im Ganzen anlangt, sowohl die Kirche als den an sie stofsenden Thurm, so ist es in der That zu verwundern, dass die Octobertage des Jahres 1813, von deren blutigen Kämpfen hier gerade die blutigsten ausgefochten wurden, dessenungeachtet noch so schonend an ihm vorübergegangen sind. Wohl erklang von des Friedhofs stillen Gräbern herab brüllender Kanonendonner, und aus dem zu einem Lazareth umgewandelten Gotteshause das herzzerschneidende Gewinsel unglücklich Verwundeter, die zu Hunderten von der Sense des Todes hinweggerafft wurden, aber dennoch überlebte die Kirche glücklich die furchtbaren Stürme, und in dankbarer Gesinnung gegen die Gnade des Himmels haben nach jenen blutigen Schlachttagen die Bürger Leipzigs über dem Haupteingang der Kirche eine Inschrift anbringen lassen, deren einfache Worte noch einer späten Nachwelt verkünden werden, wie väterlich während jenes Ungewitters die Gottheit für die Erhaltung ihres Heiligthums sorgte.

Doch richten wir unsere Aufmerksamkeit endlich auf den Friedhof, so muss vor allem bemerkt werden, dass derselbe in mehrere gröfsere oder kleinere Abtheilungen zerfällt. Unser Stahlstich zeigt ein Stück der ersteren und zugleich ältesten. Die alte Sitte, die Todten in der Stadt, namentlich in einer Kirche, oder wenigstens in der Nähe einer Kirche zu begraben, war bis zum Anfang des

sechszehnten Jahrhunderts auch in unserm Leipzig vorherrschend. Da aber fing man an, sich von der Schädlichkeit dieses Verfahrens immer mehr zu überzeugen, und die so häufig in Leipzig wiederkehrenden Epidemien, welche durch jene Sitte immer neue Nahrung erhielten, gaben endlich dem Herzog Georg hinreichende Veranlassung, den Bewohnern Leipzigs einen gemeinschaftlichen Begräbnissplatz aufserhalb der Stadt anzuweisen. Es ward hierzu unser Johanniskirchhof bestimmt, und wohl ist es wahrscheinlich, dass der strenggläubige Georg diesen Platz gerade zu der gemeinschaftlichen Begräbnissstätte deswegen auswählte, weil die Vorstellung, dass, wie die Kirche der Sammelplatz aller Gläubigen im Leben, so der sie zunächst umgebende Kirchhof der Sammelplatz aller im Glauben Entschlafenen sei, auch damals noch unter allen Classen der menschlichen Gesellschaft vorherrschend war. Der kleine Raum aber, der damals, es war im Jahre 1536, zu dem gemeinschaftlichen Begräbnissplatz bestimmt wurde, reichte sehr bald nicht mehr aus, und schon noch unter Herzog Georg ward eine Erweiterung desselben nothwendig. In der Folge gaben theils die mit jedem Jahre steigende Einwohnerzahl der Stadt, theils abermalige Epidemien in verschiedenen Zeiträumen Veranlassung zu gleicher Mafsregel, so dass gegenwärtig der ganze Flächenraum des Friedhofs in fünf Abtheilungen zerfällt. Dass aber, wie die Kirche dieses Friedhofs, so auch die stillen Räume des Kirchhofs selbst, in den entschwundenen dreihundert Jahren allen Stürmen preisgegeben waren, die währenddem über unser Leipzig hereinbrachen, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Die Jahre aber, in welchen unser Friedhof am meisten zu leiden hatte, waren aufser dem bereits genannten von 1813 die Schreckensjahre des dreifsigjährigen europäischen Glaubenskampfes, und unter diesen wieder vor allen das Jahr 1644, in welchem der ganze Gottesacker, so wie fast alle seine Monumente dergestalt zerstört wurden, dass der ganze Friedhof eine Zeitlang völlig wüste lag.

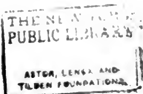
Doch entschwindet dem Gedächtniss, traurige Erinnerungen an die Bedrängniss jener Kriegsperioden! Blicke, deutsches Auge, auf die Fluren des deutschen Vaterlandes und erkenne, wie mit dem Frieden auch ein neues Leben, ein neues Glück zurückgekehrt ist in Hütten und Paläste, erkenne, wie grünende Friedenspalmen der deutschen Gruft entblüht sind! Trauter Friedhof unsers Leipzig, auch auf Dich sind des Friedens Segnungen in reichem Mafse herabgeströmt, auch Du bist in den letzten Decennien wieder zu einem herrlichen Garten geworden, auf dem mit jedem jungen Frühlinge Tausende von Blumen emporsprossen, deren duftende Blüthenkelche in Friede und Freude der goldenen Morgensonne ihren Grufs bringen. Und in der That, Du bist des Schmuckes werth, den die Gottheit selbst mit jedem Lenze Dir erblühen lässt, Du bist auch der Kränze werth, die an jedem Johannistage die Bürger der Stadt Deinen Gräbern

weihen. Ist der Grabhügel, unter dem ein Gellert schlummert, nicht classischer Boden? Und ruhet in dem Schoofse Deiner Erde weiter kein grofser Mann als dieser eine? Sollen wir sie nennen, die Männer alle, die im Tode hier eine Ruhestätte gefunden haben, deren Namen aber gleich dem jenes göttlichen Sängers nie untergehen werden? So werdet wenigstens Ihr genannt unter den vielen Trefflichen die Trefflichsten, Ihr, die ihr im Leben Leipzigs Stolz wart, Ihr, auf deren Gräber auch Leipzig mit Recht noch stolz ist. Folge uns, staunender Wanderer, und siehe, schon in der Nähe unsers Gellert ruhen zwei Männer, die Europa kannte. Hier der Mann, dem das Wesen seines Geistes klärer war, als den meisten seiner Zeitgenossen, der aber dessenungeachtet — ach unbegreifliches Schicksal! — in Wahnsinn endete, der unvergessliche Ernst Platner. Dort ein Mann, im Leben eine der schönsten Zierden unserer Universität, der edle Morus. Doch folge uns auch weiter und siehe jene mit Hieroglyphen und der heiligen Lotosblume geschmückte Säule, es ist das Denkmal des genialen Hieroglyphenentzifferers Spohn. Aber noch nicht genug! Könnten wir einen Zollikofer übergehen? Selig sind, die reines Herzens sind! Und wem könnte diefs mit gröfserem Rechte nachgerühmt werden? Sollen wir endlich die Namen eines Müller, Tschirner, Rosenmüller, Wenk, Christ. Fel. Weisse, Mahlmann, Pato verschweigen? Nein, auch Eure Grüfte seien uns gegrüfst, ja dreimal gegrüfst, Ihr alle wandeltet ja in dem Herrn, und waret alle dereinst der Stolz und die Zierde unsers Leipzigs! Schlummert sanft! Euch allen ist das grofse Räthsel der Welt gelöst, Ihr schauet Gott! Möget Ihr uns dereinst als Verklärte, sei es früh oder spät, an den Pforten des Himmels begrüfsen! Grünet aber auch ihr, freundliche Gräber aller Anderen, die ihr hier in dem kühlen Schoofs der Erde mit jenen Männern versammelt seid! Grünet und blühet in unverwelklicher Pracht, damit ihr geziert seid mit dem Schmuck, den nur die Gottheit schaffen kann den Sterblichen zur Freude und zum Troste. Grünet und blühet, damit wir beim Anschauen der Blumenpracht uns der Thräne des Schmerzes erwehren, und mit gläubigem Sinn das nur mit einer Wehmuthsthräne benetzte Auge hinauflenken an das azurblaue Firmament, wo alle weilen, an deren Gruft wir weinen, wohin auch unser Geist sich aufschwingen wird, wenn unser letztes Stündlein schlägt!

Zum Schluss sei es uns jedoch vergönnt, auch noch eines andern Plätzchens in Leipzig Erwähnung zu thun, welches ebenso wie unser Johanniskirchhof dem Täufer Johannes geweiht ist, und sich von dem unmittelbar an unsern Johanniskirchhof stofsenden Hospitalthor bis an das Windmühlenthor erstreckt. Wir meinen die freundlichen Gartenanlagen unsers Johannisthales. Bis zum

Jahre 1832 lag die ganze Fläche öde, wie auch schon der Name Sandgrube, den sie bis dahin führte, hinlänglich beurkundet. Nur einzeln eingezäunte Gärtchen liefsen auf der ziemlich grofsen Sandfläche dem Auge wenigstens etwas Grünes sehen. In dem genannten Jahre aber gaben diese Gärtchen den Deputirten des Raths zum Johannishospital, und unter ihnen vor allen dem würdigen Stadtrath Dr. Seeburg die in der That glückliche Idee an die Hand, die ganze Sandgrube in Gartenanlagen zu verwandeln, damit auch auf dieser Seite die Stadt ein freundlicheres Ansehen erhalte. Die Idee fand, wie sie es verdiente, allgemeinen Anklang, und so entstanden denn die Hunderte von Gärtchen und Gärten, die mit ihren buntfarbigen Spalieren, Hecken, Lauben und Gartenhäuschen uns ein in der That reizendes Bild vor die Augen führen. Die ganze Anlage aber ward am Johannistage des Jahres 1833 feierlich eingeweiht, und in jedem Jahre wird seitdem an diesem Tage eine Art Volksfest nebst einem für die Kinder der hiesigen Armenschulen bestimmten Kirschfest hier gefeiert. Nicht uninteressant für den Fremden dürfte es übrigens wohl auch sein, hier die Notiz beizufügen, dass sich unmittelbar hinter diesen Gartenanlagen auf einer leichten Anhöhe der Gottesacker befindet, welcher für die Bekenner des mosaischen Glaubens bestimmt ist.





XIV.

MOECKERN.

O sie schlafen ruhig, und verträumen
In den Gräbern jene Flammennacht!
TIEDGE.

Ja, sie schlummern sanft in ihren Gräbern die Helden, die dereinst bei unserm Möckern gefochten, die Tausende, die hier dem deutschen Vaterlande mit ihrem Blute den Sieg erkauft und dem freundlichen Dorfe einen Namen gemacht haben, der über alle Namen ist. Darum sei uns aber auch freundlichst willkommen, schlichtes Nachbardorf von unserm Leipzig, darum werde von uns auch Dein Name genannt in dem Liede, das wir angestimmt haben zu Leipzigs und seiner Umgebungen Ruhme! Schaulustiger Fremder, versäume nicht, wenn Du Leipzigs ausgedehnte Schlacht-Ebene an Deinen Augen vorübergehen lässt, auch nach unserm Möckern zu wandern, versäume nicht, auch auf dieses Dorfes einfache Bauernhäuser Deinen Blick zu richten, denn sie ruhen auf einem mit Blut getränkten Boden, mit Blut von wackern Soldaten aus allerlei Volk. Das Dorf liegt eine Stunde nordwestlich von Leipzig am rechten Ufer der Elster, zwischen Gohlis und Wahren, ganz hart an der Hallischen Kunststrafse, und der Fufsweg nach Möckern ist derselbe, den wir bei der Beschreibung von Gohlis namhaft machten. Er führt durch unser dichtbelaubtes Rosenthal und geht bei der Mühle in Gohlis links ab über herrliche Wiesen und leichte, mit Obstbäumen bepflanzte Anhöhen. Nur wenig Bemerkenswerthes lässt sich aufser den hier ausgefochtenen Kämpfen im Ganzen von dem Dorfe anführen, doch möge wenigstens dies bemerkt werden, dass das dasige Rittergut bis zum Jahre 1743 ein sogenannter Sattelhof war (dieses Wort ward in der früheren Zeit gebraucht, wenn von einem Hofe statt des Lehngeldes ein gesatteltes Pferd ein für allemal oder alljährlich an den Lehnsherrn gegeben werden musste), und dass das Herrenhaus, sowie der gröfsere

Theil des Dorfes auf einem Hügel liegt, von wo das Auge einen in der That reizenden Ueberblick auf die Pleifsenaue gewinnt. Der Gasthof, welcher wie eine Brauerei und eine Ziegelei zum Rittergute gehört, hat einen recht freundlich angelegten Garten und wird namentlich von den niederen Classen der Leipziger Bevölkerung ziemlich viel besucht. Das Rittergut selbst aber war früher ein Besitzthum der Familie von Zehmen, hat jedoch in neuerer Zeit sehr oft seine Besitzer gewechselt. Wenigstens einer kurzen Erwähnung verdient übrigens auch noch das, dass in dem Dorfe die Leipziger ökonomische Gesellschaft durch das Vermächtniss eines Leipziger Buchhändlers, Namens Leich, ein ziemlich bedeutendes, durch die anmuthige Lage seiner Gebäude (dieselben, in denen unser thätige Dr. Güntz seine Privat-Irrenanstalt errichtete, welche er gegenwärtig nach Stötteritz verlegt hat), sowie durch die Fruchtbarkeit seiner Felder ausgezeichnetes Bauerngut besitzt, und dass während der Sommermonate mehrere achtbare Familien unserer Stadt bei Möckern ihre Wohnung aufzuschlagen pflegen, um wenigstens einige Zeit im Jahre die Annehmlichkeiten des Landlebens zu geniefsen.

Bei weitem gröfsere Beachtung aber verdient das, was vor Zeiten in Möckern geschah. Denn nicht blofs die Kämpfe der vielgenannten Octobertage im Jahre 1813 sah unser Möckern, auch von jenen war es ein Augenzeuge, welche im September des Jahres 1631 in und um unserm Leipzig gekämpft wurden. Schon war damals Magdeburg's blutdürstiger Würger, der übermüthige Tilly, mit einem kaiserlich-liguistischen Heere von 40,000 Mann sengend und brennend über Halle nach Leipzig gezogen, um unsern Churfürsten Johann Georg, der sich zuerst dem Restitutionsedicte widersetzte, durch die Gewalt der Waffen zum Bündniss mit dem Kaiser zu zwingen, schon war Leipzig durch Capitulation in des Wütherichs Hände gekommen, als derselbe erfährt, dass sich Johann Georg unter den Schutz Gustav Adolph's begeben, und ein ungefähr 35,000 Mann starkes schwedisch-sächsisches Heer bereits gegen ihn im Anmarsch sei. Tilly hielt alsbald Kriegsrath; zögerte jedoch, seinen alten Kriegsruhm durch eine offene Feldschlacht gegen den schwedischen Heros auf's Spiel zu setzen. Aber Pappenheims Vorschlag *), das kaiserliche Heer aus seinem verschanzten Lager, zwischen Eutritzsch und Möckern, dem verbündeten entgegen zu führen, ging doch endlich durch, und kaum konnte Tilly in der darauf erfolgenden, für ihn wie bekannt, so unglücklich endenden Schlacht bei Breitenfeld dem ihm drohenden Tode entgehen. Er, so wie Pappenheim und Fürstenberg, verliefsen mit blutenden Wunden bedeckt die Wahlstatt. Seid nochmals gesegnet, Ihr tapfern Söhne Sachsens,

*) Siehe unsere Beschreibung von Eutritzsch. Seite 22.

die Ihr damals Euch und uns gegen jenen rasenden Blutmenschen den Lorbeer erkämpftet.

Seid aber auch Ihr nochmals gesegnet, die Ihr im Jahr 1813 bei unserm Möckern für deutsche Freiheit fochtet! Schon mehrfach haben wir in unserer Darstellung der Octobertage jenes Jahres Erwähnung gethan, auch hier muss nochmals, und zwar ausschliefslich von dem sechszehnten des genannten Monats gesprochen werden, da die Schlacht dieses Tages in drei grofse Hauptacte zerfällt, von denen auch unser Möckern einen sah. Die Schlacht bei Wachau und die Gefechte an der Pleifse an diesem Tage — denn dies war der eine Hauptact — sind theils schon, wenigstens in flüchtiger Skizze erzählt worden *) und werden zum Theil noch ausführlicher in der Beschreibung von Wachau abgehandelt werden. Der andere Hauptact — das Gefecht bei Lindenau an demselben Tage, soll in der Beschreibung von Lindenau eine ausführlichere Darstellung finden; den dritten Hauptact der Schlacht vom 16. October bildet der Kampf bei Möckern. Die Franzosen standen hier dergestalt in Position, dass das 20,000 Mann starke Marmont'sche Armeecorps Möckern und Wahren, das siebente unter Regnier, 10,000 Mann stark, Grofs- und Klein-Wiederitsch besetzt hielten. Aufserdem wurden vor der Fronte Lindenthal und Breitenfeld stark, Freiroda und Radefeld schwach besetzt gehalten. Den rechten Flügel der Armee endlich bildete das Corps des Marschalls Ney, 20,000 Mann, der jedoch, als er bis um 10 Uhr keinen ernstlichen Angriff bemerkte, dagegen nach Wachau zu die heftigste Kanonade hörte, aufbrach, um Napoleon bei Wachau zu unterstützen. Freilich wurden diese Truppen, kaum nachdem sie bei Wachau angekommen waren, wieder nach der Parde zurückgerufen, aber sie kamen erst am Abend wieder hierher zurück, nachdem die Niederlage der Franzosen bereits völlig entschieden war. Der Mann aber, welcher diesen Truppen die Schaaren der Alliirten entgegenführte, war der heldenmüthige Blücher. Schon am Morgen des 16. Octobers brach derselbe von Skeuditz und der Umgegend auf, und rückte gegen Leipzig vor. Die rechte Flügelcolonne bildete das erste preufsische Armeecorps unter York, welches über Lütschena gegen Möckern vordrang, die linke Flügelcolonne bestand aus Russen unter Langeron, dem das Corps von Sacken als Reserve folgte. Die Reservecavallerie jedes Corps marschirte an der Spitze, die des Sacken'schen Corps folgte dem ersten Armeecorps. Gegen acht Uhr des Morgens erreichte Blücher die Anhöhen von Lützschena, erhielt jedoch hier die Meldung, dass Lindenthal und das nahe Holz, Freiroda und Radefeld vom Feinde besetzt sei und schloss hieraus irrig, dass der Feind in der Stellung von Breitenfeld und Lindenthal, ungefähr in der Stellung

*) Vergleiche unsere Beschreibung von Connewitz.

wie die Kaiserlichen im Jahre 1631, eine Schlacht anzunehmen gedenke. Von dieser irrigen Meinung geleitet, glaubte er daher einen Angriff auf Lindenthal machen, zuvor aber sich in den Besitz von Freiroda setzen zu müssen. Bei diesen Dörfern begann demnach der Kampf, und schon bis gegen Mittag war es dem Grafen von Langeron gelungen, den Feind aus denselben zu vertreiben, worauf denn sofort das erste preufsische Armeecorps gegen Lindenthal marschirte, während die Infanterie, der Vortrab (das achte Bataillon unter Major Hiller) auf Wahren und Möckern losging. Gegen alle Erwartung aber fand die achte Brigade, die jenen Angriff unternahm, fast gar keinen Widerstand, während die Vortruppen, nachdem sie schon Wahren nur mit der entsetzlichsten Anstrengung hatten nehmen können, in Möckern die muthigste und zugleich entschlossenste Gegenwehr antrafen. Das ganze erste Armeecorps wendete sich daher jetzt nach unserm Möckern, und bald bewies der in der That grässliche Kampf, welcher sofort hier entstand, dass von dem Besitze dieses Dorfes und von dem der Höhen auf der linken Seite Möckerns die Entscheidung der Schlacht abhänge. Mit furchtbarer Gewalt griff York die Truppen an, welche das Dorf besetzt hatten, aber mit gleichem Muth und mit gleicher Hartnäckigkeit wiesen die Franzosen den Angriff zurück. Durch die Wendung, welche York genommen, war zwischen seinem Corps und dem von Langeron eine bedeutende Lücke entstanden. Um nicht etwa hier durchbrochen zu werden, füllte dieselbe Blücher durch die Reservecavallerie Sackens aus. Da griff York Möckern zum zweiten Male an. Aber auch jetzt leisten die Franzosen den hartnäckigsten Widerstand und drängen, während das Dorf schon in Flammen aufgeht, die auf sie eindringenden Truppen wieder zurück, und schaarenweise stürzen die preufsischen Streiter unter den Kugeln zusammen, die von einer auf sie gerichteten Batterie von 50 Kanonen entsendet werden. York greift zum dritten Male an, findet aber zum dritten Male den heftigsten Widerstand und sieht abermals die bravsten seiner Soldaten dem Tode in die Arme sinken. Seine Lage ward immer bedenklicher, mit jeder Minute verzweifelter. Aufser der ersten Brigade waren alle Truppen im Feuer. Dessenungeachtet beschliefst York das Aeufserste zu wagen und lässt, während er Blücher um Verstärkung bittet, die jedoch erst ankommen konnte, als bereits das Treffen entschieden war, auch noch die erste Brigade vorrücken. Aber auch bei diesem vierten Angriff kämpfen die Franzosen mit wahrer Todesverachtung, und wie von den Truppen, die bisher im Feuer gewesen, Hunderte bereits in dem wüthenden Kampfe ihren Tod gefunden hatten, so schmolz auch die vorrückende erste Brigade alsbald zu einem unbedeutenden Häuflein zusammen. Da indess kam endlich der entscheidende Moment. Gegen 5 Uhr Abends flogen einige Munitionswagen der Franzosen in die Luft. Dieser Augenblick, wo unter ihnen einige Unordnung

entstand, war für York entscheidend. Muthig sprengt er selbst an der Spitze des Brandenburger Husaren-Regiments abermals auf den Feind los und lässt die ganze übrige Reiterei, sowie die Infanterie nachrücken. Dies gelang; in wenig Augenblicken war die blutige Arbeit vollendet. Die feindlichen Quarré's werden gesprengt, das brennende Dorf fällt den Preufsen in die Hände, und in wilder Flucht eilen die Franzosen nach Eutritzsch und Gohlis zu. Eine Menge Munitionswagen, über 2000 Gefangene, 1 Adler, 2 Fahnen und 43 Kanonen waren Yorks Siegestrophäen, die er mit den Seinen sich errungen hatte. Aber auch auf seiner Seite hatte der Tod aufs entsetzlichste gewüthet. Von den 21,000 Mann, die sein Corps am Morgen des Schlachttages gezählt hatte, waren nicht weniger denn 6000 todt und verwundet!

Freundliches, aus Deiner Asche wiedererstandenes Möckern, lass Dir, wenn auch die Gluth der Flammen Deine friedlichen Häuser an diesem Tage auffrafs, die Erinnerung an diesen Tag des Blutes nicht entschwinden! Die Zeit hat auch Deine schmerzhafte Wunde wieder geheilt, in ungestörter Ruhe wandeln Deine friedlichen Heerden wieder auf Deinen Triften, und nimmer zertritt der Kampfrosse Huf Deine üppigprangenden Saatfelder. Freuet Euch, biedern Dorfbewohner, mit uns, die wir in Leipzig wohnen, des Jetzt, behaltet jenen ewig denkwürdigen Schlachttag in immer frischem Andenken und betretet mit Stolz die grünenden Hügel, die sich um Euer Dorf herumziehen, sie sind ja das Grab tausender von Helden. Seid aber auch stolz auf den Namen Eures Dorfes, er ist durch jenen Schlachttag ein europäischer geworden.

XV.

WACHAU.

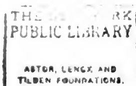
Ist irgend ein Dorf unter den vielen, von welchen unser Leipzig umgeben ist, sowohl für die Söhne Sachsens, als für die, welche aus fernen Landen ihre Schritte zu uns lenken, von Interesse und hoher Bedeutung, so ist es vor allen andern das 1¾ Stunden südlich von Leipzig an der Bornaer Kunststrafse liegende Wachau. Ausgezeichnet durch seine freundliche Lage, berühmt als Geburtsort eines unserer deutschen Classiker und beachtenswerth als der Punkt, auf welchem am 16. Octbr. 1813 von den drei an diesem Tage ausgefochtenen Kämpfen der entscheidendste ausgekämpft wurde, ist Wachau unstreitig dasjenige Dorf, welches bei einem Besuch Leipzigs und dessen Umgebungen am allerwenigsten unbeachtet bleiben kann. Schon der Weg von unserm Leipzig nach Wachau ist einer der angenehmsten und interessantesten, den man, um einen kleinen Ausflug aus der Stadt zu machen, wählen kann. Tritt, fremder Wanderer, zum sogenannten Hospitalthore heraus, welch' herrliche Aussicht öffnet sich Dir schon hier rechts nach dem mit grünenden Lauben und bunten Gartenhäuschen besäeten Johannisthal! Oder gehe weiter und schaue, wenn Du auf dem Thonberge angelangt bist, auf die Dich umgebende Landschaft, welcher Segen des Himmels liegt vor Dir ausgebreitet auf den weitausgedehnten, fruchtbaren Saatfeldern, wie freundlich winken Dir von beiden Seiten die in der nächsten Umgegend liegenden Dörfer, namentlich Stötteritz ihren Grufs zu, und in welch' majestätischer Pracht liegt unser Leipzig mit seinen Thürmen und thurmhohen Häusern vor Deinen Augen augebreitet! Erwarte die Abendstunde, wenn Helios mit seinem goldenen Wagen und feuerschnaubenden Rossen vor unsern Augen verschwindet, und sich das blendende Farbenspiel am goldenen Saume des Horizontes, vor welchem die Baum- und Häusergruppen Dir im schönsten Schwarz erscheinen, welch' unnennbare Gefühle durchdringen Dein Herz, welch' selige Regungen Deine innerste Brust! Aber auch wenn Du auf der schönen Bornaer Strasse weiter gegangen und endlich nach



[illegible]

Farbenspiel am goldenen Saume des Horizontes, vor welchem die Baum- und Häusergruppen Dir im schönsten Schwarz erscheinen, welch' unnennbare Gefühle durchdringen Dein Herz, welch' selige Regungen Deine innerste Brust! Aber auch wenn Du auf der schönen Bornaer Strasse weiter gegangen und endlich nach




THE RK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Wachau selbst gekommen bist, wird Dein Auge gewiss Alles finden, was nur irgend eine Dorfansicht ihm bieten kann. Wachau selbst aber ist ein schriftsässisches Rittergut und Dorf, mit einer Filialkirche von Gröbern, und gehörte 1573 den Herren von Ponikau, dann dem Leipziger Stadtrathe, der es indess später wieder an die Familie von Blasebalg auf Lösnig verkaufte. Durch gleichen Wechsel kam so das Dorf an Rabener, einen im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in grofsem Ansehen stehenden Rechtsgelehrten und Vater unseres schon mehrmals erwähnten Satirendichters. Er aber, unser gefeierter Dichter, der sich seines Witzreichthums nie zu hämischen Seitenhieben auf seine Feinde bediente, noch seine Geifsel an heiligen, oder durch alte Sitte ehrwürdig gewordenen Dingen abstumpfte, der — wäre es doch also in unserer Zeit, wie viel weniger unreife Produkte würden der Feder unserer deutschen Literaten entfliefsen! — der, sagen wir, es nicht verschmähte, neben dem Studium der schönen Wissenschaften und Poesie, auch einem bestimmten thätigen Geschäftsleben sich anheim zu geben, und der als Steuerrevisor des Leipziger Kreises der Welt gezeigt hat, dass es ein blofses Vorurtheil sei, wenn man behaupte, die Poesie vertrage sich nicht mit den sogenannten Brodwissenschaften; dieser Ehrenmann ward in Wachau geboren im Jahre 1714, und mit Recht rühmt sich dessen das freundliche Dorf noch am heutigen Tage. Von 1752 an aber war Wachau eine Besitzung der Leipziger Familien Quandt, Hillig und gehört gegenwärtig dem Forstmeister Herrn von Leipziger. Das Herrenhaus ist zwar nicht grofs, aber nicht minder zweckmäfsig gebaut und eingerichtet, als der daran stofsende Garten geschmackvoll angelegt ist.

Was aber endlich den 16. October des Jahres 1813 anlangt, so war der Kampf, der an diesem Tage in und bei Wachau gekämpft wurde, der blutigste unter allen dieses Tages, und in der Beschreibung von Connewitz ist bereits ein Theil desselben namhaft gemacht worden. Denn hier bei Connewitz und Markkleeberg stand, wie wir dort bemerkten, an diesem Tage der tapfere Poniatowsky mit seinen Polen und bildete, während er sich mit seinem Corps an die Elster lehnte, den rechten Flügel der französischen Schlachtlinie. Auf diesen folgte das zweite Armeecorps unter Marschall Victor, der mit seinen 15,000 Mann unser Wachau besetzt hielt. Zwischen Wachau und Liebertwolkwitz aber stand das fünfte Armeecorps unter dem General Lauriston, und den linken Flügel des Ganzen bildete das eilfte Armeecorps des Marschalls Macdonald bei Holzhausen. Als Rückhalt zwischen Wachau und Probstheida befand sich das Armeecorps des Marschalls Augereau, während zwischen diesen Truppen allen, namentlich zwischen Liebertwolkwitz und Wachau bedeutende Cavalleriemassen aufgestellt waren, und theils die sichere Anlehnung des rechten Flügels an den sumpfigen

Fluss, theils auch und vorzüglich der Umstand, dass vor der Fronte eine ziemlich grofse Anzahl Dörfer besetzt waren, welche in dem sonst völlig freien und ebenen Terrain eben so viele leicht zu vertheidigende Bollwerke bildeten, beweist deutlich, dass die Aufstellung der französischen Armee höchst vortheilhaft war. Der französischen Aufstellung gegenüber bildeten, wie wir schon in der Beschreibung von Connewitz bemerkten, zwischen der Elster und der Pleifse die Oesterreicher den äufsersten linken Flügel, und es ward ebenfalls schon dort erzählt, dass das zweite Armeecorps unter dem heldenmüthigen General Meerveld bei Dölitz und Connewitz einen Uebergangspunkt über die Pleifse zu gewinnen, und so dem rechten Flügel der Franzosen in den Rücken zu kommen suchte. Zur Unterstützung dieses Angriffs war das österreichische Reservecorps unter General, Erbprinzen von Hessen-Homburg bei Zöbigker und Prödel aufgestellt, und hier befand sich auch zu Anfange der Schlacht Fürst Schwarzenberg. Das in vier Colonnen getheilte Hauptcorps aber unter dem speciellen Commando des General en Chef Barclay de Tolly, bestand aus Russen, Oesterreicher und Preufsen untermischt. Die linken Flügelcolonnen unter dem preufsischen Generallieutenant Kleist befand sich bei dem Dorfe Gröbern, und bestand aus der zwölften preufsischen Brigade des Generallieutenants Prinzen August von Preufsen, der vierzehnten russischen Infanterie-Division (Helfreich), einer russischen Kürassier-Brigade und einem Husarenregiment. Die zweite Colonne unter dem russischen Generallieutenant Prinz von Würtemberg hatte das zweite russische Infanteriecorps (Würtemberg) zum ersten, die neunte preufsische Brigade (Klüx) zum zweiten Treffen und stand Wachau gegenüber. Die dritte Colonne unter dem russischen Generallieutenant Fürsten Gortschakow II. bestand aus der fünften russischen Infanterie-Division (Pischnitzky), welche sie zum ersten Treffen hatte, und der zehnten preufsischen Brigade (Pirch I.), die sie zum zweiten Treffen hatte, und stand bei Störmthal, Liebertwolkwitz gegenüber. Die vierte Colonne endlich, unter General Graf Klenau, bestehend aus dem vierten österreichischen Armeecorps (Klenau), der eilften preufsischen Brigade (Ziethen) und der preufsischen Husaren-Cavallerie-Brigade (Röder), stand bei Grofs-Pöfsna und Fuchshayn, Holzhausen gegenüber. Den Zwischenraum hinter der zweiten und dritten Colonne füllte die russische und preufsische Reserve-Cavallerie unter dem russischen Generale Graf Pahlen III. aus. Die preufsischen und russischen Garden standen hinter Magdeborn. Der Kaiser von Russland und König von Preufsen sahen der Schlacht bei Güldengossa zu; Napoleon befehligte auf der Anhöhe hinter Wachau. Die Zahl der Truppen war auf französischer Seite an diesem Tage 94,000, auf der der Verbündeten 106,500 Mann, von denen jedoch 15,000 Mann Garden und viele Oesterreicher gar nicht ins Gefecht kamen.

Einige weit in die Ebene hinausdonnernde Kanonenschüsse verkündeten gegen acht Uhr des Morgens den Beginn der Schlacht, und muthig warfen sich die Verbündeten auf die Schlachtreihen des Feindes. In Kurzem waren fast alle genannten Truppen im Feuer und kämpften auf beiden Seiten mit wahrer Todesverachtung. Der Hauptkampf indessen drehte sich um den Besitz der Hölzer am rechten, um den von Markkleeberg am linken Flügel der Alliirten und hauptsächlich in der Mitte um den von unserm Wachau, dass die Absicht der Franzosen ganz deutlich hervorleuchtete, das Centrum der Alliirten zu durchbrechen, dann im Augenblick der Entscheidung den rechten Flügel derselben zu umgehen und das ganze Heer an die Pleifse zu drängen und dort aufzureiben. Mit der äufsersten Anstrengung drangen die Russen unter dem Prinzen von Würtemberg gegen zehn Uhr des Morgens in das Gehölz und in die Gärten des Dorfes, aber schon eine Stunde darauf war es der an diesem Tage in der That bewunderungswürdigen Tapferkeit der Franzosen gelungen, nicht nur gegen zehn russische und drei preufsische Kanonen zu demontiren, sondern auch das Dorf wieder zurück zu erobern. Ja, gegen zwölf Uhr Mittags konnten die Russen und Preufsen dem furchtbaren Artilleriefeuer Napoleons, der zwei Colonnen hatte bilden lassen, die rechts und links von Wachau auf die Alliirten eindrangen, nicht länger Stand halten und zogen sich langsam von Wachau nach Güldengossa und der Schäferei Auenhain zurück. Fürst Schwarzenberg, der in Gautsch stand, konnte bei der Nachricht von der misslichen Lage der alliirten Truppen natürlich nur bestürzt sein, liefs jedoch sogleich das Reservecorps des Erbprinzen von Hessen-Homburg bei Gaschwitz und Deuben über die Pleifse gehen, um sich vor dem Dorfe Gröbern zu setzen und so dem linken Flügel des Hauptcorps zu Hülfe zu kommen. Es war Mittag ein Uhr, und Fürst Schwarzenberg folgte selbst auf das Schlachtfeld. Doch hatte Barclay de Tolly, als er das Vordringen der Franzosen bemerkt, zwei russische Grenadier- und eine Grenadier-Division unter General Rajewsky zur Unterstützung des Prinzen von Würtemberg abgesendet, da derselbe seine Stellung bei der Schäferei Auenhain mit seinen schon sehr geschmolzenen Truppen nur mühsam behaupten konnte. Rajewsky stellte sich mit einer Division und der Reiterei hinter Auenhain, bei der andern Division bei Gossa auf. Kaum aber waren das Reservecorps des Erbprinzen von Hessen-Homburg von Zöbigker über Gaschwitz und Deuben nach Gröbern marschirt, wo es auf das rechte Ufer der Pleifse überging, und das Kürassier-Corps des Feldmarschall-Lieutenants Grafen von Nostitz gegen zwei Uhr bei Gröbern angelangt, als die französische und polnische Garde-Cavallerie unter General Le Tort hier einen Angriff macht, der indess, während die furchtbar mitgenommenen Truppen des Generals Kleist

in Markkleeberg durch die Division Bianchi abgelös't und die von Wachau vorgerückten Feinde in die Flanke genommen und zum Durchzug genöthigt werden, von den österreichischen Kürassieren entschieden zurückgewiesen wird, so dass die Alliirten die Ebene zwischen Gröbern und Auenhain gegen alle Angriffe Napoleons glücklich behaupten. Napoleon wendete daher jetzt alle seine Kräfte gegen die Stellung der Verbündeten bei Auenhain. Wüthend bricht plötzlich seine Cavallerie aus dem Wäldchen bei Wachau hervor, sprengt zwischen die Quarré's der russischen und preufsischen Infanterie durch, wirft die sich ihr hier entgegensetzenden zehn Schwadronen so wie die in Anmarsch begriffene Gardecavallerie über den Haufen, erobert 26 Kanonen und dringt bis einige hundert Schritte von der Anhöhe hinter Gossa vor, wo der Kaiser von Russland, König von Preufsen und Feldmarschall Schwarzenberg sich befanden. Der Augenblick, ohne Zweifel der entscheidenste am ganzen Tage, war höchst gefährlich und die Schlacht schien entschieden für die Alliirten verloren. Da aber brachte die ruhige und besonnene Entschlossenheit Kaiser Alexanders abermalige Rettung. Ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren, wirft er das zur Bedeckung seiner Person dienende Garde-Kosackenregiment unter dem Grafen Orlow Denisow dem anstürmenden Feinde entgegen, und in wenigen Augenblicken glückt es der kleinen tapferen Schaar, den Feind zum Stehen zu bringen, von den 26 verlorenen Kanonen 24 wieder zurück zu erobern und mit Hülfe mehrerer herbeieilender preufsischer Cavallerie-Regimenter den wüthenden Angriff abzuschlagen. Dessenungeachtet hielt Napoleon die Schlacht für sich gewonnen, entsendete sofort Boten nach Leipzig, um unserm König den Sieg zu melden und ihn aufzufordern, zur Feier desselben mit allen Glocken läuten zu lassen. Indessen hatten die Franzosen doch nicht unbedeutende Fortschritte gemacht, ja es war ihnen gelungen, nicht nur die Schäferei Auenhain, sondern auch einen Theil des Dorfes Gossa zu erstürmen. Allein auch hier siegte endlich die ausdauernde Tapferkeit der Alliirten. Von den russischen Grenadieren unterstützt, gelang es den Oesterreichern, Auenhain wieder zu gewinnen, wogegen Gossa von der preufsischen zehnten Brigade aufs tapferste vertheidigt wurde. Noch zwei Angriffe hatte dieses Dorf auszuhalten, beim zweiten aber ward der Feind, nachdem noch 80 russische Reservegeschütze der Garde und andere Artillerie jener Brigade zu Hülfe gekommen war, in wilder Unordnung nach Wachau zurückgetrieben.

Der hereinbrechende Abend und die Erschöpfung der Krieger auf beiden Seiten machten endlich gegen sechs Uhr dem mörderischen Kampfe ein Ende. Beide Heere lagerten auf dem Schlachtfelde fast in derselben Stellung wie am Morgen, denn auf dem rechten Flügel unter General Klenau war Seiffartshain

nach tapferer Gegenwehr verloren worden, worauf derselbe zwischen Grofs-Pöfsna und Fuchshain zurückgedrängt worden war. Eine heftige Kanonade beschlofs hier den Tag. Nichtsdestoweniger war der Verlust auf beiden Seiten entsetzlich; es musste aber ein solcher sein, da auf beiden Seiten, zum Ruhme des Freundes wie des Feindes muss es gesagt werden, mit der ausgezeichnetsten Tapferkeit gefochten worden war. Die Dörfer, die vom Kampfe berührt wurden, und so auch unser Wachau, hatten, wie leicht zu begreifen, unsäglich gelitten; aber sie alle, und so auch unser Wachau, haben sich von den schweren Wunden jenes Tages herrlich wieder erholt und grüfsen mit ihren schlichten Landwohnungen freundlichen Ansehens den bei ihnen vorübergehenden Wanderer.

XVI.

PARK UND GEORGENHAUS.

Schön im Feierschmucke lächelt
Hold und bräutlich die Natur;
Blumen wehn, vom West gefächelt,
Gelb und roth, auf grüner Flur;
Um die kleinen Nester hüpfend,
Singt der Vögel Chor im Hain;
Und der kalten Tief' entschlüpfend,
Spielt der Fisch im Sonnenschein.
Hoelty.

Wohl schon mancher vorlaute Mund hat die Gartenanlagen in Leipzig, welche sich unmittelbar hinter der innern Stadt vom hallischen bis zum grimmaischen Thore hinziehen, geziert und kleinlich genannt, wohl schon mancher Tadelsüchtige hat seinen Mund zu spöttischem Lächeln verzogen, wenn er vernahm, dass diese Anlagen von den Bewohnern Leipzigs mit dem Namen »Park« bezeichnet werden, aber gewiss mit Unrecht, und in der That nur von einem tadelsüchtigen Munde kann ein solches Urtheil gesprochen werden. Wohl ist es wahr, dass der zu diesen Gartenanlagen benutzte Raum nicht eben grofs, dass diese Anlagen unseres Leipzigs im Vergleich zu den Park's der Britten in ein Nichts verschwinden, und dass das Grofsartige der oft zu einem Labyrinth werdenden englischen Anlagen bei den unsrigen vergebens zu suchen ist; aber hat hier die Kunst nicht Alles geleistet, was sie nur irgend leisten konnte, ist hier nicht jedes Plätzchen benutzt, um durch Mannigfaltigkeit das Ganze zu verschönern, ist das Ganze, wie es sich vor unsern Augen ausbreitet, nicht auf das sinnigste, geschmackvollste angelegt? Und dürfen wir beim Anschauen dieser freundlichen Anlagen vergessen, was in früherer Zeit auf diesem Raume war, dürfen wir vergessen, dass dies in der Zeit unserer Väter ein Ort war, den nur ungern der Fufs betrat, ja, den zum Theil der Fufs gar nicht betreten konnte; dürfen wir endlich vergessen, dass



es sich vor unsern Augen ausbreitet, nicht auf das sinnigste, geschmackvollste angelegt? Und dürfen wir beim Anschauen dieser freundlichen Anlagen vergessen, was in früherer Zeit auf diesem Raume war, dürfen wir vergessen, dass dies in der Zeit unserer Väter ein Ort war, den nur ungern der Fufs betrat, ja, den zum Theil der Fufs gar nicht betreten konnte; dürfen wir endlich vergessen, dass





diese Anlagen zum Nutzen und Frommen der Stadt von einem Manne geschaffen wurden, der, obschon er bereits 39 Jahre im Schoofse der Erde ruht, doch jetzt noch fortlebt in der Brust jedes dankbaren Leipziger Bürgers? Darum verstumme vorlauter Tadel, darum schweige mäkelnde, spottende Zunge; unsere Freude störst Du nicht, unsere dankbare Gesinnung gegen den, der unser Leipzig mit diesem Garten schmückte, erlischt nicht!

Auf's schmachvollste war unser Leipzig während des siebenjährigen Krieges ausgepresst worden, als den 17. Februar 1763 Preussens grofsgenannter Friedrich II. sich zu Hubertsburg zum Frieden verstand, und so der leidigen Fehde ein Ende machte. Für unser Leipzig aber, zumal für seine äufsere Gestalt, begann mit diesem Friedensschluss eine neue Aera, denn Leipzig hörte seitdem auf eine Festung zu sein, und alsbald verschwanden seine Basteien, Erdwälle, Schanzen, Gräben und Mauern. Auch der Platz, auf dem unser Park angelegt ist, lag damals wüste und öde und verpestete mit seinem sumpfigen Boden die Luft. Der Mann aber, der um diese Umgestaltung unserer Stadt sich vor allen ein wesentliches Verdienst erwarb, und der namentlich als der Schöpfer unseres Parkes anzusehen ist, war der im Jahre 1801 verstorbene Kriegsrath und Bürgermeister Karl Wilhelm Müller. Er, ein Liebling der Musen und Beschützer von Kunst und Wissenschaft, der mit seinem gewandten Geiste Alles umfasste, was nur irgend gut, nützlich und schön war, der mit seinen tiefen Kenntnissen nur dann wucherte, wenn es die Beförderung des Allgemeinwohls galt, er, das Muster der Humanität im ganzen Umfange des Wortes, war es auch, der sich in der genannten Beziehung um unsere Stadt ein unsterbliches Verdienst erwarb, er war es auch, der, um die Atmosphäre zu reinigen, unnütze Mauern abreifsen, Sümpfe austrocknen, Bäume und Gesträuche aller Art anpflanzen liefs und die nächsten Umgebungen um unsere Stadt zu einem Paradiese umschuf, ja er war es, der, um diese Anlagen ins Leben zu rufen, sogar selbst bei den Bürgern unserer Stadt herumging, und die erforderlichen Beiträge einsammelte. Und so entstanden denn diese unsere reizenden Gartenanlagen um unsere Stadt, und noch die späteste Nachwelt wird den Namen »Müller« dafür segnen.

Komm, Schaulustiger, zu uns in der Zeit, wenn der junge Lenz Knospen und Blüthen zu frischem Leben hervorruft, und weide Dein Auge an dem hundertfältigen Grün, das aus dem schwankenden Zweige hervorsprosst, wahrlich Du wirst nicht unbefriedigt wieder hinweggehen. Unser Stahlstich zeigt uns ein Stück des mittleren Theiles des Parkes und führt unser Auge über das leichte Gebüsch hinweg nach dem sogenannten Georgenhause. Bevor jedoch von diesem letzteren gesprochen werden kann, muss wenigstens in kurzem erwähnt werden, was der Park sowohl hinter dem auf unserm Stahlstich angegebenen Raume, als

vor demselben enthält. Hinter ihm, oder auf der linken Seite des Stahlstichs, erhebt sich ein sanfter Hügel, der den Namen »Schneckenberg« führt, und auf dessen Scheitel man eine in der That liebliche Aussicht geniefst. Den ganzen auf unserm Stahlstich abgebildeten Theil des Parkes kann man von hier aus übersehen, und gern ruht das Auge sowohl auf dem Bassin, auf welchem ein paar schneeweisse Schwäne schaukelnd umherschwimmen, als auf dem Kirchthurm, der sich durch das dichte Gebüsch des Parkes aus weiter Ferne hindurchdrängt. Es geht die Sage, hier auf diesem Hügel, für den Dichter allerdings ein begeisterndes Plätzchen, habe der edle Theodor Körner sein berühmtes Schwertlied gedichtet. Aber es ist dies eine Fabel und im Gegentheil hinlänglich erwiesen, dass dieser deutsche Schlachtgesang der Brust des deutschen Sängers am Morgen desselben Tages entströmte, an welchem er, von einer feindlichen Kugel durchbohrt, beim Dorfe Wöbbelin im Meklenburgischen seinen Geist aufgab. Vor dem auf unserm Stahlstich abgebildeten Raume aber, oder auf der rechten Seite desselben, fesseln aufser den vielen geschmackvoll angelegten Gängen, welche sich durch das Buschwerk hindurchziehen, vorzüglich zwei Dinge unsere Aufmerksamkeit. Das eine ist ein einfaches, auf einem von Pappeln umschatteten Grashügel ruhendes steinernes Denkmal in Form eines Vierecks, welches Leipzigs dankbare Bürgerschaft ihrem Beschützer, Wohlthäter und Freund, dem edeln, bereits oben genannten Müller hat aufrichten lassen. Einfach wie der Mann selbst, zu dessen bleibendem Andenken es errichtet wurde, ist auch das Monument. Während auf der einen Seite Müllers Brustbild mit der einfachen Unterschrift »MUELLER« und auf der andern Seite eine Lyra zu sehen ist, lesen wir auf der dritten Seite das Datum, wann Müller geboren und wann er gestorben, und auf der vierten endlich die Worte: »von den dankbaren Bürgern Leipzigs.« Das andere aber, was auf dieser Seite des Parkes ebenfalls eine Erwähnung verdient, ist eine ziemlich am äufsersten Ende des Parks in der Nähe des hallischen Thores auf einem freien Rasenplatz stehende Eiche, deren Geschichte, zumal noch von Wenigen gekannt, sowohl für die Söhne unseres Vaterlandes, als auch für die, so aus fernen Gauen zu uns kommen, von hohem Interesse jetzt schon ist, und in Zukunft noch weit mehr sein wird. Als im October des Jahres 1814 die Bewohner des Dorfes Probstheida auf Befehl des damaligen russischen Gouvernements zur Erinnerung an die Octobertage des Jahres 1813 ein hohes hölzernes Kreuz errichten und dasselbe mit Eichenkränzen umwinden mussten, fand der Gärtner eines Leipziger Kaufmanns eine Eichel, welche aus einem jener Kränze herausgefallen war. Der Gärtner nahm die Frucht mit nach Leipzig, pflanzte sie in des Kaufmanns Garten, und siehe, bald kam ein junger Sprofs zum Vorschein. Mit aller Sorgfalt, die nur immer der Gärtner auf eine ihm theure und

liebgewordene Pflanze verwenden kann, ward das junge Bäumchen bis zum Jahre 1829 in dem genannten Garten gewartet, gepflegt und gezogen. Da aber schien der zarte Stamm kräftig genug, um in anderes Land versetzt zu werden und den längst gehegten Wunsch des Kaufmanns, das Bäumchen zu einem Gemeingut der Stadt zu machen, zu realisiren. Zu dem Zweck ward daher die Eiche am 1. April 1829 aus jenem Garten weggenommen und auf dem von uns angegebenen Platze in unserm Parke eingesetzt, und zur Freude sowohl derer, die sie bis dahin gepflegt und gezogen, als aller Bewohner unserer Stadt schlug der Baum auch hier Wurzeln und wird, als ein geschichtlicher Baum, noch späte Geschlechter an die weltgeschichtliche Bedeutung der Leipziger Schlachttage im Jahre 1813 erinnern. Mag der auch jetzt noch schwache Stamm der Stütze, an die er gegenwärtig noch zum Schutz gegen Wind und Wetter gebunden ist, bald nicht mehr bedürfen, möge er, der deutsche Baum, in jedem Lenze zu frischem Leben erwachen, und von Jahr zu Jahr zu Leipzigs Freude wachsen und gedeihen. Möge aber auch der Name des Mannes nicht vergessen werden, dessen Liberalität unsere Stadt dieses theure Geschenk verdankt, möchte auch die Feder, die diese Zeilen schreibt, dazu beitragen, dass der Name Mangelsdorf, denn dies ist jener ehrenwerthe Kaufmann, auch unsern spätesten Enkeln erhalten bleibt!

Zur vollständigen Beschreibung des gegebenen Stahlstiches ist endlich nur noch eines Dinges Erwähnung zu thun: das auch auf unserem Bilde hinter der freundlichen Baumgruppe hervorsehenden »Georgenhauses,« welches seit dem Jahre 1701 dem dreifachen Zwecke einer Waisen-, Straf- und Versorgungs-Anstalt gewidmet ist, wobei indefs vorläufig bemerkt werden muss, dass seine Bestimmung als Strafanstalt seit 1813 bis 1815 in sofern verändert ist, dass von dieser Zeit an nicht mehr wie ehemals eigentliche, wegen Hauptverbrechen von den Criminalgerichten zu mehrjähriger oder auch lebenslängliche Strafe verurtheilte Züchtlinge in dem Hause detinirt werden, sondern dass diese Detention sich blofs auf sogenannte Correctioner, d. h. auf solche Individuen jedes Alters und Geschlechts erstreckt, die wegen polizeilicher Vergehungen oder auch wegen umherschweifender Lebensart auf Wochen oder Monate die Strafe der Einsperrung und Zwangsarbeit erhalten. Eine nähere Beschreibung des Georgenhauses wird aber hier schon um deswillen nicht am unrechten Orte sein, da es keine Landesanstalt, sondern eine rein städtische ist, die zum Theil durch eigenes Vermögen an Grundstücken u. s. w., gröfstentheils aber durch Zuschüsse aus der Communalcasse erhalten wird.

Schon im Jahre 1213 liefs Markgraf Dietrich, der Bedrängte, vor dem Ranstädter, jetzt Frankfurter Thor ein Hospistal errichten, welches, als dem

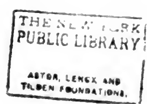
heiligen Georg geweiht, den Namen Georgenhaus führte. Dieses Hospital aber brachte der Rath im Jahre 1493 käuflich an sich, wobei es ausgebessert und erweitert wurde. Zweimal jedoch verschlang in der darauf folgenden Zeit die Anstalt die Gluth des Feuers, zuerst 1547, dann 1631. Sieben und dreifsig Jahre lang blieb darauf das Gebäude in Schutt liegen, bis man endlich 1668 zum Wiederaufbau schritt. Allein man verlegte es nebst dem Siechhause des Johannishospitals vor das grimmaische Thor und bestimmte es nicht nur zur Verwahrung der Melancholischen und zum Strafhause der Verbrecher, sondern auch zur Aufnahme und Erziehung armer Waisen- und Findelkinder. Da man aber das Haus auf diesem Platze nicht sicher genug glaubte, so ward es im Jahre 1700 abermals verlegt, und zwar auf den Platz, wo es sich gegenwärtig befindet, und auf welchem vor der Reformation das sogenannte Bernhardinercollegium stand, eine Unterrichtsanstalt für die Mitglieder des Cistercienserordens, welche aus den fünf sächsischen Cistercienserklöstern auf einige Zeit hier zusammenkamen, um ihre wissenschaftliche Bildung durch Vorlesungen, Disputiren u. s. w. zu befördern. Der Neubau aber entstand unter der Leitung Georg Bose's und Johann Ernst Kregel's, und nicht uninteressant ist die Notiz, dass auf den Bau dieses Hauses damals eine Denkmünze geschlagen wurde, deren Revers, auf dem sich das Leipziger Stadtwappen und drei ins Kleeblatt gestellte, und mit den Worten »animo,« »corpori,« »moribus,« versehene Zirkel befinden, den dreifachen Zweck dieser Anstalt anzeigte. Der Avers der Münze gibt eine Abbildung des Hauses mit den Worten: »Ergasterium Lipsiense MDCCII.« Was aber die äufsere Gestalt des Gebäudes betrifft, so war dieselbe in dem Jahre, wo es erbaut wurde, eine andere, als die gegenwärtige, und namentlich sind in dieser Beziehung die Jahre 1726, 1730, 1790, 1799 hervorzuheben, in denen es theils restaurirt, theils durch neue Anbaue vergröfsert und erweitert wurde. Unser Stahlstich zeigt das hintere Flügelgebäude, das sich mit einem aus vier dorischen Säulen bestehenden, und mit drei Fenstern und einem Portal versehenen Vorsprung darstellt. Das vier Geschofs hohe Vordergebäude dagegen bildet das letzte Haus des Brühls und zeigt über seinem, zur Einfuhr für Wagen bestimmten dorischen Portal das in Stein gehauene Bild des Ritters St. Georg, wie er den Lindwurm erlegt. Von den übrigen Theilen des Gebäudes nennen wir indess nur noch das Kirchengebäude mit seinem kleinen, die Seigerglocke enthaltenden Thurme. Kirche wie Thurm sind beide werth einmal besucht zu werden, da wir in ersterer ein paar recht gute Gemälde, namentlich ein treffliches Deckengemälde von Oeser, und auf dem Thurme eine Aussicht finden, die in der That herrlich zu nennen ist. Was aber das Innere des ganzen Gebäudes und die innere Einrichtung der Anstalt anlangt, so enthält es, aufser der

bereits genannten Kirche, Wohnungen für Beamte, Räume für die Waisenkinder, Räume für die sogenannten Correctioner, Räume für die Versorgten, Krankenstuben und viele andere Pieçen, wie namentlich ein Conferenzzimmer, eine Expeditionsstube, eine Hausapotheke, eine grofse Hausküche, Waschhäuser, zwei Badehäuser, eine Bäckerei, eine Zimmermanns- und eine Tischler-Werkstätte, Arbeitskammern zum Holzraspeln, mehrere Niederlagen, Vorrathskammern, Böden u. s. w. Das für die Zwecke des Hauses angestellte Personal dagegen ist ein Hausverwalter, dem die Aufsicht über das ganze Haus und die Erhaltung der Ordnung in demselben übertragen ist, gegenwärtig der biedere Schiller; ferner ein als Rechnungsführer und vorkommenden Falles als Stellvertreter fungirender Gegenschreiber, ein Waisenvater, der die Aufsicht über die Waisenknaben während der schulfreien Zeit führt, eine Erzieherin der Waisenmädchen, drei Hauptlehrer, von denen indess nur der eine im Hause selbst wohnt, ein ärztlicher Gehülfe, drei Aufseher u. m. a. minder wichtige Personen. Das aufser dem Hause wohnende Personal aber besteht aufser den bereits genannten Lehrern aus dem Geistlichen, dem Arzte und dem Wundarzte, von denen jedoch jeder verbunden ist, nicht nur seinen contractlich bestimmten Functionen nachzukommen, sondern auch in aufserordentlichen Fällen, wenn man seines Beistandes bedürftig ist, sofort im Hause zu erscheinen.

Ehe wir jedoch von der in der That grofsartigen Anstalt scheiden, muss wenigstens mit kurzen Worten auch noch dessen gedacht werden, welchen Segen sie der Stadt bringt, nicht nur als Waisenhaus, sondern auch als Versorgungsanstalt und als Correctionsanstalt, da sie in jeder dieser drei Beziehungen als wahres Muster aufgestellt werden kann. Vor allen aber gebührt hier die vollkommenste Anerkennung und rühmlichste Erwähnung der uneigennützigen, umsichtigen und rastlosen Thätigkeit des trefflichen »Limburger,« als des Mannes, der gegenwärtig dem Waisenhause vorsteht und unter dessen Fürsorge das Waisenhaus seit 1815 in der That zu einer der segensreichsten Anstalten unserer Stadt erhoben worden ist. Mit gleicher Sorgfalt ist das physische und moralische Wohl der Waisenkinder bedacht, deren Jahr aus Jahr ein immer gegen 150 sich in dem Hause befinden. Die verwaisten Kinder werden bis zum vierzehnten Jahre von jedem Alter aufgenommen, und nach der Confirmation im vierzehnten oder funfzehnten Jahre, die Knaben zu Lehrmeistern, die Mädchen zu Dienstherrschaften in und aufser Ortes entlassen. Nicht minder beachtenswerth ist das Georgenhaus aber auch als Versorgungsanstalt. Gegen 130 Personen ist der durchschnittliche Zahlenbestand der hier Untergebrachten, die theils aus hiesiger Stadt selbst, theils aus den hiesigen Hospitälern, theils vom Lande, endlich selbst von Zeit zu Zeit aus entfernteren Orten, gröfstentheils aber als arme, alte, schwache, gebrechliche,

namentlich gemüthskranke, blödsinnige Personen hierher gebracht werden. Heilsam für die Stadt und das Land ist aber endlich das Georgenhaus auch als Correctionsanstalt, da nicht nur Männer und Weiber, sondern auch Kinder, welche frühzeitig verwahrlos't worden sind, hier zur Arbeit und Besserung angehalten werden. Und so ist denn dieses Gebäude, geweihet der leidenden Menschheit im weitesten Sinne des Wortes, eine der schönsten Zierden, eins der segensreichsten Institute unserer Stadt, und gewifs jeder, der es wenigstens einmal besucht, wird die Ueberzeugung mit hinwegnehmen, dass die Bürger Leipzigs jeder Zeit bereit sind, die Thränen des Armen zu trocknen, dem Unglücklichen zu helfen, den Gefallenen zu retten.





XVII.

POSTGEBÄUDE.

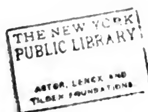
Der Platz, auf den wir unsern Leser schon einmal, und zwar bei der Beschreibung des Augusteums und der Pauliner-Kirche führten, derselbe ist es auch, auf welchem, dieser Kirche schräg gegenüber, unser neues Postgebäude steht, ein Gebäude, auf welches Leipzig gewifs mit Recht stolz sein kann, da es nicht nur eins der ausgezeichnetsten Bauwerke ist, welche in neuester Zeit sich in Leipzig erhoben haben, sondern auch sein Dasein einem Manne verdankt, der unserer Stadt selbst angehört, und dessen wir ebenfalls schon einmal Erwähnung thaten. Es ist dies unser wackere Baudirector Geutebrück, der sowohl den Riss zu dem Gebäude lieferte als auch den ganzen Bau leitete. Bevor indefs von dem Gebäude selbst gesprochen werden kann, mufs wenigstens in Kurzem des sächsischen, und namentlich des Leipziger Postwesens Erwähnung gethan werden.

Den ersten, obschon sehr unbedeutenden Anfangspunkt in der Geschichte des deutschen Postwesens bilden schon das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert, eine Zeit, in welcher mit dem Emporblühen das Handels und der Städte in Nord-Italien, Deutschland und den Niederlanden, das Bedürfniss einer geregelten Verbindung zwischen diesen Städten zuerst fühlbar wurde. Reitende Boten und Landkutschen, letztere besonders zu Mess-Zeiten, gingen von einem Orte zum andern und halfen, wenn auch noch in sehr geringem Maafse, doch wenigstens theilweise jenem gefühlten Bedürfnisse ab. Städte wie Frankfurt, Nürnberg, Augsburg, Stuttgart, Wien, Breslau, Hamburg, Bremen, Braunschweig und auch unser Leipzig u. m. a., waren namentlich diejenigen, wo man in der angegebenen Zeit dergleichen regelmäfsig gehende Posten findet. Gründer der ersten, förmlich den Namen führenden Post dagegen in Deutschland war Roger I. von Thurn und Taxis und Valsassina, und es ist hinlänglich bekannt, wie dessen Nachkommen vom deutschen Kaiser mit dem deutschen Postwesen förmlich belehnt wurden, und wie noch jetzt den Fürsten von Thurn und Taxis die Posten in Würtemberg,

sich die verschiedenen, für den Geschäftsbetrieb des Leipziger Postwesens bestimmten Expeditionen befinden. Rechts sind die Lokale für Brief- und Packetannahme, welche namentlich dadurch ausgezeichnet sind, dass sich vor jedem derselben eine Art Vorzimmer befindet, durch die jeder, der hieher kommt, wenn er vielleicht, was namentlich in Messzeiten zu geschehen pflegt, wegen grofsen Andranges einige Minuten zu verweilen genöthigt wird, vor dem nachtheiligen Luftzuge geschützt ist. Auf der linken Seite der Halle finden wir die für die Stadtpost bestimmten Lokale, das Einschreibebureau, die Briefträgerstube u. m. a. Im Parterre des nach der Neugasse zu liegenden Seitenflügels dagegen befindet sich die königliche Zeitungsexpedition mit den hierzu nöthigen Zimmern, und unter denselben im Souterrain eine Restauration. Begeben wir uns aber in die oben beschriebene Halle zurück, so geleitet uns eine massive breite Treppe in die oberen Räume. Von diesen sind das Entresol und die erste Etage zur Aufnahme des Oberpostamtes, oder der Verwaltungsbehörde unseres Postwesens, der dazu gehörigen Hauptcassen- und Rechnungsexpeditionen, so wie für die Kreisdirection und das Appellationsgericht und deren Archive eingerichtet. In der zweiten Etage dagegen befindet sich die kreissteuerräthliche Expedition, die Bezirkssteuereinnahme und die Expedition der königlich sächsischen Landeslotterie. Einige Dienstwohnungen für Ober- und Unterbeamte der genannten Behörde befinden sich ebenfalls hier in der zweiten Etage und im Entresol. Das Hintergebäude aber, welches die beiden Seitenflügel des Hauptgebäudes im Hofe verbindet, enthält ebenfalls wieder einige Dienstwohnungen des Postwirthschafts-Depot und die Steuerexpedition für die aus den Nicht-Zollvereinslanden eingehenden Postgüter.

Was aber endlich unser Postamt in Leipzig als Oberpostamt anlangt, so hat dasselbe, obschon dem Finanzcollegium untergeordnet, die oberste Direction über die Posten und übt in persönlichen Angelegenheiten über alle andern Postämter eine Gerichtsbarkeit in erster Instanz aus. In peinlichen Fällen dagegen hat sich das Oberpostamt an das Finanzcollegium zu wenden, welches die Untersuchung und Bestrafung an die Behörde verweist; und in dinglichen Angelegenheiten endlich sind die Postbedienten ihrer ordentlichen Ortsobrigkeit untergeordnet. Das Haupt des ganzen Instituts ist ein Ober-Postamts-Director, der zugleich mit dem Vorstand des Lokal-Postwesens, des Ober-Postverwalters, in dem beschriebenen Gebäude seine Wohnung hat; und um zu erfahren, in welch bewährten Händen gegenwärtig dieser schwierige und wichtige Posten ruht, dazu bedarf es blos des Namens »von Hüttner,« ein Mann, der, wie ganz Deutschland weifs, mit dem preussischen General-Post-Director von Nagler und dem fürstlich Thurn und Taxischen General-Post-Director Freiherrn von Dörrenberg ein Triumvirat bildet, dessen verdienstvolles und segensreiches Wirken in der Geschichte des

mit Aussicht auf die Eisenbahn



deutschen Postwesens immer nur mit der gröfsten Auszeichnung genannt werden wird. Ihm, dem Ober-Postamts-Director, zur Seite stehen vier Ober-Postamts-Räthe, ein Secretair, ein Registrator, mehrere Copisten und ein Canzlei-Aufwärter.

Einer besondern Erwähnung endlich bedürfen auch noch zwei andere Gebäude, die zu unserm beschriebenen in der nächsten Beziehung stehen. Das eine, dem bald ein gänzlicher Neubau bevorsteht, die Posthalterei, befindet sich auf dem Rossplatze und ist dasjenige Gebäude, wo namentlich die Extrapost- und Courierpferde bestellt werden; das andere dagegen, eine eigens zum Bedarf der Post erbauete Wagenremise, steht vor dem Hospitalthore und ist, da es auch die Werkstätte für die Postwagen-Gewerke enthält, dadurch ausgezeichnet, dass bei gefälliger äufserer Form auch die Zweckmäfsigkeit nicht aufser Acht gelassen worden ist, so dass das Gebäude seiner Bestimmung in jeder Beziehung vollkommen entspricht.

Und so scheiden wir denn von unserem Postgebäude, das mit Recht für eine der ersten Zierden Leipzigs angesehen wird. Mögen seine Mauern zu Felsen werden, die Jahrhunderten trotzen, damit auch die spätesten Enkel noch ihre Augen an einem Gebäude weiden können, welches von einem unserer Bürger erbaut, der Stadt zur Zierde, dem Bürger zum Segen, dem Lande zur Ehre, dem Fürsten zum Ruhm gereicht. Möge die ganze Anstalt grünen und blühen fort und fort, und möge ihr zu allen Zeiten derselbe Segen entkeimen, der ihr gegenwärtig entkeimt unter der Aegide redlich-treuer Diener.

XVIII.

EISENBAHNHOF.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt es dieser Himmelskraft.

Schiller.

Mensch! Schaue um Dich und staune über den Menschen und seinen erfinderischen Geist! Welches gigantische Werk ist es, das, wenn es einmal durch Menschenhände geschaffen werden konnte, nicht auch auf unserm Erdball zu

finden wäre? Sehen wir nicht noch heute die pyramidischen Steincolosse, die in dem nildurchströmten Aegypten schon vor Jahrtausenden ein Cheops baute? Rühmt uns das Alterthum nicht heute noch einen Phidias, der mit kunstgeübter Hand seiner Jupiterstatue jene imposante Erhabenheit aufzuprägen verstand, die das todte Steinbild zum lebendigen Gott zu machen schien? Und haben wir nicht noch von einer Menge anderer vom Alterthum hervorgebrachten Werke der Kunst Nachricht, die ob ihrer Gröfse, Schönheit und Dauer das Staunen und die Bewunderung der Mit- und Nachwelt erregten? Stehet nichts mehr von den riesenmässigen Bauten, die man dereinst in Hellas und in Latium errichtet? Ja, Mensch, schaue um Dich und staune über das, was Menschenhände geschaffen! Richte Deine Schritte nach dem eisigen Norden oder nach dem heifsen Süden, nach Osten oder nach Westen, von keines Landes Marken wirst Du scheiden, ohne in ihm nicht wenigstens etwas gefunden zu haben, das Dich zum Staunen und zur Bewunderung hinriss. Aber waren es nur die Urväter der Menschheit, die solch Bewunderungswürdiges vollbringen konnten; war es nur jene von uns classisch gerühmte Zeit, in welcher allein der Mensch den in ihm ruhenden Götterfunken beleben, in welcher allein er Werke der Kunst und der Bewunderung schaffen konnte? Dank sei Dir, unsterblicher Gutenberg, der Du ein Mittel erfandest, alles menschliche Wissen zu einem Allgemeingut zu machen, und durch Deine Presse der Menschheit einen Weg zeigtest, auf dem alle Sterblicheu, selbst auch die, denen ein neidischer Dämon die Schätze eines Krösus versagt, zu einem aufsergewöhnlichen Ziele gelangen, eine höhere Kenntniss, eine tiefere Weisheit erstreben können. Wahrlich, Bewundrungswürdiges ist erstrebt, fast Unglaubliches zu Tage gefördert worden, seit Du den in dem Menschen ruhenden Götterfunken zu heller Flamme angefacht hast, seit den Völkern durch Deine göttliche Kunst ein Mittel gegeben worden ist, das, was ein einzelner Riesengeist errungen und ersonnen, nicht untergehen zu lassen, sondern es, wenn auch mit todten Buchstaben, den kommenden Geschlechtern aufzubewahren, damit sie prüfen und sichten und so die Idee, die vielleicht Anfangs eine Chimäre schien, zur That erheben können.

Doch was rühmen wir eine Sache, die des Ruhmes nicht bedarf? Was rühmen wir eine Sache, deren Segnungen vom Kinde wie vom Greise gefühlt werden und tiefer in das Leben der Menschen eingreifen, als es selbst von dem beredtesten Munde gesagt werden kann? Musen von Kunst und Wissenschaft, entfaltet Eure Jahrbücher und lasst uns die mit unvergänglicher Schrift aufgezeichneten Namen der Männer lesen, die in den letztverflossenen Jahrhunderten durch Gutenbergs Schöpfung dem Leben der Menschen Kraft und Schwung, dem nimmerrastenden Geiste frische Nahrung gegeben haben! Welche Wissenschaft

wäre es, welche verwaist daständе und nicht wenigstens einen Jünger aufzuweisen hätte, der in die tiefsten Tiefen ihrer Heiligthümer eindrang? Welche Kunst wäre es, die von ihrem Genius nicht bewahrt worden wäre und nicht wenigstens eines Zöglinges Bild uns vorhalten könnte, um dessen Schläfe sich der immer grüne Lorbeer zieht? Aber all Ihr Hunderte von Männern, die wir Euch als Lieblinge der Musen begrüfsen können, tretet bescheiden zurück vor denen, welchen es gelungen ist, eine Idee zur Ausführung zu bringen, über die selbst der an den Kaukasus geschmiedete Titane erstaunen würde, jener Göttersohn, der uns das Feuer und in diesem die Himmelskraft gab, welche einzig und allein nur den Menschen zu jener gigantischen Idee hinleitete. All' ihr Künstler und Weisen, die Ihr von Euren Jüngern als Heroen gerühmt werdet, tretet zurück vor den leider viel zu wenig bekannten Männern, die dem Raum und der Zeit eine neue Bestimmung gegeben und beiden einen guten Theil des Tributs entrissen haben, den wir als Sterbliche ihnen schuldig sind. Wen anders könnten wir meinen als jene denkenden Köpfe, die dem furchtbaren Elemente des Feuers eine Kraft abzugewinnen wussten, welche ans Unglaubliche grenzt? Wen anders könnten wir meinen als jene Männer, die mit ihren Staunen, ja Furcht erregenden, von Dampf getriebenen Maschinencolossen der Menschheit ein neues Leben, den Völkern einen bisher noch ungekannten Vereinigungspunkt gegeben haben? Wen anders könnten wir meinen, als jene unsterblichen Wohlthäter der Menschheit, welche dem seit der Urzeit heilig gehaltenen Elemente des Feuers seine wahre Kraft entnommen, und diese zum Nutzen und Frommen der Menschheit zu gebrauchen uns gelehrt haben? Was seid Ihr alle, die Ihr den Vorhang im Tempel Eurer Wissenschaft gelüftet und den ganzen Reichthum von Wissen und Weisheit in Euch aufgenommen habt, was seid Ihr alle gegen einen Mann, der dieselben Segnungen, die Gutenberg mit seiner Presse dem geistigen Leben der Völker brachte, auch auf die Körperwelt überzutragen verstand? Stolzer Corse, der Du halb Europa in den Staub tratest, was bist Du gegen einen Robert Fulton? Hat nicht dieser von Dir zurückgewiesene Mann Dich sammt Deinem geistesbefangenen, vielzüngigen Orakel in Paris Lügen gestraft? Ja, empfanget alle den Lorbeer, Ihr Wackern, die Ihr mit angespannter Geisteskraft die langgenährte Idee von der zu erstrebenden Nutzbarkeit der Jahrhunderte lang unbenutzt gelassenen Dampfkraft nach und nach glücklich verwirklicht und der rastlos aufstrebenden, mündig gewordenen Menschheit ein Feld der Thätigkeit eröffnet habt, das die reichste, nachhaltigste Ernte verspricht. Grofs, mindestens kühn war die Idee, die bei nur im Kleinen angestellten Versuchen erprobte Kraft des Dampfes auch im Grofsen in Anwendung zu bringen und somit auch zu grofsen Resultaten zu gelangen, aber glücklich ward sie zur Wirklichkeit gebracht, und siegreich

flog (1807) das erste von dem armen, in Paris, ja selbst in England ohne Beifall gebliebenen Fulton erbauete Dampfschiff von New-York hinaus in die bläuliche See. Mit wahrer Wuth verfolgten Hunderte von Männern die durch Fulton theilweise realisirte Idee weiter, sannen und sannen, und bald dröhnte die Erde unter dem Räderwerk neugeschaffener Dampfcolosse. Die Welt staunte, und zu dem alten Ruhm, den die meerumspülte Britannia schon seit Jahrhunderten genossen, erhielt sie auch noch den, dass ihre Söhne es ausschliefslich waren, die Fultons grofse Idee verstanden und zur vollendeten Reife gebracht hatten. Aber auch Du, deutsches Vaterland, bliebst nicht zurück; auch Deinem Namen wussten Deine wackeren Söhne bald einen guten Theil des Ruhmes zu gewinnen, den bisher als Auserwählter der stolze Britte genossen, und in Deinem Herzen — Heil unserm Sachsen! Heil unserm Leipzig! — schlug der Gedanke die festeste Wurzel.

Auf einem Wagen, mühsam gezogen von Pferden, deren Jugendkraft sieben dürre Jahre vernichtet zu haben schienen, ruhend auf einem Bündel Stroh, umgeben von Kisten und Kasten, preisgegeben einem zweiten unkundigen Phaëthon und jeden Augenblick gefährdet, eines seiner Glieder einzubüfsen, so fuhr noch zu Anfange dieses Jahrhunderts ein Jeder, der den Muth hatte, eine Reise von Leipzig nach Dresden, zuvor aber sein Testament zu machen. Zwei, drei Tage, ja bei schlechtem Wetter und sonach noch schlechterem Wege als derselbe von Natur war, nicht selten noch länger währte es, ehe man das Glück hatte, sich am Ziele seiner grofsen Reise angelangt zu sehen. Erst nachdem fast ein Decennium dieses Jahrhunderts verstrichen war, wurden die Eilposten eingerichtet und kaum hielt man es für möglich, zu derselben Strecke Weges, welche man bis dahin nur in Tagen hatte zurücklegen können, von da an nur einen halben Tag zu bedürfen. Allein auch dies konnte für die Dauer nicht genügen. Der Wunsch, zwischen den beiden Hauptstädten Sachsens eine noch schnellere Verbindung zu Stande zu bringen, wurde mit jedem Tage lauter, je höher die materiellen Interessen der Völker stiegen, je gröfser, namentlich in unserm Leipzig, der Verkehr und je schmerzlich fühlbarer das Bedürfniss wurde, von Leipzig, dem in der ganzen Welt gekannten Messplatz aus wenigstens nach einer Seite hin schneller weiter befördert werden zu können, als bis dahin es möglich war. Wohl war es ein kühner Gedanke, dem Beispiele der Britten zu folgen und die beiden Hauptstädte unsers Vaterlandes durch eine Eisenbahn zu verbinden, wohl sank manchem Kleinmüthigen der Muth, wohl schien es manchem Zaghaften und Befangenen unausführbar, aber dessen ungeachtet gedieh der glückliche Gedanke von Tage zu Tage mehr zur Reife und erweckte von Stunde zu Stunde lebhafteres Interesse. Klare und denkende Köpfe thaten endlich die entscheidenden Schritte, den lang

genährten und vielfach geprüften Gedanken zur Ausführung zu bringen, und alsbald ward an das Riesenwerk Hand angelegt. Ja, in der That ein riesenmäfsiges Actienunternehmen war es, riesenmäfsig in jeder Beziehung; aber kaum waren drei Sommer verstrichen, als es seine erste Weihe empfing. Laute Segenswünsche zum weiteren Gedeihen des glücklich begonnenen Werkes ertönten schon jetzt im In- und Auslande, laute Segenswünsche für das Werk selbst, wie für die kundigen Meister, deren Händen die Ausführung des Werkes anvertraut war. Und das Werk gedieh, gedieh zu herrlicher Vollendung. Unter des Himmels Beistand wurden alle Hindernisse glücklich beseitigt, alle Gefahren bestanden, alle Schwierigkeiten gehoben, und in majestätischer Pracht liegt der gigantische Bau vor unsern Blicken.

Theures Leipzig! Tausendfache Siege hast Du Dir schon seit Jahrhunderten errungen und neue tausende wirst Du Dir in den kommenden Tagen erringen, aber dieser Sieg, den Du Dir durch die glückliche Vollendung Deiner Eisenbahn nach der Stadt Deines Königs errungen, dieser Sieg ist der schönste, der glänzendste; es ist ein Sieg, den die dankbare Muse in die Annalen Europa's setzen wird. Und dürfte die Feder, die es versucht, der Welt zu schildern, was Du seit Jahrhunderten gewesen und was Du gegenwärtig bist, dürfte sie hierbei dieses Sieges vergessen? Dürfte sie, während sie selbst die Leiden nennt, welche das Schicksal Dir sendete, während sie die Wunden wieder aufreifst, die Deinen Bürgern geschlagen wurden und kaum wieder verharrscht sind, dürfte sie hierbei dessen vergessen, was in neuester Zeit die Augen halb Europa's auf Dich gezogen und Dir eine Bedeutung gegeben hat, auf welche Deine Bürger mit Fug und Recht stolz sind? Alt ist das deutsche Wort: »Wenn das Herz voll ist, so fliefst der Mund über.« Also auch hier.

Der unsern Text beigefügte Stahlstich gibt eine Ansicht unseres Eisenbahnhofes und namentlich desjenigen Gebäudes auf demselben, welches als das Hauptgebäude betrachtet werden muss, da es derjenige Punkt ist, von wo aus nicht nur jede einzelne Fahrt nach einem nahen oder ferneren Ziele beginnt, sondern wo auch jede von der entgegengesetzten Seite nach unserm Leipzig zu gerichtete Fahrt ihr Ende findet. Einfach und schlicht, wie das Innere, so ist auch das Aeufsere des Gebäudes, dessen einzige Verzierung in dem auch auf unserm Stahlstich zu sehenden Thürmchen besteht, in welchem die Uhr angebracht ist, nach deren Schlag die jedesmalige Abfahrt sich zu richten hat. Aber bei aller dieser Einfachheit entspricht das Gebäude vollkommen seinem Zwecke und gern ruht der Blick auf seinem Eingang, wenn die gellende Pfeife eines ankommenden Dampfwagens erklungen ist, und bald darauf Hunderte von Menschen in buntem Getreibe aus dem Portale herausströmen. Oft hält man es kaum für möglich, dass ein einziges, nicht eben umfangreiches Maschinenwerk das Beförderungsmittel einer so grofsen

Anzahl Menschen sein konnte, aber dennoch ist es so, und in der That ein freudiges Beben durchdringt die Brust beim Anblick solches von Menschenhänden geschaffenen Riesenwerkes. Ein noch freudigeres Beben aber durchdringt die Brust, wenn wir an einer Fahrt selbst mit Theil nehmen und im Fluge nach unserer reizenden Königsstadt entführt werden. Selbst muss man sie sehen, die einzelnen Punkte der Bahn, um inne zu werden, was des Menschen Geist erstreben, was des Menschen Hand erschaffen kann. Schaue, forschendes Auge, den hohen Erddamm, der sich ganz in der Nähe unsers Leipzigs mitten durch grünende Saatfelder hinzieht, schaue die Erdwände in der Nähe des freundlichen Machern, durch die, wie durch eine hohle Gasse, die schmale Bahn sich hindurchwindet, schaue bei dem Städtchen Riesa das mächtige Pfeilerwerk, das Dich sicher und wohlbehalten über die hier Dich zum ersten Male grüfsenden Wellen der Elbe hinübergeleitet, oder schaue bei dem nur wenige Stunden von Dresden entfernten Oberau hinein, in die finstere Höhlung des Tunnels, dessen gigantischer Bau den tausendjährigen Pagoden zu Salsette und Ellora spottet, schaue Auge, schaue, wahrlich kein gleiches Werk findest Du wieder in den Landen, in denen Du mit deutschbiederen Worten willkommen geheifsen wirst! Darum freuet aber auch Euch, Städte unseres sächsischen Vaterlandes, namentlich Du, freundliches Leipzig, wo sich bewährte Männer gefunden, welche die erste Idee zu diesem Unternehmen zu verallgemeinern wussten, und bei der Ausführung derselben mit rüstiger Geisteskraft, ja mit eigener Aufopferung thätig waren. Nur eines Mannes unter den vielen trefflichen wollen wir hier gedenken, nur dessen, der an der Spitze des ganzen Unternehmens stand und mit wahrer Begeisterung seine Tage und Nächte dem Gedeihen dieses Nationalwerkes zu weihen bereit war. Wer unter denen, die auf Sachsens gesegneten Fluren weilen, und denen Sachsens Heil und Glück eigenes Glück ist, wer ist unter diesen, der den Namen des Mannes nicht kennen sollte, der von den Genien des Geschicks und des Talents emporgetragen berufen war, unserm freundlichen Sachsen einen Namen zu machen, um den uns selbst der Britten Stolz beneidet? Nenne, Muse, den Mann, und lass den Namen Harkort dem Gedächtnisse unserer Sachsensöhne nie entschwinden, ob auch in den kommenden Tagen Männer erstehen werden, die in seinem Geiste die von ihm vorgezeichnete Bahn weiter verfolgen, die von ihm geweckten Ideen zur weitern Ausführung bringen werden. Gesegnet seist aber auch Du, trautes Sachsenland, das Du ohne grofssprecherisches Prahlen jene grofsen Ideen in Dir aufnahmst und durch die That verwirklichtest; dreimal Heil sei Dir, Du bist es ja, von dem des Sängers Worte gelten:

O Vaterland, Du prangst mit heil'gen Siegen
Und wandelst kühn des Ruhmes ew'gen Pfad.

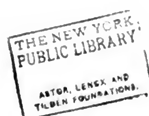
[illegible] und in der That ein freu-

Sachsenland, das Du ohne grofssprecherisches Prahlen jene grofsen Ideen in Dir aufnahmst und durch die That verwirklichtest; dreimal Heil sei Dir, Du bist es ja, von dem des Sängers Worte gelten:

O Vaterland, Du prangst mit heil'gen Siegen
Und wandelst kühn des Ruhmes ew'gen Pfad.



LINDENAU


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

XIX.
LINDENAU.

Schön seid ihr, Wald und Weiden,
Und du, bethaute Flur! —
Wie rein sind deine Freuden,
O reizende Natur!

HAGEDORN.

Nicht ohne von einem Gefühle der Wehmuth durchdrungen zu sein, geleiteten wir schon einmal in unserer Beschreibung Leipzigs und dessen Umgebungen den Leser an die äufserste Westseite unserer Lindenstadt. Wir fanden ja dort das Grab eines für sein unglückliches Vaterland hochbegeisterten Helden. Auch diese, den grünenden Auen des vielbesungenen Lindenau geweihete Zeilen führen uns auf die Westseite Leipzigs zurück. Aber entschwindet zuvor dem Gedächtniss, trübe Erinnerungen an die Vergangenheit, umdüstert nimmer den Blick, ihr Grabesgedanken, die ihr an Poniatowsky's Denkstein das Auge von den lachenden Fluren hinweglenktet auf den Wasserspiegel der räuberischen Elster! Neues Leben komme in das thränende Auge zurück, und neue Freude an dem ewig jungen Reize der Natur trockne die feuchte Wimper! Wahrlich die Rundsicht, die sich uns auf dem Wege nach dem nahen Lindenau darbietet, die herrlichen Wiesen und das dichte Buschholz, von dem diese rechts und links umsäumt sind, wahrlich, dies ist der Freude werth, die des Menschen Brust durchdringen kann beim Anschauen der frischen freien Natur! Und bezeichneten wir in unserer Darstellung bereits schon Gohlis und Connewitz als Glanzpunkte des sich um unser Leipzig herumziehenden Dörferkranzes, so verdient, ja fordert dieselbe Auszeichnung im vollsten Maafse auch das ziemlich umfangreiche Lindenau. Der Weg nach dem nur eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Dorfe ist die mit Pappeln bepflanzte Frankfurter Kunststrafse, deren Anfangspunkt in der Stadt jene Brücke ist, die im Jahre 1813, kaum nachdem Napoleon sie passirt war, in die Luft flog und also in ihren Ruinen Hunderten von Streitern, die noch zurück waren, um den verzweifelten Kampf vollends auszukämpfen, die Gewissheit gab, dass ihre Todesstunde gekommen. Wohl ein Grund und Boden, der zu dem ernstesten Nachdenken auffordert! Hat man aber diese Brücke überschritten und das unmittelbar an sie stofsende Stadtthor im Rücken, so braucht man kaum noch ein Paar hundert Schritte zu gehen, bis man auch die letzten Häuser der

15 *

Vorstadt hinter sich hat und die Aussicht auf die nächste Umgegend frei wird. Allerdings fehlen auch hier wieder die Berge mit ihren tausendfältigen Schönheiten, aber dessenungeachtet erhalten wir eine wahrhafte Augenweide, wenn wir hinblicken auf den reichverzierten Grasteppich, der auf der rechten wie auf der linken Seite des Wegs vor uns ausgebreitet liegt und mit seinem üppigen Grün dem vorübergehenden Wanderer verkündet, welch reicher Segen der Gottheit auf Leipzigs Fluren ruht. Wahrhaft romantisch jedoch wird die Landschaft durch den bereits erwähnten Wald, der hinter den flächenreichen Wiesen in einem Halbzirkel sich um das Ganze herumzieht und dem Bilde einen Hintergrund gibt, auf dem das Auge nur mit Freude ruht. Der Name aber, den die Holzung führt, ist ein doppelter, so dass die auf der linken Seite sich ausbreitende, von dem nach dieser Richtung hin liegenden Dorfe Schleufsig, das »Schleufsiger Holz,« und die auf der linken Seite, das »Leutzscher Holz,« genannt wird, welche letztere Benennung ebenfalls einem Dorfe Leutzsch entnommen ist, dessen Filialkirchen Lindenau und Schönau sind. Nicht unerwähnt darf übrigens hier bleiben, dass dies letztgenannte Holz auch den Weg enthält, welcher zu der sogenannten Bürgeraue führt, einem holzreichen Stückchen Land, welches schon Otto der Reiche der Stadt als gemeinsame Nutzung verehrte, und auf welchem in früheren Jahren die Bewohner Leipzigs alljährlich im Monat Juni ein Volksfest zu feiern pflegten.

Kehren wir jedoch auf unsern nach Lindenau führenden Weg zurück, so stofsen wir auf der Mitte desselben auf ein unmittelbar an die Landstrafse angebauetes, mit einem kleinen Thurme versehenes Gebäude, welches den Namen »Kuhthurm« führt. In jenen rohen Zeiten des Mittelalters hat dasselbe jedenfalls raubsüchtigen Stegreifrittern als Warte gedient, gegenwärtig ist es zu einer netten Försterwohnung eingerichtet, die auch in stiller Nacht den Vorübergehenden nur mit einem freundlichen Grufse bewillkommt. Was aber das Dorf Lindenau selbst anlangt, so ist dasselbe, wie bereits erwähnt wurde, ein Filial von dem Pfarrdorfe Leutzsch und bereits seit dem sechszehnten Jahrhundert ein Besitzthum des Leipziger Rathes. Das äufsere Ansehen des Dorfes ist freilich seit einem Decennium, und namentlich in den letzten Jahren desselben ein fast ganz anderes geworden, als es früher war, aber das Dorf hat dadurch nur gewonnen, da die Ursache dieser Veränderung lediglich nur schöne Neubauden sind. Denn bezeichneten wir bereits Connewitz und Gohlis als solche Orte in der Umgegend unseres Leipzig, welche vorzüglich von vielen wohlhabenden Familien Leipzigs als Sommeraufenthalt gewählt werden, so steht auch Lindenau diesen beiden Dörfern in dieser Beziehung nicht nach, ja es ist vielmehr nebst Connewitz derjenige Ort, wo wir im Sommer gerade die reichsten unserer Stadtbewohner antreffen. Daher ist es denn natürlich auch gekommen, dass die grofse Baulust, die in den letztverflossenen

Jahren über die Bewohner unserer Stadt gekommen ist, sich auch bis hierher erstreckt hat, und eine Menge neuer Landhäuser in dem Dorfe gebaut worden sind, die dem Fremden auf den ersten Blick die Nähe einer grofsen Stadt verrathen. Von den öffentlichen Vergnügungsörtern, deren es hier mehrere gibt, nennen wir nur zwei. Der eine, »Gasthof zu den drei Linden« genannt, ist, wenn wir von Leipzig aus in das Dorf kommen, eins der ersten Häuser und erfreut sich sowohl im Sommer als im Winter, namentlich wenn die Eisdecke der Elster zum Schlittschuhlaufen einladet, eines zahlreichen Besuchs; der andere ist ein Kaffeehaus in der Mitte des Dorfes und namentlich ob eines recht netten und ziemlich umfangreichen Gartens bemerkenswerth. Eine wenigstens kurze Erwähnung verdient aber endlich auch noch die ganz in der Nähe des Gasthofs zu den drei Linden befindliche Mühle, als dasjenige Gebäude, in welchem Napoleon wenige Stunden darauf, als er die obenerwähnte verhängnissvolle Elsterbrücke in der Frankfurter-Vorstadt glücklich passirt war, ein Mittagsmahl einnahm.

Von weit gröfserer Wichtigkeit aber als Alles das, was wir bereits über das Dorf gesagt haben, ist dasjenige, was in und um Lindenau in jenen vielbesprochenen Octobertagen des Jahres 1813 geschah. Schlagfertig gerüstet standen die Streitmassen Napoleons und der Verbündeten mit Anbruch des 16. October einander gegenüber, und es ist bereits in den Beschreibungen von Wachau und Möckern gezeigt worden, dass derselbe Tag eine dreifache Schlacht brachte, von welcher die zwei Hauptacte, und zwar die Schlacht bei Wachau mit den Gefechten an der Pleifse, sowie die Schlacht bei Möckern in jenen Blättern eine genauere Darstellung erhielten. Es bleibt uns sonach hier nur noch der dritte Hauptact, das Gefecht bei Lindenau, übrig. Besetzt war Lindenau, sowie die Dörfer Plagwitz und Leutzsch an diesem Tage von dem vierten französischen Armeecorps (Bertrand), und vertheidigt ward es durch vier Erdaufwürfe, in deren jedem zehn und mehr Kanonen aufgestellt waren. Diese Erdaufwürfe aber standen in ziemlich gleicher Entfernung von einander ungefähr eine Viertelstunde von Lindenau entfernt nach Klein-Zschocher, Lützen und Merseburg zu, beherrschten somit jeden Zugang und unterhielten den ganzen Tag ein starkes Feuer. Nur in nördlicher Richtung, nach Leutzsch zu, bot das Terrain Deckungsmittel dar. Der Angriff der Verbündeten dagegen erfolgte, indem Graf Guylay mit dem zweiten Armeecorps der leichten Division unter Fürst Lichtenstein und dem Streifcorps unter dem russischen General Thielemann vor Altranstädt heranrückte, in drei Colonnen. Guylay's Absicht war, den Franzosen mit Wegnahme Lindenau's die einzige Rückzugslinie zu versperren, zugleich aber die Communication zwischen dem böhmischen Heere und der schlesischen Nordarmee so viel als möglich zu unterhalten. Er zählte ungefähr 20,000 Mann und 50 Geschütze, wogegen die

Zahl der feindlichen Truppen ungefähr 14,000 Mann betrug. Die erste Colonne führte Feldmarschall-Lieutenant Prinz Philipp von Hessen-Homburg, und es gelang derselben, Leutzsch zu erobern und die Franzosen durch das Holz und die Wiesen bis nach Lindenau zuruckzudrängen. Allein der Versuch der Oesterreicher, in das brennende Dorf einzudringen, ward durch das hartnäckigste Feuer des Feindes vereitelt; sie mussten etwas zurückweichen, so dass das Gefecht, obschon es bis gegen Abend fortgesetzt wurde, auf dieser Seite, an der Luppe und in den Hölzern ohne Entscheidung blieb. Die zweite Colonne unter dem Generalmajor Czollich rückte von Klein-Zschocher gegen Lindenau an. Das Gefecht ward auf dieser Seite bald sehr heftig, und gegen 2 Uhr waren bereits die Franzosen genöthigt gewesen, Plagwitz und den vorderen Theil Lindenau's zu räumen. Ja Bertrand musste den gröfsten Theil seines Corps bis hinter den Kuhthurm und an die Ziegelscheune zurückziehen und konnte sich hier eine Zeitlang nur durch ein äufserst lebhaftes Kanonenfeuer halten. Kaum aber war Napoleon hiervon unterrichtet worden, als er augenblicklich an Bertrand den gemessenen Befehl ergehen lässt, Lindenau, das der einzige Weg zum Rückzug war, um jeden Preis wieder zu nehmen und zu behaupten. Bertrand suchte den ihm ertheilten Befehl so schnell und bald als möglich zu vollführen. Mit furchtbarer Gewalt drang er wieder vorwärts und hatte, wenn auch mit grofsen Opfern, wirklich auch das Glück, das Dorf wieder zu gewinnen. Indess dauerte ein heftiges Feuer aus mehr denn hundert Stücken Geschütz auf beiden Seiten bis gegen Abend fort. Die dritte Colonne endlich, bestehend aus den Truppen des Feldmarschall-Lieutenants Lichtenstein und General-Lieutenants von Thielemann wirkte auf der Nordwestseite von Lindenau und unterhielt die Verbindung mit der schlesischen Armee. Sonach liegt es wohl klar vor, dass der Besitz des Dorfes Lindenau von der höchsten Bedeutung war, und es kaum zu begreifen ist, warum Guylay, nachdem es den Alliirten gelungen war, einen guten Theil des Dorfes zu erobern, nicht Alles aufbot, das Eroberte auch zu behaupten. Dazu kommt, dass dies auch nicht einmal schwierig gewesen wäre. Denn hätte er, und hier geben wir zugleich das Urtheil eines hierbei selbst mitthätigen einsichtsvollen Soldaten, die Brücken abgebrochen und sein ganzes Geschütz an den Dämmen am Ufer der Luppe aufgefahren, so würde Bertrand wohl kaum im Stande gewesen sein, das Verlorene wieder zu erobern. Dass es aber von unübersehbarem Vortheil für die Verbündeten gewesen wäre, wenn Guylay Lindenau wirklich behauptet hätte, — hinlängliche Verstärkung hätte er leicht schon in der darauf folgenden Nacht erhalten können — unterliegt wohl kaum einem Zweifel, da, wie bereits erwähnt wurde, Lindenau für die Franzosen die einzige Rückzugslinie war, und Napoleon sonach mit der ganzen französischen Armee in Leipzig eingeschlossen gewesen wäre.

Der 17. October verstrich, wie schon öfters erwähnt wurde, ziemlich ruhig, und auch die in und um Lindenau stehenden Truppen erholten sich an diesem Tage von der blutigen Arbeit des vorigen. Anders am 18. October, an welchem Tage auch Bertrand auf den Befehl Napoleons, der, kaum nachdem er früh 2 Uhr sein Bivouak verlassen und nach einer Unterredung mit Marschall Ney in Reudnitz nach Lindenau geritten war, seinen bisherigen Standpunkt verliefs, um nach Weifsenfels zu marschiren. An seine Stelle bei Lindenau rückte Marschall Oudinot mit zwei Divisionen junger Garde. Und dieser war es auch, der, nachdem Napoleon der entscheidende Schlag getroffen und das ganze französische Heer in wilder Flucht das Weite suchte, als Befehlshaber der Arrieregarde alle Kräfte anspannte, um wenigstens nicht Alles noch verloren gehen zu lassen. Er war es endlich auch, der, nachdem er die Brücken am Kuhthurm, sowie die bei Lindenau gesprengt und sich hinter dem Dorfe aufgestellt hatte, als der letzte von den feindlichen Heerführern die verhängnissvolle Ebene Leipzigs verliefs. Erst am 20. Oct. früh 2 Uhr trat er mit den Seinen den Rückzug an.

Wie fast die ganze Umgegend von Leipzig, so glich auch Lindenau mit allen seinen Umgebungen nach diesen Schlachttagen einer Wüstenei. Allein auch dieses Dorf hat sich, wie alle übrigen Dörfer um Leipzig, herrlich wieder erholt, ja es ist ein freundlicheres, ein blühenderes geworden, als es vordem gewesen. Möge es so blutige Tage nimmer wiedersehen, möge der beglückende Engel des Friedens über ihm schweben fort und fort, möge auf seinen Fluren der Gottheit Segen ruhen in allen Tagen der Zukunft!

XX.
THOMASKIRCHE.

Und wenn die Orgel glänzt und klingt
Mit ihren Silberpfeifen
Wie dann ihr Schall das Herz durchdringt!
Es lässt sich kaum begreifen!
Man sieht und hört's mit Staunen an,
Und fühlt, was man nicht sagen kann.
KRUMMACHER.

Von den acht, in unserm Leipzig sich findenden evangelisch-lutherischen Kirchen ist, wie wohl kaum geleugnet werden kann, für den warmen Freund des grofsen Luther die Nikolaikirche die wichtigste, und es wurde der Grund hiervon bereits in den Blättern angeführt, die wir in unserer Darstellung diesem alten Gottes-

hause weiheten. Vorliegende Zeilen gelten einer zweiten Kirche unserer Stadt und zwar derjenigen, welche als die zweite Hauptkirche Leipzigs zu betrachten ist, denn die Nikolaikirche und die zu beschreibende Thomaskirche sind es eben, in welche, als in zwei Kirchspiele, sämmtliche Einwohner Leipzigs eingepfarrt sind, daher denn auch alle kirchlichen Handlungen (z. B. Trauungen, Taufen etc.) vorzüglich in ihnen verrichtet werden, während in den übrigen, aufser dem eigentlichen Gottesdienste, nur Beichte gesessen und Communion (und selbst dies nur mit Ausnahme der Pauliner- und Peterskirche) gehalten wird.

Was das Geschichtliche der Thomaskirche anlangt, so reicht ihr Alter hinauf bis in das dreizehnte Jahrhundert, und zwar in die Regierungsjahre des schon oft genannten Dietrich, des Bedrängten, der im Jahre 1213 auf dem Platze, wo gegenwärtig die Superintendur und Reformirtenkirche stehen, ein Kloster zu bauen anfing, dem er nicht nur die in der Nähe dieses Platzes schon vorhandene Kirche nebst Pfaffendorf, sondern auch die Kirche zu St. Nicolai und die Kapelle zu St. Petri unterwarf und aufserdem noch mehrere Dörfer und Hufen Landes schenkte. Ja, es beweist diese Nachricht sogar, dass die Thomaskirche bereits vorhanden war, als Dietrich diesen wegen seiner bekannten Fehde mit Leipzigs Bürgern erst im Jahre 1222 vollendeten Neubau des dem heiligen Thomas, Johannes und Augustin geweiheten Klosters begann. Allein die Kirche, die sich jetzt uns präsentirt, verdankt ihr Dasein erst einer späteren Zeit; denn jenes Gebäude der grauen Vorzeit war nach und nach so baufällig geworden, dass es, nachdem eine 1355 an ihm vorgenommene Reparatur so wenig geholfen hatte, dass im Jahre 1412 sogar sein Thurm einfiel, unter dem Probste Johannes Falkenhayn im Jahre 1482 von Grund aus neu gebaut werden musste. Die Weihe erhielt das Gebäude 1496 durch den bekannten Merseburger Bischof Thilo von Trotte. Der Bau des Thurmes dagegen erfolgte erst im Jahre 1537, und seine jetzige Höhe erhielt er im Jahre 1702, nachdem bereits im Jahre 1671 eine nicht unbedeutende Reparatur an ihm vorgenommen worden war. Ein Theil des Klosters aber verblieb, sowie die Kirche, bis zu den Zeiten der Reformation, in denen das Ganze endlich dem Rathe anheimfiel, der indessen, so kräftig er sich auch stets als sein Schirm- und Schutzherr bewiesen und noch beweist, doch auch nicht verhüten konnte, dass das in späten Jahren über die ganze Stadt gekommene Unglück auch das alte Gotteshaus traf. Wir meinen die beiden Kriegsjahre von 1806 und 1813, in denen beiden das Heiligthum zweimal seine Weihe verlor. Im ersten von den beiden genannten Jahren ward die Kirche zu einem Magazin, im zweiten zu einem Lazareth gemacht, und erst zwei Jahre später (1815) ward es möglich, das Gebäude wieder zum Gotteshause einzurichten und sich in ihm wieder zum gemeinschaftlichen Gebete zu versammeln.

Allein so bemerkenswerth für Jeden, der nach unserm Leipzig kommt, die Thomaskirche in historischer Beziehung ist, eben so bemerkenswerth ist sie auch sowohl ihrem innern Ausbau als ihrem äufsern Erscheinen nach. Schon beim ersten Blick, den das Auge auf das alte Gotteshaus wirft, wird gewiss Jeder mächtig bewegt, selbst auch der nicht ausgenommen, der schon grofsartigere Bauden gesehen und bewundert hat. Der 105 Ellen hohe Thurm, die hohen Bogenfenster an dem eigentlichen Kirchengebäude und das auf demselben ruhende, fast in auffallender Steile sich erhebende Sattel- oder Giebeldach geben dem Ganzen in der That ein eigenthümliches, aber dabei auch ehrwürdiges Ansehen, so dass man ganz unwillkürlich sich veranlasst fühlt, auch in das Innere des Gebäudes den Fufs zu setzen. Und wahrlich, das Auge wie das Herz, beide finden sich befriedigt, wenn wir uns aufgenommen sehen von dem weiten, kühlen Raume. Ein wahrhaft erhebendes Gefühl der Weihe durchrieselt die Adern, wenn wir zu einem der beiden Haupteingänge hereingetreten sind und den ganzen, nicht weniger denn 288 Schritt in der Länge und 115 Fufs in der Breite messenden Raum überschauen oder unsern Blick an den riesenmäfsigen Pfeilern hinaufsteigen lassen an die Wölbung, die in altgothischem Styl sich über unserm Haupte erhebt. Wahrlich fühlst Du nicht hier, dann fühlst Du sie nirgends, die Macht der Worte, die einst einer der begeistertsten Sänger unsers Leipzigs seinem Gotte sang:

Du hast Deine Säulen Dir aufgebaut
Und Deine Tempel gegründet!
Wohin das gläubige Auge schaut,
Dich, Herr und Vater, es findet! —

Aber noch nicht genug; nicht nur der weite Raum, nicht nur die das mächtige Gewölbe tragenden Säulen sind es, die unser Auge auf sich ziehen, auch noch drei andere Dinge sind es, auf die wir von gleichen Gefühlen durchdrungen hinschauen; einmal der in der That prachtvolle Altar, dann die an den Seiten des Chors aufgehängten Bildnisse ehemaliger Superintendenten und endlich die herrliche Orgel; alles dreies Dinge, die wenigstens nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden dürfen. Was zuvörderst den Altar betrifft, so ward derselbe im Jahre 1721 von einer Stiftung des Bürgermeisters Dr. Jakob Born und dessen Wittwe erbaut. Indess nicht dieser Stiftung allein verdanken wir sein Dasein; auch der König zeigte für den Bau das lebhafteste Interesse, und schenkte nicht nur der Kirche den Marmor dazu, sondern schickte auch den Bildhauer Herrmann und den Marmorarbeiter Fosetti nach Leipzig, von welchen beiden Männern wohl nur das Vorzüglichste erwartet werden konnte. Und in der That, die Arbeit lobt ihre Meister. Die Basis, Binde, die Borten und der Baldachin sind von schwar-

zem weifsgeaderten Marmor, die Füllungen dagegen von rothem Marmor mit grünen Adern, während das Ganze auf das geschmackvollste und reichste mit vergoldetem Metalle verziert ist. Jene Bilder aber ehemaliger Superintendenten zeigen die dargestellten Figuren in Lebensgröfse und im priesterlichen Ornate und sind, wie sich wohl von selbst versteht, für die Kirche von unschätzbarem und, wie Kunstkenner versichern, von nicht unbedeutendem Kunstwerthe. Und könnte für Männer, die sich im Leben mehr oder minder als tapfere Geisteskämpen für das Heiligste der Menschheit zeigten, ein passenderer Ort ausfindig gemacht werden, als das Heiligthum, in dem sie ausschliefslich mit kräftigem Worte lehrten und wirkten? Bleibet, altehrwürdige Bilder, jedem kommenden Geschlechte eine heilig gehaltene Zierde in diesem alten Gotteshause! Möge aber auch die göttliche Vorsehung es fügen, dass die Stelle, welche in den Tagen der Vorzeit die hier im Bilde vor uns tretenden Männer einnahmen, von gleich Würdigen betreten werde, wie sie gegenwärtig betreten wird, von unserm geistesstarken und dabei gottdurchdrungenen Grofsmann!

Noch ist uns endlich übrig, über das dritte der erwähnten Dinge, die Orgel, zu sprechen, wobei wir uns indess auf die kurzen Notizen beschränken, dass dieselbe sich auf dem, dem Altar gegenüberliegenden Schülerchore befindet und im Jahre 1773 erbaut ward. Dagegen muss hier auch einer Einrichtung Erwähnung gethan werden, die mit ihr, oder vielmehr mit dem Gebrauche der Orgel in der engsten Verbindung steht, und uns allwöchentlich einen Genuss verschafft, dessen sich kaum noch eine andere Stadt unseres deutschen Vaterlandes wird rühmen können. Wir meinen den seit langen Jahren bestehenden herrlichen Brauch, zufolge dessen sich jeden Sonnabend Mittags, halb zwei Uhr, die durch ihren Gesang weit und breit bekannten Schüler der hiesigen Thomasschule in der Thomaskirche versammeln, um eine Motette zu singen. Nur einmal komme zu dieser Mittagsstunde hierher, Kleingläubiger, und höre, wahrlich die Töne werden Dir hineindringen in die Seele und Du wirst erbeben und gläubig hinaufschauen lernen zu dem Unendlichen, der, ob er auch unerforschlich, doch in jedem Laute, welcher einer Zunge entfliefst, als der einzig wahre, grofse Gott gerühmt wird. Nur einmal kommt hierher, Freunde der göttlichen Tonkunst, höret und prüfet, wahrlich ihr werdet die Ueberzeugung mit hinwegnehmen, dass diese Stätte, auf welcher dereinst unter vielen anderen Trefflichen ein Sebastian Bach († 1750), ein Joh. Friedr. Doles († 1797), ein Joh. Adam Hiller *) († 1804) und ein Schicht

*) Joh. Adam Hiller muss übrigens auch deswegen unter den vorzüglichsten Cantoren der Thomasschule genannt werden, da ihm vor noch nicht langen Jahren eine dankbare Schülerin ein recht nettes Denkmal hat setzen lassen, welches sich hinter der Thomasschule unmittelbar an der Promenade befindet.

(† 1823) wirkten und bewundert wurden, auch von einem späteren Geschlechte noch heilig gehalten wird, und dass die harmonischen Schöpfungen jener unsterblichen Meister auch da noch zum Segen für die göttliche Kunst erklingen, wo sie dem Geiste jener Männer entströmten. Möchte in den Tagen der Zukunft immer ein gleichwürdiger Jünger der Kunst dieser Stätte den durch jene Männer über sie gekommenen Nimbus ebenso zu erhalten wissen, wie gegenwärtig unser eben so thätige wie geniale Weinlich!

Zum Schluss möge es vergönnt sein, wenigstens nur in kurzen Worten auch der Anstalt zu gedenken, die wir in den obigen Zeilen bereits einmal namhaft machten. Es ist dies das unmittelbar hinter der Thomaskirche befindliche Gebäude der Thomasschule, oder derjenigen Anstalt, welche als die besuchteste von den beiden hiesigen Gelehrtenschulen bezeichnet werden muss. Ihre Entstehung fällt jedenfalls in dieselbe Zeit, in welcher das Thomaskloster entstand, doch war sie damals gewiss auch weiter nichts, als eine jener in vielen deutschen Städten vorkommenden Klosterschulen, von deren Trivialität man sich in unsern Tagen kaum noch eine Vorstellung machen kann. Ihre jetzige Gestaltung im Allgemeinen erhielt sie erst nach der Einführung der Reformation, obschon die vollständige Organisation derselben in einzelnen Stücken nur nach und nach erfolgte. Was uns aber hier am meisten interessirt, ist die Einrichtung, dass eine Anzahl von 59 Schülern, welche den Namen »Alumnen« führen, in der Schule freie Kost, Wohnung und baare Unterstützung erhalten. Und diese Schüler sind es eben, die hierfür bei Kirchenmusiken, dem übrigen Gottesdienste und bei Leichenbegängnissen den Gesang zu besorgen haben, und so auch jeden Sonnabend durch das Singen einer Motette uns den oben erwähnten Genuss bereiten. Wozu aber die Thomasschule sich als Gelehrtenschule herangebildet hat, dies beweist sowohl ihre gegenwärtige Blüthe, als die grofse Anzahl trefflicher, wahrhaft durchgebildeter Männer, die aus ihr hervorgegangen sind. Dass aber diese Blüthe der Schule eine dauernde sein wird, dafür bürgt schon der Name ihres jetzigen Rectors Stallbaum, der neben einer gründlichen Gelehrsamkeit auch alle Eigenschaften besitzt, die mit Recht von einem Manne gefordert werden, dem die Leitung einer derartigen Anstalt anvertraut ist. Mögen, wie vor ihm immer nur Männer von bewundrungswürdigem Talent und den umfassendsten Kenntnissen dieses Rectoramt bekleideten — wir nennen darunter nur einen Joh. Heinr. Ernesti, einen Joh. Matthias Gefsner, einen Joh. Aug. Ernesti und einen Joh. Friedr. Fischer — so auch nach ihm immer nur solche Männer hier thätig sein, welche die Anforderungen ihrer Zeit verstehen, und in ihrem Streben für die gründliche Ausbildung der ihnen empfohlenen Jünglinge keine nichtssagende und nichtsfruchtende Pedanterie an den Tag legen!

XXI.
THEATER.

Was sich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborgnen schafft,
Muss mir entschleiert und entsiegelt werden:
Denn nichts beschränkt die freie Dichterkraft;
Doch Schön'res find' ich nichts, wie lang ich wähle,
Als in der schönen Form — die schöne Seele.
SCHILLER.

Wenn ein Mann, der eine ziemliche Reihe von Jahren an der Spitze des Leipziger Stadttheaters stand, und dessen hohe Verdienste um das hiesige Theaterwesen noch jetzt in der Brust jedes Kunstkenners fortleben, wenn ein solcher Mann, sagen wir, in einem dem Leipziger Stadttheater ausschliefslich gewidmeten Schriftchen *) den Grundsatz aufstellt, dass des Theaters Bestimmung sei, dem Geschäftsmanne die geistreichste Erholung, der jungen Welt im Vergnügen Veredlung und Belehrung zu bieten, ferner, dem durch Anschauung des Besten verfeinerten Geschmack Befriedigung, wie dem gebildeten Geist und empfänglichen Gemüth einen aufregenden, erhebenden Kunstgenuss zu gewähren und endlich die verschiedenen Stände, Hohe und Niedere, Alter und Jugend durch das Band der geselligen Eintracht zu verbinden, so wird jedem die Wahrheit dieses Satzes einleuchten, der die Bedeutung jener oben angeführten unsterblichen Worte unsers unsterblichen Schiller versteht und zu würdigen weiss. Die Schönheit, die aus der Wahrheit hervorgeht, das ist es, was dem Dichter als Ideal gelten, wonach namentlich der Theaterdichter streben, und was das Theater auch rücksichtlich der Form beständig im Auge behalten muss. Kann es daher wohl auffallen, dass in einer Zeit, der eine wahre Bildung mangelte, in der das Leben des Volkes noch roh, in welcher immer nur wenige Einzelne aus dem unversiegbaren Bronnen des Wissens gekostet hatten, dass, sagen wir, in einer solchen Zeit die Rohheit und Geschmacklosigkeit, oder vielmehr das Unschöne der einzige Faktor war, um den sich einzig und allein nur das Leben der Menschen bewegte? Kann es daher ferner wohl auffallen, dass mit der Verheerung Europa's durch wilde

*) Rückblick auf das Leipziger Stadttheater. Ein Beitrag zur Geschichte des Leipziger Theaters von Karl Theodor Küstner. 1830, 8.

XXI.

[illegible]

*) Rückblick auf das Leipziger Stadttheater. Ein Beitrag zur Geschichte des Leipziger Theaters von Karl Theodor Küstner. 1830, 8.



DAS THEATER



Völker zur Zeit der Völkerwanderung mit der Kunst im Allgemeinen auch die Theater gänzlich eingingen, und zwar, so weit es ihre Grofsartigkeit erlaubte, entweder gänzlich in Ruinen verfielen, oder zu Kirchen, Kastellen und anderen ihnen fremdartigen Zwecken angewendet wurden? Kann es befremden, dass in dieser Zeit dieselben grofsartigen Bauden verwaist standen, in denen das classische Alterthum Weisheit und Unterhaltung, Kraft und Leben, Witz und Geschmack gefunden und gelernt hatte? So legten ja auch im Mittelalter die ewigen blutigen Fehden und die krasse, durch Priesterherrschaft erzeugte Finsterniss der Kunst fast unüberwindliche Hindernisse in den Weg, so dass nur in Klöstern und Seminarien zur besseren Ausbildung der jungen Leute und an Höfen zur Kurzweil Komödie gespielt ward. So kam es ja auch, dass in dieser Zeit die Kunst, deren Diener im Alterthume die gröfsten Geister gewesen, zu einem Handwerke herabsank, das auf offenen Märkten von Leuten getrieben ward, die durchschnittlich nichts anders als halbe Landstreicher waren. Ja, eine unumstöfsliche Wahrheit ist es, dass das wahrhaft Schöne nur gedeihen kann in einer gebildeten Zeit. Und dieser Satz bewährt sich als ein wahrer nicht nur im Allgemeinen, er bewährt sich als solcher auch im Besondern und ganz besonders in Bezug auf die Ausbildung des deutschen Theaterwesens. Nur erst, nachdem der ewig grünende und unverwelkliche Früchte tragende Baum der Kunst und Wissenschaft auf deutschem Boden feste Wurzel gefasst, nur erst, nachdem unter die Deutschen ein mehr geregeltes und geordnetes Leben gekommen, nur erst, nachdem das Volk der Deutschen, vor deren furchterregendem Anblick die stolze Roma gezittert, sich zu milderen Sitten hingewendet und für eine feinere Bildung empfänglich geworden war, nur da erst fing man langsam an, von dem hohen Genuss, den die dramatische Kunst gewährt, einen, wenn auch immer noch blofs unbedeutenden Vorgeschmack zu bekommen. Lange Jahre vergingen, in denen hölzerne Bühnen genügten und Vorhänge auf den Bühnen die ganze Scenerie bildeten. Lange Zeit verstrich, bis Leute von Geist und Talent sich ungescheut einer Kunst anheimgaben, die eine lange Zeit für ein entehrendes Handwerk gehalten worden war, und lange Jahre verstrichen, in denen immer nur die Haupt- und Residenzstädte eigene Theater hatten. Erst in der zweiten Hälfte und noch mehr im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts fing man an, auch in Mittelstädten Theater anzulegen; und die Zahl derselben hat bekanntlich so sehr zugenommen, dass gegenwärtig fast keine Stadt über 12 — 15000 Einwohner im gebildeten Europa existirt, die nicht ihr eigenes Theatergebäude besäfse.

Also war es nun auch in unserm Leipzig. Wie in ganz Deutschland, so entwickelte sich auch in Leipzig das Theater ziemlich spät erst zu einer Bedeutung. Indess geniefst Leipzig wenigstens den Ruhm, dass die erste in Deutschland

bekannter gewordene Schauspieler-Gesellschaft zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts von einem Manne zusammengebracht und geleitet wurde, den unsere Universität genährt und gebildet hatte. Es war dies der in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zu Halle geborene Mag. Joh. Velthem (Veltheim, Velten), der darauf in Leipzig studirte, dann mit der von ihm im Jahre 1676 gröſstentheils aus Studenten gegründeten Schauspielergesellschaft die namhaftesten Städte Deutschlands bereiste, mit derselben zuerst Molière auf die deutsche Bühne brachte und sich und seiner Truppe eine so hohe Achtung zu gewinnen wusste, dass ihm in Sachsen sogar ein Privilegium ertheilt ward, woher auch die Gesellschaft den Titel königlich-polnische und churfürstlich-sächsische Hofcomödianten führte. Was aber den Ort anlangt, wo in unserm Leipzig die Schauspielerkunst zuerst in Ausübung gebracht wurde, so waren dies die sogenannten Fleischbänke auf dem Naschmarkte, und hier war es auch, wo sich der eben erwähnte Mag. Veltheim mit seiner Gesellschaft producirte. Bald jedoch, es war im Jahre 1693, ward in der Nähe des jetzigen Georgenhauses auch ein Opernhaus errichtet und somit der Schauspielkunst ein gröſseres Feld der Thätigkeit eröffnet. Hierbei muss jedoch einer Sitte gedacht werden, welche uns ein ziemlich treues Bild von der Geschmacklosigkeit jener Zeit vor die Augen führt. Um nämlich zum Besuche der Oper einzuladen, und die Besuchenden im Voraus mit dem Inhalte derselben bekannt zu machen, wurden in den Hauptstraſsen der Stadt Gemälde ausgehangen, welche eine Darstellung von dem gaben, was aufgeführt werden sollte. In der That fast ebenso, wie wir noch gegenwärtig, zum Glück bloſs während den Messen, einzelne Scenen aus Mord-, Räuber- und Hinrichtungsgeschichten abgebildet sehen, während ein Leierkastenmann, mit einem Stab auf das Bild hinweisend, jede einzelne Scene besingt und durch seinen Gesang uns nicht oft den Geschmack an der Musik und den Gesang auf Wochen verleidet. Dessenungeachtet ward das Interesse für die Schauspielkunst immer gröſser, immer allgemeiner, und namentlich war es damals eine Frau, Friederike Caroline Neuber, geb. zu Zwickau 1700, die sich um die weitere Ausbildung des Leipziger Theaterwesens ein sehr namhaftes Verdienst erwarb. Um sich vor Misshandlungen zu schützen, war die Neuber mit ihrem Liebhaber aus dem älterlichen Hause geflüchtet. Sie beide traten dann zur Spiegelberg'schen Schauspielergesellschaft in Weiſsenfels, erhielten 1727 das Privilegium als königlich-polnische Hofcomödianten und bildeten in Leipzig eine eigene Gesellschaft; und hier war es, wo die Neuber sich nicht bloſs als Directrice, sondern auch als Schauspielerin und dramatische Schriftstellerin einen ausgezeichneten Ruf erwarb. So gedenken selbst Gottsched, Rost, ja selbst Lessing ihrer mit dem gröſsten Lobe. Und gewiss mit Recht. Sie war es ja, die sowohl Lessing als Weise anregte, sich

mit dem deutschen Theater zu beschäftigen; sie war es, die sich mit Gottsched verband, um das deutsche Theater zu reformiren, die extemporirten Haupt- und Staatsactionen, worin der damals so gemeine und platte Hanswurst eine Hauptrolle spielte, zu verdrängen und an deren Stelle regelmäfsige Stücke zu setzen, die freilich hauptsächlich in französischen Übersetzungen bestanden. Und so wurde ja in Folge dessen im Jahre 1737 auf dem Schauplatze der Neuber, damals einer Bude vor Bosen's (jetzt Reimer's) Garten, in einer Zeit, wo noch die alten Helden und Heldinnen in mächtigen Perrücken und Reifröcken erschienen, über den Hanswurst ein glänzendes Auto da Fé gehalten. Kurz es erliegt keinem Zweifel, dass die Neuber mit Gottsched und anderen schriftstellerischen Notabilitäten der damaligen Zeit auf das engste liirt, für ihre Zeit, und namentlich für die gröfsere Ausbildung unseres Theaterwesens in Leipzig, sehr bedeutend wirkte.

Wir bemerkten indess, dass die Neuber mit dem Schauplatz gewechselt. Es war dies schon 1733 geschehen, nachdem sie durch eine Kabale das ihr früher ertheilte Privilegium verloren hatte. In der spätern Zeit aber finden wir ihre Bühne an noch zwei anderen Orten: im grofsen Blumenberge und in Zotens- (Quandt's) Hofe. Eine neue Aera für das Leipziger Theater begann dagegen, als, nach dem Verfall der Neuber, Heinrich Gottfried Koch die Leitung desselben übernahm. Auch er war, wie der oben genannte Veltheim auf unserer Hochschule gezogen worden und mit Recht rühmte man an ihm als Theater-Unternehmer die Einsicht in der Wahl der Schauspieler und der aufzuführenden Stücke, und im Scenischen (er zeichnete sich selbst als Zeichner aus) das Streben nach dem Zwecke der Kunst, den Fleifs in Bildung angehender Künstler, den Ernst zu Erhaltung der Ordnung und guter Sitten, die Beharrlichkeit und Gewandtheit, und bei aller Oeconomie das Gefühl für den äussern Anstand der Bühne *). Es liegt nicht in unserem Plane, näher auf die Zeit einzugehen, in welcher Koch das hiesige Theater leitete. Es genügt zu erfahren, dass er theils durch die Störungen, welche die Schauspielkunst in Sachsen und namentlich in Leipzig durch den siebenjährigen Krieg und bald darauf durch den doppelten Todesfall zweier sächsischer Regenten erlitt, theils auch durch andere unangenehme Verhältnisse, so namentlich durch die Vorurtheile der Universität sich genöthigt sah, mit seiner Truppe Leipzig bisweilen auf eine Zeitlang zu verlassen, um dafür in anderen Städten aufzutreten. Dagegen muss ein Ereigniss, welches ebenfalls in dieselbe Zeit fällt, besonders hervorgehoben werden, da dasselbe nicht nur zur Vervollkommnung des Theaterwesens in Leipzig selbst wesentlich beitrug, sondern auch

*) Vergl. Geschichte des Theaters in Leipzig. Von dessen ersten Spuren bis auf die neueste Zeit (von Blümner). Leipzig, Brockhaus. 1818.

einen deutlichen Beweis liefert, welch hohes Interesse schon damals einzelne der Bewohner Leipzigs für die Schauspielkunst fühlten. Wir meinen den Bau eines neuen Theaters. Ein eben so patriotischer als kunstsinniger Kaufmann, Gottlieb Benedikt Zemisch, unternahm es mit mehreren anderen Männern, dem längst gefühlten Bedürfnisse eines anständigen Schauspielhauses abzuhelfen. Als daher Zemisch die erforderliche Summe zusammengebracht hatte, bewilligte die Landesherrschaft zu dem Neubau die am Ranstädter, (jetzt Frankfurter) Thore befindliche Bastei. Der Ingenieur, General-Major Fäsch, entwarf den Riss und leitete den alsbald begonnenen Bau, und schon 1766 stand das neue Gebäude, das übrigens nach dem Muster des kleineren, im Jahre 1754 errichteten churfürstlichen Theaters in Dresden gebaut war, vollendet da.

Allein auch dieses Gebäude konnte bei der immer mehr zunehmenden Frequenz der Stadt, bei den täglich steigenden Anforderungen der Kunst und bei dem sich immer deutlicher äufsernden Interesse der Stadt an diesen Kunstleistungen nicht lange genügen, zumal auch andere Dinge mit ins Spiel kamen, (so war namentlich die Einrichtung höchst störend, dass seit Errichtung dieses neuen Theaters die churfürstliche Hoftheatergesellschaft mit anderen abwechselnd spielte) die es in der That wünschenswerth machten, dass sich die Stadt ein selbständiges festes Theater erwerbe. Dieser Wunsch nun ward bald ein allgemeiner der Stadt, da man wohl erkennen mochte, dass ein städtisches Theater wie jeder gebildeten gröfseren Stadt, so auch vor allen anderen unserem Leipzig, als einer Universitäts-, Mess- und Handelsstadt nützlich und vortheilhaft, ja unentbehrlich sei. Auch von Seiten des Magistrats wurden daher die entscheidenden Schritte gethan, diesem Bedürfnisse abzuhelfen, und so konnte es nicht fehlen, dass im April des Jahres 1816 der Stadt Leipzig die landesherrliche Erlaubniss zur Errichtung eines eigenen stehenden Theaters gegen ein jährliches Cassionsgeld von 500 Thlrn. ertheilt wurde. Kaum aber war diese Erlaubniss eingetroffen, als auch auf Veranlassung des Magistrats ein Verein kunstliebender und einsichtsvoller Männer gebildet wurde, der die nöthigen Vorbereitungen zur Ausführung des Unternehmens traf. Es sei vergönnt, die Namen dieser Männer zu nennen, da das Verdienst, das sie sich um die Stadt erwarben, in der That ein grofses war. Es waren der Herr Kammerrath Anger, Dufour, Duvigneau, F. Frege, Hofrath Mahlmann, Reichenbach, Schrepffer, Seyfferth, Winkler. Auch gehörte Anfangs Herr Hofrath Dr. Küstner dazu, doch trat derselbe, da er sich zur Uebernahme der Theaterleitung meldete, zurück. Nach den nöthigen Vorberathungen gewann man indess die Ueberzeugung, dass es wohl am gerathensten sei, das ganze Unternehmen einem Manne anzuvertrauen, der dasselbe als Unternehmer und Director leiten und ordnen möchte, und diesem einen Ausschuss erfahrener und kenntniss-

reicher Männer an die Seite zu stellen, der über die Festhaltung des zuvor mit dem Unternehmer von ihnen abgeschlossenen Contractes wachen, und sich mit ihm überhaupt über die möglichste Vervollkommnung des Instituts berathen sollte. Schon der Name dieses auserwählten Mannes, dessen Einsicht, Charakter, Kunstliebe und Thätigkeit dem Publikum mehr als hinlänglich bekannt waren, zeugte von der richtigen Wahl. Es war der bereits mehrfach erwähnte Hofrath Dr. Küstner. Der Bau des Hauses begann darauf im Anfange des Aprils 1817, war Ende Juni bereits bis unter das Dach gefördert und schon Mitte August, mithin in einer Zeit von 4½ Monaten, vollendet, worauf auch sogleich die Proben begannen und am 26. August die Bühne eröffnet wurde. Was man sich aber von dem Unternehmen versprochen, das sah man schon bei der ersten Vorstellung vollkommen erfüllt. Denselben Grundsatz, den wir an die Spitze dieser Zeilen setzten, und der dem Dichter wie dem Schauspieler ein unumstöfslicher sein muss, sprach auch der von dem hochbegeisterten Mahlmann gedichtete Prolog aus, mit dem das Haus seine erste Weihe empfing. Nur wenige Zeilen sind es, die der Sänger dem Hause als Wunsch zuruft:

»O dass es stets geweiht dem Guten sei,
Und nie der Kunst Erniedrigungen fröhne!
Der Sinnen-Rausch eilt wie ein Rausch vorbei,
Doch still veredelnd wirkt das wahre Schöne!«

aber was hätte er Besseres, Herrlicheres wünschen können? Allein noch nicht genug. Auch die Wahl der poetischen Schöpfung, womit das Haus seine eigentliche Weihe erhielt, war ein redendes Zeugniss dafür, dass es dem, dem die Leitung des Ganzen anvertraut war, redlicher Ernst sei, jenen vorhin genannten Grundsatz für immer geltend zu machen. Die »Braut von Messina,« ein Meisterwerk desselben Sängers, aus dessen Munde wir jenen Grundsatz vernahmen, dies war's, womit die neue Bühne eröffnet ward. Nicht bedarf es eines weiteren Rühmens der Verdienste, welche sich Herr Hofrath Küstner bei der Leitung des Theaters auch nach der Zeit erwarb. Dankbar denkt jeder für die Kunst nur irgend begeisterte Bürger Leipzigs auf jene 11 Jahre zurück, in denen Leipzig durch Küstners unermüdliche Thätigkeit das Glück hatte, nicht nur die gröfsten Meisterstücke deutscher Poesie, sondern auch die gröfsten Künstler des deutschen Vaterlandes bewundern zu können. Aber gleiches Lob verdient auch der Mann, der nach Küstner die Leitung des Theaters übernahm und derselben noch gegenwärtig vorsteht: Herr Ringelhard. Mag sich auch manche vorlaute Zunge finden, die, wie leider schon vorgekommen, ihn, wenn auch nicht als Künstler, doch als Leiter des Theaters mit bitterem Tadel verfolgt hat, so wird doch eine

solche Zunge nimmer im Stande sein, das Verdienst gänzlich hinwegzuleugnen, welches sich Herr Ringelhard um die Stadt bereits erworben hat und in den künftigen Tagen noch erwerben wird. Wohl ist es leicht, etwas zu tadeln, wie unendlich schwer dagegen, eine Sache, die Tausenden vollkommen genügt, besser zu machen! Darum möge Herr Ringelhard eine Beruhigung und eine Belohnung für die vielfachen Anstrengungen, ja selbst nicht unbedeutenden Opfer in dem finden, was billig denkende und gerechte Kunstkenner über ihn urtheilen. Es wird dies sicher ein schöner Lohn für ihn sein, und er selbst wird einen Genuss darin finden, auch in den Tagen der Zukunft ein sorgender, wachsamer Oberpriester im Tempel der Musen zu sein. In dem Tempel selbst aber werden wir dann gewiss auch immer finden: — das wahre Schöne.

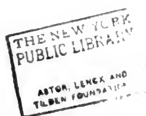
XXII.
DIE HANDELSBÖRSE.

Wohl mir! gepriesen sei mein Stand!
Durch mich blüht Volk und Vaterland:
Den Armen mach' ich grofs und reich,
Den Sklaven oft dem Fürsten gleich.
Kein Welttheil ist so fern, er sollt
Mir seine Schätze und sein Gold;
Kühn flieg' ich über Land und Meer.
Und trage hin und trage her.

Dass mit diesen Worten der Kaufmann die hohen Vortheile und grofsen Vorzüge seines Standes zu rühmen sucht, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Allein es rühmt sich der Kaufmann solcher Vorzüge auch nicht mit Unrecht. Denn unterliegt es auch keinem Zweifel, dass der Handel weder der einzige noch der höchste Zweck in einem Staate sein darf, so ist doch auch eben so unverkennbar, dass der Handel für den Staat sowohl, als auch für den Einzelnen von sehr grofsem Nutzen ist. Was das erstere anlangt, so kann der eigentlich wahre Grundtrieb des Handels gewiss kein anderer sein, als Eigennutz des Einzelnen, daher denn auch nichts leichter, als dass in einem Staate, dessen einziger und höchster Zweck der Handel ist, Eigennutz zum bewegenden Princip wird. Und dreimal wehe dem Lande, in welchem dies stattfindet! Was aber den Staat betrifft,



HANDELSBÖRSE



dem der Handel nicht als oberstes und einziges Staatsprincip, wohl aber als eine Hauptquelle des Glückes und des Wohlstandes gilt, so ist es wohl nicht schwer, die einzelnen Segnungen aufzufinden, die durch den Handel einem solchen Staate erwachsen. Kann durch etwas Anderes Geldcirculation, Gewerbfleifs und Ackerbau mehr befördert und unterstützt werden, als durch ihn? Gibt es etwas Anderes, was den Nationalreichthum sowohl unmittelbar als mittelbar mehr erhebt, als er? Und können endlich Künste und Wissenschaften durch etwas Anderes zu einer höheren Blüthe gebracht werden, als durch ihn, der die entferntesten Völker einander näher bringt und die Erfindungsgabe der Menschen aus Hoffnung auf Gewinn immer von neuem rege macht? Ja dreimal Heil dem Staate, der also den Handel beurtheilt und also in ihm nicht mehr sucht und findet, als er, soll nicht das ganze Staatsgebäude unterhöhlt werden, in ihm suchen und finden darf! Dreimal Heil auch unserer altehrwürdigen Stadt Leipzig, die, obwohl eine Mess- und Handelsstadt, dessen ungeachtet noch nie die Verpflichtungen vergessen hat, die ihr gegen diejenigen obliegen, welche sich im Leben unter ein anderes Patronat begeben haben, als unter das des gewandten, aber leider nur zu oft auch trügerischen Merkur. Nimmer wäre sie auf die hohe Stufe des Glücks, des Wohlstandes und des Ruhmes gekommen, auf der sie in unseren Tagen steht, hätten nicht Tausende ihrer Bürger schon seit Jahrhunderten der Welt gezeigt, dass die Stadt innerhalb ihrer Mauern auch aganippische Quellen habe, an denen schon seit langen Jahren die Musen eine dauernde Heimath gefunden.

Die Hauptbestimmung anzugeben, welche das in diesen Zeilen zu beschreibende Gebäude hat, wäre wohl nur überflüssig. Etwas anderes aber ist es mit der Entstehung desselben. Allein blofs zu erzählen, in welchem Jahre und von welcher Meisterhand dieses Gebäude erbaut worden sei, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, wie es allmählig gekommen, dass ein derartiger Centralpunkt für den hiesigen Handelsstand ein Bedürfniss wurde, und ohne darauf zu achten, wie die Stadt Leipzig aus einem elenden Dorfe sorben-wendischer Vorzeit zu einem in der ganzen Welt gekannten Handelsplatz werden konnte, wäre eben so ungeschickt als unpassend. Es ist daher nothwendig, wenigstens einigermafsen in die graue Vorzeit zurückzugehen, um zu erfahren, welches die Handelsverhältnisse Leipzigs vormals waren, und zu welcher Bedeutsamkeit dieselben gekommen sind.

Dass der Handel der Sorben-Wenden, als der ältesten Bewohner Leipzigs und seiner Umgebungen, von gar keinem oder doch sehr geringem Belang war und sein konnte, dafür bürgt schon die Zeit, in welcher diese Leute lebten, noch mehr die Einfachheit, ja man kann sagen Rohheit ihrer Lebensweise, so wie das höchst geringe Maas ihrer Lebensbedürfnisse. Anders aber war das Verhältniss

schon um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, nachdem unsere Stadt eine wirkliche Stadt geworden und sich schon ziemlich bedeutend gehoben und ihre Verbindungen mit nachbarlichen Städten an Ausdehnung gewonnen hatten. Eine Zeit aber von der höchsten Wichtigkeit für Leipzigs Handel war die Regierung des Markgrafen Otto des Reichen 1156 — 1190. Denn diese Zeit war es, in welcher Leipzig nicht nur in der reichen Ausbeute, welche damals die Freiberger Silberwerke gaben, eine sehr bedeutende Unterstützung für seinen Handel fand, sondern es war auch die Zeit, in welcher die Stadt als ein besonderes Privilegium den sogenannten Marktbann erhielt, vermöge dessen kein anderer, Leipzig beeinträchtigender, Markt im Umkreise einer Meile angelegt werden durfte. Ob dagegen Leipzig schon damals das Recht gehabt, jährlich zwei Märkte, und zwar zu Jubilate und Michaelis halten zu dürfen, lässt sich nicht erweisen, wenn auch aus jenem Privilegium des Marktbannes deutlich hervorzugehen scheint, dass Leipzigs Handel schon damals auf bestimmte, zu gewisser Zeit wiederkehrende Märkte, oder wenigstens auf einen also bestimmten Markt basirt war. Von bei weitem gröſserer Wichtigkeit aber ward der Leipziger Handel im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert. Ja im Jahre 1268 sicherte Dietrich von Landsberg, auch der Weise genannt, durch einen besondern Schutz- und Schirmbrief den nach Leipzig verkehrenden ausländischen Kaufleuten freies Geleit zu, was indess von nicht eben groſsem Belang gewesen sein würde, hätte nicht Friedrich der Ernsthafte (1324 — 1349) durch die Zerstörung mehrerer thüringischer Raubschlösser es glücklich dahin gebracht, dass das, was Dietrich versprochen, auch gehalten werden konnte. Als aber dann zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts Leipzig durch die Gründung der Universität nicht nur eine beträchtliche Vermehrung seiner Einwohnerzahl, sondern dadurch auch erweiterte Gewerbsverhältnisse erhalten hatte, war es wohl nicht auſser der Zeit, dass Friedrich der Sanftmüthige zu den schon bestehenden zwei jährlichen Märkten noch einen dritten, den Neujahrs-Markt, hinzufügte (1459), welcher denn auch neben den zwei andern privilegirten Groſsmärkten, unter Friedrich des Sanftmüthigen Nachfolgern, Ernst und Albrecht, zuerst von Kaiser Friedrich III., dann von Kaiser Maximilian I. seine Bestätigung erhielt (1497). Messen aber nannte man vorzüglich seit dieser Zeit diese groſsen Märkte darum, weil sie, wie fast alle anderen kleineren Märkte in der Regel an einem Festtage ihren Anfang nahmen, und somit mit derjenigen kirchlichen Handlung eröffnet wurden, die noch heut zu Tage von den Katholiken mit dem Namen »Messe« bezeichnet wird. So ist der Name »Messe,« gleichbedeutend mit dem Worte »Jahrmarkt,« nach und nach ein so allgemein gebräuchlicher geworden, dass man sich beim Gebrauch desselben kaum noch an jene Zeiten des katholischen Mittelalters erinnert, in denen dieses kirchliche Wort auf eine rein welt-

liche Sache übertragen ward. Das Einzige, was auch gegenwärtig noch auf den Ursprung dieses Ausdrucks hinweist, ist das Einlauten der Messe.

Zu diesen vielfachen Begünstigungen aber, welche der Leipziger Handel im Verlauf der Zeiten erhalten hatte, kam im Jahre 1507 noch eine neue, und zwar eine sehr wichtige. Es war dies die Stapelgerechtsamkeit, wodurch auf der einen Seite die Waaren auf die Heerstraſsen nach Leipzig gezwungen, auf der andern dagegen unserer Stadt, als einer Landstadt, der Mangel eines schiffbaren Flusses ersetzt wurde. Das über diese Gerechtsame ausgefertigte Patent *) bestimmt hiernach nicht nur aufs genaueste die Straſsen, welche die Fuhrleute halten sollten, sondern es befiehlt auch, dass alle der Stapelgerechtigkeit unterworfenen Waaren, weche 15 Meilen im Umkreise nach der Stadt gebracht würden, auf den ordentlichen Heer- oder Landstraſsen nach Leipzig geführt und wenigstens drei Tage daselbst zum Verkauf ausgeboten und den hiesigen Kaufleuten zu weiterem Verkaufe überlassen werden sollten. Zwar kam Leipzig ob dieser Gerechtsame in der folgenden Zeit mit den Städten Erfurt, Naumburg, Meiſsen, Wittenberg, Torgau, Halle etc., in heftige Streitigkeiten, allein alle solche Anfechtungen dienten nur dazu, die alten Privilegien durch wiederholte kaiserliche Bestätigungen, ja sogar durch eine Bestätigung Papst Leo's X. (1540) zu befestigen, und bis zu dieser Stunde ist kein Sturm, auch nicht der verderblichste und nachhaltigste im Stande gewesen, unserem Leipzig seinen Handel zu entreiſsen oder zu vernichten.

Es muss, da es hier nur darauf ankam uns zu erinnern, wann und wie Leipzig zu so bedeutendem Verkehr und Handel kam, auſser unserm Plane liegen, die Geschichte des Leipziger Handels weiter zu verfolgen. Es genügt dafür zu erfahren, dass im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, in einer Zeit, welche den deutschen Handel so sehr darnieder drückte, Frankfurt am Main und Leipzig fast die einzigen Städte waren, in welchen sich der Handel aufrecht erhielt. Denn Frankfurt war es, welches durch die Erweiterung des holländischen Verkehrs mit dem südwestlichen Deutschland nur gewinnen konnte, unser Leipzig dagegen ward die Stadt, welche den Verkehr zwischen dem südöstlichen und nordöstlichen Deutschland vermittelte. Und also hat sich Leipzig als Messstadt nicht nur fort und fort selbst in den unglücklichsten Zeitumständen aufrecht erhalten, sondern sogar in neuerer Zeit sich auf eine Höhe geschwungen, welche von den übrigen deutschen Messstädten nur wenige, ja vielleicht keine einzige hat erklimmen können. Denn äuſserten auch die letzten Kriegsereignisse im Jahr 1813, sowie das Abreiſsen eines der vorzüglichsten Stücke des sächsischen Ländergebietes und

*) Vergl. Dolz, Geschichte Leipzigs, pag. 193.

die jeden freien Verkehr hemmenden Zollsysteme der Nachbarländer einen allerdings höchst traurigen Einfluss auf den Leipziger Handel, so hat doch unsere Stadt in den letztverflossenen 26 Friedensjahren sich nicht nur aufs herrlichste wieder erholt, sondern ist auch durch manche andere Dinge, namentlich durch den bald über den gröfsten Theil Deutschlands ausgedehnten preufsisch-deutschen Zollverein, sowie durch die Anlegung seiner grofsen Eisenbahn nach Dresden als Handels- und Messstadt zu einer bei weitem gröfseren Bedeutung gekommen, als es vordem jemals gehabt.

Je lebhafter aber nun der Handel, je gröfser der Verkehr und je bedeutender der Umsatz geworden ist, der in Leipzig Jahr aus Jahr ein, und namentlich während den Messen gemacht wird, desto nöthiger muss es auch erscheinen, dass die Kaufleute täglich zu einer bestimmten Stunde Gelegenheit finden, sich untereinander selbst über Handelsangelegenheiten zu besprechen, sowie die Course von Geld, Wechseln, Staatspapieren, den Durchschnittspreis von Waaren u. s. w. zu bestimmen. Dergleichen tägliche Zusammenkünfte der Kaufleute finden sich daher in unserm Leipzig schon in der frühesten, ja selbst in der Zeit, wo noch Niemand vermuthen konnte, zu welcher Bedeutsamkeit Leipzig als Handelsstadt sich dereinst emporschwingen werde. Allein der Ort, wo damals solche Zusammenkünfte gehalten wurden, war sowohl in als aufser den Messen ein Gewölbe am Markte; ein öffentliches, eigends zu diesem Zwecke eingerichtetes und ausschliefslich für die täglichen kaufmännischen Versammlungen bestimmtes Gebäude, mit einem Worte, eine ordentliche Börse wie in andern grofsen Handelsstädten gab es damals noch nicht; und es währte bis gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts, ehe man zu der Ueberzeugung kam, dass ein solches Gebäude Leipzig nicht fehlen dürfe. Von jenem Gewölbe wurden diese Versammlungen zuerst in den Stieglitzischen (sonst Rothaupt'schen) Hof, dann in ein hölzernes Gebäude verlegt, welches der Rath während den Messen auf dem Markte nicht weit von der alten Wage aufschlagen liefs. Es konnte nicht fehlen, dass das Bedürfniss einer ordentlichen Börse mit jedem Tage fühlbarer wurde, und so schritt man denn endlich im Jahre 1676 zum Neubau des Gebäudes, dessen Abbildung unser Stahlstich zeigt. Der Grundstein dazu ward den 30. Mai des genannten Jahres gelegt; den 13. October 1679 ward die Börse eröffnet, doch erst im Jahre 1680 vollendet. Das Ganze ist, wie man auf den ersten Blick gewahrt, im italienischen Geschmacke gebaut. Eine doppelte Aufsentreppe, welche indess erst im Jahre 1816 ihre jetzige Gestalt erhielt, führt in das Innere des Gebäudes, einen ziemlich grofsen, mit Quadersteinen ausgelegten Saal, der übrigens durch eine Gypsdecke mit Stuckaturarbeit und durch ein Deckengemälde, welches den Rath der Götter vorstellt, geziert ist. Das platte Dach ist mit Kupfer belegt und die Gallerie

desselben mit vier Statuen (Mercur, Apollo, Minerva und Venus) geschmückt. In dem Erdgeschosse des Gebäudes dagegen befinden sich die seit 1703 eingeführten Sänften.

Was endlich die Benutzung der Börse anlangt, so sind die Zusammenkünfte mit Ausschluss der Sonn- und Festtage täglich zwischen 12 und 1 Uhr. Das dagegen, was hier verhandelt wird, beschränkt sich gegenwärtig allerdings fast nur auf Coursangelegenheiten, Geld- und Papierspeculationen, was dem, der die Verhältnisse des hiesigen Handels nicht genau kennt, dem ersten Anscheine nach allerdings auffallen könnte; doch ist wohl zu bedenken, dass durch den geringen räumlichen Umfang unserer Stadt jeder Kaufmann in den Stand gesetzt ist, von allen Waarengeschäften sich die vollkommenste Kenntniss zu verschaffen, was noch dazu um so leichter geschehen kann, da es hier aufser den Wechselsensalen auch eine so bedeutende Anzahl Waarensensale gibt, dass Niemand mit dem Abschluss irgend eines Geschäfts so lange zu warten braucht, bis die Börse zu einer gemeinschaftlichen Versammlung der Kaufleute geöffnet wird. Dass es aber neben den verpflichteten Wechsel- und Waarensensalen, deren Hauptpflicht in der richtigen Anfertigung des Courszettels besteht, auch noch manche andere Unbefugte gibt, welche den wirklichen verpflichteten Mäklern in die Geschäfte pfuschen, kann wohl nicht auffallen, da sich dieselbe Erscheinung überall findet, wo so bedeutende Geschäfte abgeschlossen werden wie in Leipzig. Originell aber ist der Name, welcher derartigen Leuten von bösen Zungen gegeben worden ist, und gewiss zum grofsen Leidwesen Vieler ist derselbe so allgemein gekannt, dass selbst der, dem die kaufmännischen Geschäfte in Leipzig fremd sind, dennoch weifs, was er sich unter einem »Pönhasen« zu denken hat.

Endlich kann auch nicht mit Stillschweigen übergangen werden, zu welchen anderen Zwecken als zu den ihr eigentlich zukommenden die Börse dann und wann gedient hat. In früherer Zeit wurden bisweilen, so namentlich 1713, Redouten hier gegeben und die Ziehungen der Lotterie hier gehalten. Beides wird in der Zukunft wohl schwerlich wieder vorkommen, da es nicht mehr an Lokalen gebricht, wo dergleichen Dinge gehalten werden können. Möge aber auch das nie wieder vorkommen, was in dem Trauerjahre 1813 geschah, wo in der Börse ein Lazarethbureau niedergesetzt war!

XXIII.
LIEBERTWOLKWITZ.

Tief führt der Herr durch Nacht und durch Verderben;
So sollen wir im Kampf das Heil erwerben,
Dass unsere Enkel freie Männer sterben.
Th. Körner.

Bald wird das Lied verklungen sein, welches wir angestimmt haben zum Ruhme unseres Leipzigs und seiner nächsten Umgebungen; aber noch ist ein Ort übrig, dem wir, ob er auch dem Umfang nach klein und unbedeutend ist, dessenungeachtet wenigstens einige Worte weihen müssen. Es ist das nicht unfreundliche neuschriftsässige Rittergut und das dazu gehörige Städtchen Liebertwolkwitz an der Strafse nach Grimma, nicht ganz zwei Stunden südöstlich von Leipzig. Kaum der Erwähnung werth ist das Wenige, was der Ort selbst darbietet. Einfache, schlichte Wohnungen, eine eben so einfache Kirche, die übrigens ein Filial in Grofs-Pöfsna hat, und ein paar höchst mittelmäfsige Gasthöfe, dies ist Alles, was wir bei einem Besuch des Ortes zu erwarten haben. Nur die Aussicht, die sich von hier aus dem Auge darbietet, ist in der That reizend zu nennen und bleibt für den Fremden gewiss von nicht geringem Interesse, da man von hier nicht nur die ganze grofse, sich um Leipzig herumziehende Ebene, sondern auch das ganze Schlachtfeld überschauen kann, auf welches wir in unserer Beschreibung von Leipzig den Leser so oft schon geleiteten. Von dem Orte selbst indess ist höchstens noch zu erwähnen, dass in ihm jährlich (zu Fastnacht und Johanni) zwei Jahrmärkte gehalten werden, die ihn wenigstens etwas beleben, ferner, dass seine Einwohner sich mehr vom Feldbau als von städtischen Gewerben nähren, und dass das Ganze eine Besitzung des Kammerherrn von Watzdorf auf Störmthal ist.

Desto mehr Aufmerksamkeit und Beachtung verdient Liebertwolkwitz in historischer Beziehung. Zwei Männer sind es, die uns bei der Beschreibung von Liebertwolkwitz vor die Augen treten: beide mit grofser Schrift eingeschrieben in die Kriegsannalen der europäischen Menschheit, beide, ja von beiden kann man es sagen, Schöpfer einer neuen Zeit. Der eine, ein Mann, wild und verwegen, tapfer im Streit, auch sittlich rein, aber auch ein Mann, dessen Leben eine Kette von Thorheiten und Abenteuern ist, der andere ein Mann, vergleichbar dem Zauderer Fabius, von heldenmüthiger Tapferkeit, aber vorsichtig, klug, besonnen

es sagen, Schöpfer einer neuen Zeit. Der eine, ein Mann, wild und verwegen, tapfer im Streit, auch sittlich rein, aber auch ein Mann, dessen Leben eine Kette von Thorheiten und Abenteuern ist, der andere ein Mann, vergleichbar dem Zauderer Fabius, von heldenmüthiger Tapferkeit, aber vorsichtig, klug, besonnen



und gewandt, von Europa gesegnet. Der eine, ein König, blind folgend seinen Leidenschaften und Launen, dem, wie seine Thaten zeugen, nicht einmal die Rechnung der Möglichkeit und Unmöglichkeit bekannt zu sein scheint, der die schwedische Macht gebrochen und den Russen den Weg nach Europa gewiesen, der andere, entsprossen aus fürstlichem Geschlecht, mit bewundrungswürdiger Ruhe die Umstände beachtend und überschauend, unter denen seine Thätigkeit in Anspruch genommen wurde, ein Mann von Geist, Talent und Kraft, und von der Gottheit ersehen, den französischen Banner aus dem Herzen Deutschlands hinauszutreiben. Wer könnte noch in Zweifel sein, welche beiden Männer wir meinen? Es sind die beiden Heroen Carl XII., König von Schweden, und Fürst Carl Philipp von Schwarzenberg.

Eine seltene, aber auch eine höchst trübe Erscheinung brachte unserem Sachsen der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Bereits hatte der Czar Peter von Russland während des unbegreiflichen Ringens und Kämpfens Carl's XII. in Polen, mit unserm unglücklichen Churfürst August II., Zeit zur Erholung gewonnen, dass er mit seinen Russen Ingermannland und Liefland überschwemmen und auf schwedischem Boden den Grund zu seiner neuen Hauptstadt Petersburg 17. Mai 1703 legen konnte, als Carl XII. immer offener an den Tag legt, dass er der Erzwingung des Friedens mit Russland aus eigensinniger Rachsucht die Thronentsetzung August's vorzog. Mit beharrlichem Eifer fährt der thörichte Carl fort, Schweden zu erschöpfen und das unglückselige Polen zu verwirren. Da er indess in Polen mit August II. und dessen Anhängern nicht zu Ende kommen kann, weil sich dieser fortwährend durch die Hülfsmittel seines Churfürstenthums zu behaupten weifs, führt Carl, nachdem sein General Rhenskjöld die Sachsen unter dem Grafen Schulenburg bei Fraustadt am 14. Febr. 1706 geschlagen hatte, mit dem Kerne seiner Macht mitten durch das neutrale Schlesien, und ohne sich um den Kaiser zu bekümmern, in das Churfürstenthum Sachsen. Nicht gehört es hierher, näher auseinander zu setzen, auf welch entsetzliche Weise unser theures Sachsen damals ausgesaugt ward, es genügt vielmehr, uns daran zu erinnern, dass, nachdem einmal die nordischen Krieger unser Land betreten (im Septbr. 1706), es auch nur wenige Tage währte, bis wenigstens eine Entscheidung des unheilvollen Kampfes erfolgte. Diese Entscheidung brachte der demüthigende Friede von Altranstädt den 25. Septbr. 1706, in welchem August genöthigt ward, dem Bündnisse mit Russland zu entsagen, den königlichen Titel von Polen abzulegen und seinen Gegner Stanislaus Leszinski feierlich anzuerkennen. Altranstädt, nur wenige Stunden von unserem Leipzig entfernt, dies war also der Ort, wo dieser Friede abgeschlossen ward. In noch gröfserer Nähe von unserem Leipzig erfolgte die Unterzeichnung desselben. Es geschah dieselbe in unserm

Städtchen Liebertwolkwitz. Mag die Vorsehung es fügen, dass uns nimmer ein Tag wiederkehre, voll von so tiefem Kummer, von so schwerem Jammer!

Eine schwere Zeit war es, die unser Sachsen überhaupt, und insbesondere unser Leipzig zu durchlaufen hatte, als Carl XII. unsern vaterländischen Boden betreten. Eine nicht minder schwere, ja eine weit blutig-grässlichere war über uns verhängt, als volle hundert Jahre später Frankreichs Adler auf unsern Ebenen aufgepflanzt wurden, und bei den friedlichen Liebertwolkwitz uns die Gewissheit ward, dass in unserer Nähe ein Kampf ausgekämpft werden würde, wie ihn Jahrhunderte nicht gesehen. Bereits war Napoleon zur Ueberzeugung gekommen, dass sich die Verbündeten von seinen Demonstrationen gegen Berlin und Magdeburg nicht verlocken liefsen, als er seiner ganzen Armee den Befehl zum Umkehren gab, und seine Hauptmacht bei Leipzig concentrirte. Kampfbereit wälzten sich seine, sowie der Alliirten ungeheure Streitmassen Anfang Octobers in unsere Nähe, und schon den 12. und 13. October hatten die Generäle Wittgenstein und Klenau mit den Ihrigen die Schwerter ziehen müssen, um sich des Feindes zu erwehren. Noch aber wusste man nicht bestimmt, mit wie grofsen Streitkräften man es zu thun habe. Fürst Schwarzenberg, Oberbefehlshaber sämmtlicher Streitkräfte der Alliirten, befahl daher dem Grafen Wittgenstein eine grofse Recognoscirung zu unternehmen, und bestimmte dessen Corps und das des Generals Klenau zu derselben. Schwarzenbergs Befehl ward den 14. October vollzogen, und die Vorsehung wollte, dass derselbe Tag, an welchem Napoleon sieben Jahre früher auf den Bergen der freundlichen Musenstadt Jena sein Siegspanier aufrichtete, den grofsen Kampf beginnen liefs, in welchem jenes stolze Siegspanier in Trümmer zusammenbrach. Gegen Mittag des genannten 14. October begann Wittgenstein die blutige Arbeit. Er formirte sein Corps zur linken, Klenau's Corps zur rechten Flügelcolonne und übertrug den Befehl des Reiterangriffs, durch welchen diese Erkennung vorgenommen werden sollte, dem General Pahlen. Die leichte Reiterei der Russen, von einem Theile der preufsischen Reservecavalleriebrigade des Generals Röder unterstützt, bildete die Spitze, russische Infanteriecolonnen die Reserve. Sogleich beim ersten Erscheinen des Feindes räumten die Franzosen Güldengossa und Kröbern, dagegen zeigten sich zwischen Wachau und unserm Liebertwolkwitz 8 — 10,000 Mann Cavallerie, die vor Begierde brannten, mit dem Feinde eine Lanze zu brechen. Der gröfste Theil dieser Truppen, auf welche die Franzosen ein nicht geringes Vertrauen zu setzen schienen, bestand aus alten, wohlversuchten und tüchtigbewährten Leuten, geführt von einem Manne, der im Reiterkampfe ein Löwe, und der, als zwei Jahre später auch seine Uhr abgelaufen war, den Soldaten in dem Moment, wo diese auf ihn anlegten, mit unerschrockner Stimme zurief: »Schont das Gesicht, zielt auf das Herz!« Wohl bedarf es keiner

weiteren Andeutung, um in diesem Führer den verwegenen Murat, damaligem König von Neapel, und in jenen Truppen die tapferen Reiterschaaren zu erkennen, die noch kurz vorher jenseits der Pyrenäen gefochten. Mit reifsender Schnelle entspann sich also ein furchtbares Cavalleriegefecht, das furchtbarste in der ganzen Völkerschlacht. Jeder der Kämpfenden sah unerschrocken, keck und verwegen dem Tode in die Augen. Murat selbst, im gewohnten phantastischen Anzuge, wäre fast von einem preufsischen Offizier vom Pferde gehauen worden, hätte nicht sein Stallmeister noch zu rechter Zeit den Verfolger getödtet. Auf beiden Seiten half die reitende Artillerie mit kräftigem Nachdruck in der blutigen Arbeit. Liebertwolkwitz ward durch die Infanterie des Klenau'schen Corps mehrmals erstürmt, blieb aber endlich, obschon zum gröfsten Theil als Aschenhaufen in den Händen der Franzosen. Als der Zweck der Recognoscirung erreicht war, und man durch Gefangene erfahren hatte, mit welchen Streitkräften im Allgemeinen und mit welchem Armeecorps insbesondere man es zu thun habe, gab Wittgenstein Befehl, das Gefecht langsam abzubrechen. Es hatte aber dasselbe, obschon im ganzen unentschieden geblieben, jedem von beiden Theilen gegen 800 Mann Todte und Verwundete gekostet, wogegen die Franzosen noch gegen 1000 Mann Gefangene verloren.

Dieses Tages Kanonendonner also und Schwertergeklirre war der Prolog zu dem blutigen Tanze, den die Welt in den darauf folgenden Tagen sehen sollte. In ihm hatte unser eben so vorsichtige als tapfere Schwarzenberg erfahren, dass die Tage gekommen, in denen er seine wohldurchdachte Rolle ausspielen sollte. Freilich blickte unsere Stadt, da Schwarzenbergs Pläne noch im Verborgenen lagen, mit banger Erwartung, ja mit Furcht in die nächste Zukunft; aber wie konnte es anders sein? Schien doch während dieser beschriebenen Stunden des Vorkampfes selbst der Geist, der bis dahin der Welt vorangeflogen, mehr beschäftigt als er es jemals gewesen. Nur wenige Stunden vor dem beschriebenen Gefechte — es war Mittag gegen 12 Uhr — war Napoleon in Leipzig eingetroffen. Kaum aber hatte er von dem, was bei Liebertwolkwitz vorging, Meldung erhalten, als er auch die Stadt sogleich wieder verliefs. Er begab sich vor das äufserste grimmaische Thor und wir finden ihn hier stehend vor einem Feldtisch, auf welchem die nöthigen topographischen Charten ausgebreitet lagen, während von Zeit zu Zeit Adjutanten herbeifliegen, um ihm theils über das, was bei Liebertwolkwitz geschieht, Bericht zu erstatten, theils um neue Befehle und Instructionen sich von ihm ertheilen zu lassen. Hunderte von Zuschauern waren aus der Stadt herausgegangen, um ihn, den allbewunderten Heros, in der Nähe zu sehen. Aber unter diesen Hunderten waren auch viele Abergläubische, auch Viele, denen er, der Riesengeist, ein Abscheu war. In der Nähe von dem Platze, wo Napoleon damals

weilte, befindet sich der von uns bereits beschriebene Gottesacker und nicht weit hiervon stand damals das Hochgericht. Es konnte nicht fehlen, dass man hierin ein böses Omen erkannte. Als Tilly, nachdem er Magdeburg niedergebrannt, nach Leipzig kam und in dem Todtengräberhäuschen seinen Kriegsrath hielt, hatte man ja in diesem Aufenthaltsort ebenfalls ein Unglück bedeutendes Vorzeichen finden wollen. Jetzt, bei Napoleon begnügte man sich indess nicht mit dem bloſsen Glauben an ein unglückliches Omen, — bald verbreitete sich sogar das gehässige, doch falsche Gerücht, Napoleon habe unter dem Galgen geweilt. — Doch lassen wir solch albernes Gewäsch; blicken wir lieber aufwärts zu dem, von welchem uns das Leben kommt, wie der Tod, und der mit unerforschlicher Weisheit unter den Millionen Staubgebornen Jedem, wenn die Zeit erfüllt ist, sein Ziel zu setzen weiſs. Auch ohne jenes Hochgericht, auch ohne jenen Friedhof würde in den Octobertagen des Jahres 1813 Napoleon's Stunde geschlagen haben. Dafür bürgte die Unzulänglichkeit seines von den Verbündeten bald durchschaueten Schlachtplanes, sowie der nicht eben erfreuliche Zustand seiner in der Zeit unmittelbar vor der Leipziger Schlacht nicht wenig heruntergekommenen Streitkräfte, dafür bürgte ferner der Geist, der über die Völker gekommen war, die sich hier mit dem Schwert in der Hand ihm entgegen stellten, dafür bürgte endlich schon der Name des Mannes, den die Vorsehung zum Führer dieser Völker ersehen, und der die Hoffnung, welche Millionen auf ihn gesetzt hatten, zum Heile der europäischen Menschheit erfüllte. Darum ist aber auch ihm, dem trefflichen Schwarzenberg, ein Denkmal gesetzt, würdig seines Namens und würdig seiner That, und gern verweilen wir, ehe wir von Liebertwolkwitz scheiden, noch einige Augenblicke bei demselben, da es, nur eine kleine Strecke von Liebertwolkwitz entfernt, ohne Zweifel der interessanteste Gegenstand ist, der uns bei einem Besuch des einfachen Städtchens vor die Augen tritt. Unmittelbar hinter Wachau dicht an der nach Grimma führenden Kunststraſse befindet sich ein Hügel, von welchem aus man den gröſsten Theil der um Leipzig sich ausbreitenden Ebene übersehen kann. Dies, derselbe Platz, auf welchem die drei verbündeten Monarchen an dem entscheidenden Schlachttage Augenzeugen des Kampfes waren, derselbe Platz, den die Zunge des Volks zum ewigen Andenken an diesen Bluttag »den Monarchenhügel« genannt hat, dies ist auch der Ort, auf welchem sich das genannte Denkmal befindet. Es besteht aber das Denkmal aus einem einfachen steinernen Würfel mit steinernem Sockel und führt auf der Vorderseite die Inschrift:

DEM FÜRSTEN
KARL VON SCHWARZENBERG,
DEM FÜHRER
DER AM 18. OCT. 1813 AUF DEN EBENEN VON LEIPZIG
FÜR EUROPA'S FREIHEIT KÄMPFENDEN SCHAAREN
SETZTEN DIESEN DENKSTEIN
SEINE GATTIN MARIANE
UND SEINE SÖHNE FRIEDRICH, KARL, EDMUND.

Auf der Rückseite finden sich die Data, GEB. D. 15. APRIL 1771. GEST. D. 15. OCTBR. 1820, wogegen auf den beiden andern Seiten des Würfels Eichenkränze von Eisenbronze angebracht sind, und das ganze von drei Eichen umgeben wird. Bemerkenswerth ist übrigens hierbei noch, dass am hinteren Fuſse des Hügels sich eine mit einem eisernen Gitter versehene ausgemauerte Grotte befindet, in welcher vier Todtenschädel liegen, die von vier hier gefallenen österreichischen Offizieren herrühren sollen.

Dies ist also die Stelle, auf welcher Europa's Fürsten aus Schwarzenbergs Munde die Siegesnachricht empfingen. Schwarzenberg, der zum Siege geführt, war es wohl werth, dass ihm hier ein Denkstein gesetzt wurde. Die liebende Hand der Seinen setzte ihm diesen Stein, aber jedes deutsche Herz wird nur mit einem heiligen Schauer an diesen Stein treten und jede deutsche Hand wird ihn mit kräftiger Faust schützen und schirmen vor jeglichem Frevel. Und so scheide denn von uns geheiligter, Deutschland dreimal geheiligter Stein! Unverlöschliche Schmach dem, dem er ein Stein des Anstoſses! Scheidet aber auch ihr von uns, grünende Triften, die ihr freundlichen Gesichts hinaufschauet auf die deutschen Bäume, die den Stein umschatten! Verklinge Lied, das Du der bewegten Brust entströmt bist, zum Ruhme der Umgebungen Leipzigs, von denen unser Liebertwolkwitz der Schlussstein. Ungestört, froh und heiter treibt der friedliche Landmann seine Heerden wieder auf die Felder, und schon hat der lindernde Balsam der Zeit die Wunde des Herzens geheilt, die bei dem Gedanken, dass dieselben Felder mit Menschenblut, ja mit Vater- und Bruderblut getränkt waren, lange Jahre nicht verharrschen wollte. Mag diese Wunde auch in den Tagen der Zukunft nimmer wieder aufgerissen werden, mag der Schwarzenberg's-Stein — Herr Gott erhöre unser Flehen — sein und bleiben eine Siegstrophäe, die einem Jeden der es wagt, dem deutschen Namen zu spotten, in das innerste Herz die Mahnung hineinschreit, der deutschen Kraft ihre Würde und ihren Ruhm nicht zu versagen!

XXIV.
BUCHHÄNDLERBÖRSE.

Wurde bei der Beschreibnng der Handelsbörse des Leipziger Handels im Allgemeinen Erwähnung gethan, so haben wir es hier bei der Beschreibung der Buchhändlerbörse mit einem besondern Zweige desselben zu thun; denn schwerlich darf beim Besuch eines öffentlichen Gebäudes das unberücksichtigt bleiben, zu welchem Zwecke dasselbe errichtet ist. Die Segnungen zu rühmen, welche Gutenberg der Menschheit brachte, wäre nicht am Platze, da hier nicht die Buchdruckerkunst, sondern der Buchhandel unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt; indess ist doch das Verhältniss der Buchdruckerkunst zum Buchhandel nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehen, da die Buchdruckerkunst als die Mutter des Buchhandels zu betrachten ist und die Geschichte des Buchhandels zu der Zeit ihren Anfangspunkt findet, in welcher er einzig und allein nur in den Händen von Buchdruckern war und sein musste. Wir fiuden ja sogar in der ersten Zeit nach Erfindung der Buchdruckerkunst, dass ein Buchdrucker nicht selten zugleich auch Verfasser des von ihm gedruckten und verlegten Buches war. Da indess dergleichen Leute nicht immer im Stande waren, die Summen aufzutreiben, welche zur Betreibung eines solchen Geschäfts erforderlich waren, so kam es schon kurz nach Anfang des sechzehnten Jahrhunderts dahin, dass reiche Privatleute den Buchdruckern mit Geld aushalfen, oder noch gewöhnlicher, ausgezeichnete Werke auf ihre eigenen Kosten drucken liefsen, die sie dann verkauften, während andere sich damit beschäftigten, die gedruckten Bücher an den Mann zu bringen. Und so entstand denn allmälig, gesondert von der Buchdruckerei, der Buchhandel und hierbei die Verleger (schon der Name verräth den Ursprung) oder Verlagshändler und die Sortimentshändler. Nicht uninteressant ist es, den Namen des ersten Verlagshändlers zu erfahren. Es war Joh. Otto in Nürnberg (1516), der, ohne eine Druckerei zu besitzen, Bücher drucken uud verkaufen liefs! indess von nicht geringerem Interesse ist es auch, zu erfahren, dass schon 1545 auch in Leipzig sich zwei Buchhändler neben den Buchdruckern niederliefsen. Dass freilich die damaligen Schriftsteller mit dem sich erschriebenen Honorar keine Rittergüter kaufen konnten, kann wohl nicht auffallen, wenn man bedenkt, wie die Buchhändler selbst noch bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Ansicht, der Schriftsteller müsse blos Ehrenhalber schreiben, mit so entschiedenem Erfolg gelten

Wurde bei [illegible] des Leipziger Handels im Allgemeinen [illegible] gegeben, [illegible] bei der Beschreibung der Buchhändlerbörse [illegible] zu thun, denn schwerlich darf beim Besuch eines [illegible] unberücksichtigt bleiben, zu welchem Zwecke [illegible] zu rühmen, welche Gutenberg der Menschheit brachte, [illegible] Kürze, da hier nicht die Buchdruckerkunst, sondern der Buchhandel unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt; indess ist doch das Verhältniss der Buchdruckerkunst zum Buchhandel nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehen, da die Buchdruckerkunst als die Mutter des Buchhandels zu betrachten [illegible] des Buchhandels in der Zeit ihren Anfangspunkt findet, in welcher [illegible] und allein nur in den Händen von Buchdruckern war und sein musste. Wir finden ja sogar in der ersten Zeit nach Erfindung der Buchdruckerkunst, dass ein Buchdrucker nicht selten zugleich auch Verfasser des von ihm gedruckten und verlegten Buches war. Da indess dergleichen Leute nicht immer im Stande waren, die Summen aufzutreiben, welche zur Betreibung eines solchen Geschäfts erforderlich waren, so kam es schon kurz nach Anfang des sechzehnten Jahrhunderts dahin, dass reiche Privatleute den Buchdruckern mit Geld aushalfen, oder noch gewöhnlicher, ausgezeichnete Werke auf ihre eigenen Kosten drucken liessen, die sie dann verkauften, während andere sich damit beschäftigten, die gedruckten Bücher an den Mann zu bringen. Und so entstand denn allmälig, gesondert von der Buchdruckerei, der Buchhandel und hierbei die Verleger (schon der Name verräth den Ursprung) oder Verlagshändler und die Sortimentshändler. Nicht uninteressant ist es, den Namen des ersten Verlagshändlers zu erfahren. Es war Joh. Otto in Nürnberg 1545, der, ohne eine Druckerei zu besitzen, Bücher drucken und verkaufen liess. Aber von nicht geringerem Interesse ist es auch, zu erfahren, dass schon 1545 noch in [illegible] Buchhändler [illegible] lich die damaligen Schriftsteller mit dem sich erschriebenen Honorar keine Rittergüter kaufen konnten, kann wohl nicht auffallen, wenn man bedenkt, wie die Buchhändler selbst noch bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Ansicht, der Schriftsteller müsse blos Ehrenhalber schreiben, mit so entschiedenem Erfolg gelten





zu machen verstanden hatten, dass man sich nicht schämte, Wieland für den Bogen seines Oberon — *horribile dictu!* — zwei Thaler (— vielleicht noch den Louisd'or à $^5/_4$) zu geben!

Je umfassender und je allgemeiner aber das wissenschaftliche Streben der Deutschen von den Zeiten der Reformation an wurde, und je mehr sich die literarischen Erscheinungen von Jahr zu Jahr mehrten, desto mehr musste natürlich auch die Zahl der geschäftigen Hände steigen, die, sei es aus wahrem Eifer für die Beförderung der Wissenschaften oder aus bloſser Gewinnsucht, dem literarischen Verkehre ihre Thätigkeit widmeten. Dabei konnte es natürlich nicht fehlen, dass einzelne Städte als die Hauptstapelplätze für diesen Verkehr sich hervorthaten. Anfangs bildete Frankfurt a. M. den Mittelpunkt des deutschen Buchhändlerverkehrs, allein gar bald, und zwar schon um 1600 trat unser Leipzig als Nebenbuhlerin auf. Bereits seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hatte man in Frankfurt angefangen, jede Messe ein Verzeichniss aller neuen Bücher zu drucken — dies der erste Grund zum Messkatalog —, allein schon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts begannen die Leipziger Buchhändler die Frankfurter Bücherverzeichnisse nachzudrucken und sie mit den in Leipzig erschienenen zu vermehren. Dies allein indess würde schwerlich im Stande gewesen sein, den Buchhandel aus Frankfurt zu vertreiben, wäre auſserdem nicht die Frankfurter Censurscheere so scharf geschliffen worden, dass an ein weiteres Aufblühen des dasigen Buchhandels unmöglich gedacht werden konnte. Also ward Leipzig nach und nach der Centralpunkt für den deutschen Buchhandel, und es hat sich unsere Stadt zum Heil des Vaterlandes diesen Ruhm zu erhalten gewusst bis auf den heutigen Tag. Dass sich aber Leipzig diesen Ruhm erhalten konnte und sich in der Zukunft denselben bestimmt erhalten wird, dies hatte und hat gegenwärtig seinen Grund in der in Leipzig gegründeten deutschen Buchhändlerbörse, wobei indess nicht mit Stillschweigen zu übergehen ist, dass früher einzelne Leipziger Buchhändler fortwährend ein redliches Streben an den Tag legten, den hundertfachen Missbräuchen, die sich noch vor der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts in den Buchhandel eingeschlichen hatten, einen Damm zu setzen, wobei es auch nach vielfachen Versuchen endlich einem Leipziger Buchhändler gelang, einen Buchhändler-Verein zu stiften, dessen Absicht darauf gerichtet war, dem angedeuteten Unwesen nach Kräften gemeinschaftlich zu steuern. Neben alten, bewährten Handlungen nämlich, die ihr Ansehen namentlich durch gediegenen Verlag erlangt hatten und dadurch allerdings auch in pecuniärer Hinsicht sich sehr begünstigt sahen, waren hierdurch gelockt in sehr kurzer Zeit eine ziemlich bedeutende Anzahl anderer Handlungen erstanden, welche nicht nur vom Buchhandel so gut wie nichts verstanden und daher eine Menge höchst mittelmäſsiger, ja erbärmlicher Bücher in die Welt sendeten, sondern

auch einzig und allein nur auf Geldgewinn sannen und darob jedes, auch das ehrloseste Mittel willkommen hiefsen, und ihnen hierbei hülfreiche Hand leisten zu wollen schien. Welche bejammernswerthe Ausdehnung dieses Unwesen gewonnen hatte, geht am deutlichsten aus einer Aeufserung eines damaligen Schriftstellers hervor, welcher mit klaren Worten sagt *): »verdorbene Magistri, halb oder gar unstudirte Studenten und Quacksalber, allzu ehr- und geldgeizige Buchdrucker, aus ihrer Zunft gestofsene Buchdruckergesellen, verlaufene Buchdruckerjungen, fallit wordene Kaufleute, liederliche Kaufdiener, ungeschickte Kupferdrucker, armselige Schneider, Herren- und ehrlose Laquaien wollen bei der aus Noth erwählten Buchhandlung glücklich, reich und ehrlich werden,« und dann hinzufügt: »beim Vertrieb der Bücher sich solcher Mittel zu bedienen, welche die Bücher verächtlich machen, und deren Verkäufern selbst ein niederträchtiges Ansehen geben, ist wider die Regeln der Gerechtigkeit und Klugheit.« Der Mann nun, der zuerst sich gegen derartige Leute und deren Thun und Treiben öffentlich aussprach, gegen dieselben zuerst öffentlich auftrat und rechtlich gesinnte Buchhändler zu gleichem Verfahren zu veranlassen suchte, war Philipp Erasmus Reich, geb. zu Laubach in der Wetterau, seit 1762 Associé in der Weidmann'schen Buchhandlung, und glücklich brachte derselbe es dahin, dass die vorzüglichsten Handlungen einen Verein stifteten, und in der Ostermesse des Jahres 1765 die von Reich zuerst entworfenen vorläufigen Gesetze unterzeichneten. Es kann nicht unser Plan sein, näher auf die Gesetze und Statuten dieses Vereins einzugehen, es genügt zu erfahren, dass dieselben hauptsächlich gegen den Nachdruck und gegen das Verkaufen der Bücher zu einem ungleichmäfsigen Preise sowie überhaupt gegen die Betrügereien einzelner Buchhändler gerichtet waren, und dass dies für uns die Hauptsache — in dem zweiten Paragraph der Statuten ein Lokal (Quandt's Hof in der Nicolaistrafse bei dem Restaurateur Mich. Siegm. Erkel) bestimmt wird, in welchem sich die Mitglieder des Vereins jedesmal an dem ersten Mittwochen nach eingelauteter Oster- und Michaelismesse zu gemeinschaftlicher Versammlung einfinden sollten.

Wie lange jedoch dieser Verein thätig gewesen, läfst sich nicht mit Bestimmtheit angeben, doch ist wohl mit ziemlicher Gewissheit anzunehmen, dass er sich bis zu des redlichen Reich's Tode aufrecht erhielt. Nach dieser Zeit fehlte es abermals an einem festen Vereinigungspunkt, der übrigens jetzt um so nothwendiger wurde, da die Buchhändler ihre Besuche in Leipzig allmälig immer mehr auf die Ostermesse beschränkten und das Commissionswesen der Leipziger Buch-

*) Vergl. Allgemeines Adressbuch für den deutschen Buchhandel von 1840 v. Otto Aug. Schulz. Leipzig, Schulz und Thomas.

händler schon bedeutend an Ausdehnung gewonnen hatte. Um so erfreulicher war es daher wohl, als der Buchhändler Paul Gotthelf Kummer in Leipzig zu Ostern 1792 im Richterschen Kaffeehause (jetzt Dufour's Haus auf der Catharinenstrafse) mehrere Zimmer miethete, und dieselben gegen Erlegung eines Beitrags zur Deckung der Kosten den fremden Buchhändlern für das Abrechnungsgeschäft während der Messe eröffnete. Die Theilnahme, welche man diesem neuen Vereine schenkte, war grofs; als jedoch der greise Kummer sich zurückzog, unternahm es Karl Christian Horvath aus Potsdam, nicht nur für ein neues Lokal Sorge zu tragen, sondern auch dem Vereine selbst eine gröfsere Festigkeit und Ausdehnung zu verschaffen. Das Lokal, welches er wählte, war das jetzige Convictorium im Paulinum, und zwar gab jedes Mitglied des Vereins den geringen jährlichen Beitrag, da dieses Lokal bei weitem mehr Bequemlichkeiten darbot als die früheren, und Horvath aufserdem auch für die Anschaffung der nöthigen Geräthschaften u. s. w. Sorge getragen hatte.

So segensreich aber auch alle diese Vereine für die Förderung des Buchhandels sein mochten, so war dennoch keiner im Stande, in das Wesen des Buchhandels tiefer einzugreifen oder zu veranlassen, dass er nach seinen Grundprincipien gleichförmiger betrieben wurde. Wohl war bisher schon viel geschehen, aber noch nicht etwas vollkommen genügendes. Ein Verein, dessen erster und letzter Zweck »die Förderung des deutschen Buchhandels nach allen Seiten hin sei,« fehlte immer noch. Da bildete sich aber endlich in der Ostermesse des Jahres 1825 als ein öffentliches Institut der gesammten Corporation der »Börsen-Verein.« Die Zahl der Mitglieder dieses neuen Vereins, der übrigens sogleich bei seinem Entstehen auch seine Statuten veröffentlichte, betrug Anfangs 101, stieg jedoch von Jahr zu Jahr um ein Bedeutendes. Bald musste daher der Wunsch rege werden, ein Lokal zu besitzen, das diesem Verein eigen gehöre und ihn als Corporation auch nach aufsen repräsentire; und so kam man denn schon im Jahre 1833 auf den Gedanken, ein Börsengebäude zu errichten, welches dem gesammten deutschen Buchhandel als Centralpunkt dienen könne. Es konnte nicht fehlen, dass diese Idee, die, wenn sie realisirt wurde, den deutschen Buchhandel für alle Zeit an Leipzig band, von allen Seiten willkommen geheifsen wurde. Sowohl die Stadt als auch die königliche Behörde, namentlich der damalige königliche Commissair, Geheime Rath Dr. F. A. von Langenn, zeigten das lebhafteste Interesse und arbeiteten aus allen Kräften, das entworfene Project zur Ausführung bringen zu helfen. Und es ward zur Ausführung gebracht. Schon am 26. October 1834 ward der Grundstein zur deutschen Buchhändlerbörse gelegt und bereits am 26. April 1836 war das Gebäude vollendet und wurde dem Börsen-Verein der deutschen Buchhändler übergeben. Die Veröffentlichung des Börsen-Reglements, das jetzt natürlich eine Um-

gestaltung erleiden musste, erfolgte erst im Jahre 1837, und es wird in demselben sowohl der Zweck der in dem neuen Lokale zu haltenden Versammlungen angegeben, als auch über die Art und Weise, wie, und die Zeit, wann diese Versammlungen gehalten werden sollen, das Nähere mitgetheilt.

Was zuerst die Zeit anlangt, in welcher die Börse zu buchhändlerischen Versammlungen geöffnet wird, so sind dies aufser der Ostermesse, in welcher die Börse volle 4 Wochen geöffnet bleibt, jede Mittwoche die Nachmittagsstunden von 2 — 4 Uhr, und es werden dann die Versammlungen durch die Deputirten des Vereins geleitet und beaufsichtigt, welche aus ihrer Mitte eines ihrer Mitglieder für die Dauer eines Monats, als Börsenvorsteher, ernennen, dem der Abgehende als Stellvertreter für Behinderungsfälle in dem laufenden Monate zugeordnet bleibt. Dabei ist jedoch zu bemerken, dass diese aus der Mitte der Deputirten erwählten Vorsteher dies Ehrenamt unentgeltlich zu verwalten haben. Was aber den Zweck dieser regelmäfsigen wöchentlichen Börsenversammlungen anlangt, so ist dies laut des Reglements ein dreifacher: 1) persönliche Besprechungen über gemeinsame oder specielle Angelegenheiten des Geschäfts und wesentliche Mittheilungen darüber; 2) mündliche Mittheilungen des Vorstandes an die Vereinsmitglieder und 3) Scontrirung der in den vorhergegangenen sieben Tagen eingekommenen Zahlungsaufträge. Um aber endlich eine regelmäfsige Ordnung zu erhalten und namentlich eine übermässige Ausdehnung der angegebenen Börsenzeit zu verhindern, so wird im vierzehnten Paragraph des Reglements bestimmt, dass um 4 Uhr durch Glockenläuten der Schluss der Börsenzeit angegeben wird. Es bleibt dann zwar unbenommen, noch länger im Saale zu verweilen, jedoch sind Verhandlungen, bei denen die Gegenwart der Vorsteher erforderlich ist, dann nicht mehr gültig, und um 6 Uhr wird das Lokal völlig geschlossen. Ausnahmen leiden, wie bereits erwähnt wurde, die nächsten 4 Wochen nach der Leipziger Ostermesszahlwoche, wo das Börsenlokal, wenn nöthig, bis zum Eintritt des Dunkelwerdens geöffnet bleibt.

Endlich muss aber auch noch, wenigstens mit kurzen Worten, über das Gebäude selbst gesprochen werden. Es befindet sich dasselbe auf der Ritterstrafse neben dem sogenannten »schwarzen Bret« und der von uns bereits beschriebenen Nicolaikirche schräg gegenüber, und ist unter seinem Dache geschmückt mit der Inschrift:

DEUTSCHE BUCHHÄNDLERBÖRSE.

Von den inneren Räumen des Gebäudes dagegen nennen wir hier nur das Vorzüglichste; den grofsen Saal, welcher sich namentlich dadurch auszeichnet, dass er auf der einen Seite eine Gallerie hat, zu welcher eine in der That höchst geschmackvolle Treppe von Gufseisen führt. Bemerkenswerth ist übrigens bei der

Erwähnung dieses Saales auch noch das, dass derselbe bisweilen auch als Concertsaal benutzt wird, wenn nämlich zu dem zu haltenden Concerte ein nicht so bedeutender Raum erforderlich zu sein scheint, wie dasjenige Lokal darbietet, welches sich im Gewandhause befindet und den besondern Namen des grofsen Concertsaales führt.

Und so scheiden wir denn von dem erst in unsern Tagen erstandenen Gebäude, welches wir mit Recht ebenso für eine Zierde unserer Stadt halten, wie wir in dem in unserer Stadt blühenden und durch dieses Gebäude an unsere Stadt geketteten Buchhandel einen Juwel erblicken, auf den unser Sachsenland stolz ist. Ja ein kostbarer Juwel ist er, der Buchhandel für unsere Stadt, für unser Vaterland, ein weithin glänzender Leuchtthurm der gesammten Civilisation. Als der treue, unzertrennliche Gefährte der freien Forschung und des freien Wortes hat der deutsche Buchhandel, wie ein würdiger Redner treffend äufserte, als der Grundstein zu unserm Börsengebäude gelegt wurde, unser Vaterland zu seinem Wohnsitz auserkohren in jener Zeit der Morgenröthe, da die Sonne des neu aufgehenden Lichts mit ihren Strahlen in die finstern Kammern der Kloster- und Schulweisheit eindrang und die verborgenen Schätze des Wissens zu einem Gemeingute der Welt erhob; derselbe hat sich in Leipzigs Mauern angesiedelt von dem Augenblicke an, wo es der Reformation seine Thore und Herzen öffnete, nicht nur der Universität neuen Glanz und der Stadt neuen Wohlstand zu verleihen, sondern auch unserm Vaterlande seine eigenthümliche Stellung im Gebiete der Culturgeschichte zu sichern. Mögen in allen Tagen der Zukunft nur Männer von Geist und Weisheit den Buchhandel bei uns betreiben, damit er an unsere Stadt auch auf eine würdige Weise gekettet bleibe: mögen nur solche Männer sich ihm anheimgeben, die in seiner kräftigen Gestaltung ein Lebensprincip deutscher Gründlichkeit und Universalität erkennen, die nimmer vergessen, dass es geistiges Gut ist, womit sie handeln, deswegen aber auch sich's eine heilige Pflicht sein lassen, diesen Handel nicht zu einem elenden, ja, wie es leider wohl vorgekommen, niederträchtigen Schacherhandel herabwürdigen! Möchten aber auch nur solche Männer sich den Buchhandel als Lebensberuf wählen, die hierzu auch wirklichen Beruf haben, welche in dem, was einer Feder entflossen, die Goldkörner von den Schlacken zu sondern verstehen, und welche aus dem todten Worte, das durch sie als ein lebendiges unter allerlei Volk entsendet werden soll, zu erkennen im Stande sind, ob der, der das Wort schrieb, auch ein würdiger Jünger der Wissenschaft sei, denn wahrlich ewig wahr bleiben die Kraftworte, die unser Schiller über die Wissenschaft sprach:

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Wäre es also, wäre der Buchhandel nur in würdigen Händen, welche Myriaden jämmerlicher Produkte würden dann nimmer die deutsche Presse gesehen haben! Ist es also, wahrlich dann wird auch der Buchhandel wahrhaft blühen, dann wird auch unsere Börse sein was sie sein und bleiben soll: ein Grundstein des Gemeinsinns und der Rechtlichkeit und ein Grenzstein für jeden Schlechten!

XXV.
MARKTPLATZ.

Schau! Dort an des Marktes Ecke
Guckt das Volk zum Fenster 'nein;
Ha wie flammt es an der Decke;
Dort mag Pracht und Reichthum sein!
Fr. Kind.

Es ist ein eigenthümlicher, in mancher Rücksicht nicht zu mifsbilligender und von vielen unserer Leser gewiss schon oft bemerkter Gebrauch, dass man, in einer fremden, noch nicht gesehenen Stadt angekommen, sich alsobald auf den Marktplatz begibt, um vor allen andern denjenigen Theil der Stadt zu besichtigen, der in der Regel als der Hauptplatz der Stadt betrachtet werden muss. Es ist, als wolle man ein vor uns aufgestelltes Bild sogleich als ein Ganzes in Augenschein nehmen, ohne auf die einzelnen Particen, ohne auf die einzelnen Figuren und Gruppirungen desselben Rücksicht zu nehmen. Es ist ebenso, als wenn man den Gipfel eines hohen Berges erklimmt, während des Steigens aber nicht einen einzigen Blick zurücktwirft auf die Landschaft, welche sich hinter unserm Rücken von Schritt zu Schritt immer mehr ausbreitet, gleich als wolle man sich den Hochgenuss nicht verleiden, der, wie wir meinen, unserer wartet, wenn wir den müden Fufs zum letzten Mal erhoben haben und nun weit hinausschauen in Gottes freie Natur, und das sich uns darbietende Panorama an unserm freudetrunkenen Auge vorübergehen lassen. Ja, es hat dies etwas für sich, und wohl mag ein solcher Moment des Schauens ein überraschenderer sein und sich dem Gedächtniss ungleich mehr einprägen, als wenn wir Theil an Theil sich anreihen und das Ganze sich zu einem Ganzen bilden sehen. Nicht aber so, wir bei unserer Beschreibung Leipzigs und seiner Umgebungen. Die einzelnen Glanzpunkte unserer Stadt, die erwähnenswerthesten Orte von den Umgebungen derselben





haben wir unseren Lesern bereits vor die Augen geführt und geben so, nachdem wir das ganze Gemälde nach allen Richtungen hin beschaut und kennen gelernt haben, zum Schluss auch noch ein Bild von dem, was das Gemälde in seiner innersten Mitte bietet.

Glücklich preisen wir die, welche die erste Morgensonne ihres Lebens in Leipzig erblickt und nun zu Männern und Bürgern gereift, den väterlichen Heerd ihr Eigenthum nennen; glücklich preisen wir Alle, so in Leipzigs Mauern weilen und in ihnen ein zweites Vaterhaus gefunden haben; darum sei vor allen Du uns gegrüfst, graues Gebäude, dass Du in Deinem Innern die Männer birgst, denen die Obhut und das Wohl der Stadt anheim gegeben ist, die als die Väter der Stadt alle ihre Kräfte dem Glücke und Heil ihrer Kinder zu weihen berufen sind, und deren väterliche Sorge allein die Stadt alle Wohlthaten zu verdanken hat, die ihr im Verlaufe der Zeit geworden sind. Sei dreimal uns gegrüfst, altehrwürdiges Rathhaus, das Du seit Anbeginn bis auf unsere Tage ein Haus gewesen bist, in welchem man um guten, wahres Bürgerglück fördernden Rath nimmer verlegen war. Wahrlich ein Schweres ist's, die Wage der Themis zu führen und als Schirmherr einer Stadt einem Jeglichen zu geben, nach dem er verdient, aber wann war die Zeit, wo einem unserer Bürger hier nicht Schutz, wo einer der Bewohner Leipzigs hier nicht Billigkeit, Gerechtigkeit, wahre Humanität fand? Schwere, unglücksschwangere Tage hast Du, ergrauetes Gebäude, gesehen, und kaum ist ein Jahrzehent verstrichen, seitdem Du in Deinem Innern eine neue Ordnung der Dinge gewahrst und seitdem aus Dir über die Stadt eine neue Ordnung der Dinge gekommen, aber noch bist Du das alte und noch prangst Du im alterthümlichen Schmuck auf unserm herrlichen Marktplatz. Wohl mag es nöthig sein, dass auch Dir ein neues Kleid angethan werde, wohl mag es ein in der That annehmbarer Vorschlag sein, aus Dir etwas Neues, etwas Grofsartiges zu schaffen, aber dessenungeachtet ist es doch wohl auch ein guter Wunsch, ja ein Wunsch der Pietät, dass Du so lange als nur immer Deine Grundpfeiler Dich zu tragen im Stande sind, der Stadt erhalten werdest, als der herrlichste Ueberrest grauer Vorzeit. Jahrhunderte hat Deine Uhr (gefertigt 1599 von Georg Werner, einem Uhrmacher aus Annaberg) verschlagen, tausendmaligen Wechsel der Zeiten hat Deine Mondkugel Leipzigs Bürgern verkündet, mögen die Stunden, welche die Uhr in Zukunft noch schlagen und die Monde, die die Kugel in den Tagen der Zukunft noch zeigen wird, ebenso glücklich, ebenso gepriesen sein, als sie glücklich zu preisen sind in den Tagen der Gegenwart!

Doch dürfen wir hier, bei einer Beschreibung des Marktplatzes, andere Gebäude mit Stillschweigen übergehen, die, wenn auch nicht von so hohem Alter und von so hoher Wichtigkeit wie das Rathhaus, dennoch wahre Zierden

des Marktes sind? Sollen wir über alle Gebäude schweigen, durch welche unser Markt zu einem der schönsten wird, die das gesammte deutsche Vaterland auf zuweisen hat? Schaue, fremder Wanderer, die Steincolosse, die hier in wahrhaft majestätischer Pracht vereint mit dem Rathhause ein freies Viereck von nicht weniger denn 450 Fufs Länge und 242 Fufs Breite bilden — ob Du derartige Gebäude irgendwo wiederfindest, wie Du sie hier findest bis zu schwindelnder Höhe hinauf bewohnt von friedlichen Bürgern? Hierher, auf unsern Markt, komme, wenn Du sehen willst, welch' reges Leben unsere Stadt beherrscht, und ein jedes, auch das kleinste Plätzchen Raum benutzt ist, um den Tausenden Obdach zu geben, mit denen unser nicht eben umfangreiches Leipzig fast überfüllt ist. Wahrlich es ist ein eigenthümliches aber herrliches, Schauspiel, wenn irgend eine Festlichkeit auf unserm Markte abgehalten wird und man gewahrt, wie in den todten Häusersteinmassen Leben zu finden ist bis in das fünfte, ja sechste, ja siebente Gestock, ein Leben, das gern Theil nimmt an dem, was um und neben ihm vorgeht.

Nicht kann es unsere Absicht sein, jedes einzelne der auf dem Marktplatze befindlichen Häuser näher zu beschreiben. Wohl verdienten sie es alle, doch sei es uns vergönnt nur vier von ihnen herauszuwählen als diejenigen, die theils in historischer Beziehung von Wichtigkeit sind, theils auch durch ihre in der That staunenswerthe Gröfse vor allen unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Es war Mittags gegen 1 Uhr, als am 19. October 1813 der Kaiser von Russland, König von Preufsen und Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, nachdem bereits die Völkerschlacht entschieden, unter dem fürchterlichsten Gekrache des Geschütz- und Gewehrfeuers durch das Grimmaische Thor ihren Einzug in unsere Stadt hielten, und unter Kriegsmusik und dem Freuderufen der Volksmenge durch die Paradereihen ihrer lautjubelnden Krieger sich nach dem Marktplatze begaben, wo nach und nach auch sämmtliche andere Heerführer zusammenkamen. Tausende von Menschen hatten sich hier zusammengedrängt und machten ihren freudig bewegten Herzen über den errungenen Sieg durch donnernde Hurrah's Luft. Aber mitten unter dieser jubelnden Menge, mitten unter diesen Tausenden, denen man die Freude vom Gesichte ablesen konnte, mitten unter ihnen stand auch auf einer Ecke ein Häuflein Grenadiere, mechanisch wohl das Gewehr präsentirend, aber dabei mit gesenkten Köpfen und ernsten, traurigen Angesichts. Wohl mochte der kleinen Schaar eine bittere Sorge durch die Seele gehen, wohl mochte sie eine bange Ahnung von dem haben, welch' hartes Schicksal über den hereinbrechen werde, zu dessen Schutz, Schirm und Ehre sie von Napoleon auf diesen Posten gestellt waren. Nur wenige Stunden — und der, der in dem Hause geweilt, vor welchem die Grenadiere gestanden hatten, sah sich gezwungen, der preufsischen

Königsstadt als Gefangener zuzufahren. Es war unser theurer König von Sachsen! Das Haus aber, in welchem er sich befunden, ist das auf der südlichen Seite des Marktes noch jetzt stehende Thome'sche, sonst Apel'sche, ausgezeichnet durch seine massive Bauart, seine Höhe (4 Stock), Breite (16 Fenster) und seinen über dem höchsten Stockwerk befindlichen Altan. Mag das Haus eine solche Stunde, wie die eben beschriebene, nimmer wiedersehen!

Unmittelbar neben diesem, noch hin und wieder den Namen »Königshaus« führenden Gebäude befindet sich das andere, dessen wir wenigstens mit kurzen Worten gedenken müssen, obgleich ein guter Theil desselben schon in die Grimmaische Strafse reicht. Es ist das Gebäude, das unter dem Namen des »Auerbach'schen Hofes« gewiss einem jeden unserer Leser bekannt ist. Und sollten wir dies Haus einzig und allein nur des Umstandes halber nennen, dass eine alte Volkssage erzählt, aus seinem Keller habe Dr. Faust im Jahre 1525 ein Weinfass geritten, so wäre schon dies ein hinreichender Grund unseres unübertroffenen Goethe halber. Indess ist dies nicht das Einzige, was sich von diesem Hause sagen läfst und was ein Jeder, der des Hauses noch jetzt sehr viel besuchten Weinkeller beschaut, hier in diesem Keller erfahren wird; auch in anderer Rücksicht ist der Auerbach'sche Hof eines der merkwürdigsten Gebäude unserer Stadt und zwar ob dessen, was in früherer Zeit in ihm zu finden und zu sehen war, und was zum Theil noch jetzt in ihm zu finden ist. Alles was in früherer Zeit der Handel darbot, Alles, was in früheren Messen von Neuigkeiten, von Putz- und Modewaaren nach Leipzig zum Verkaufe gekommen, dies Alles war damals in Auerbach's Hofe zu finden. Es war eiu Sammelplatz für die feine Welt, ein Sammelplatz für alle Schaulustige, die nach Leipzig kamen, um einmal einer Messe mit beizuwohnen; es war der Ort, auf dem man die eigentliche Messe fand, und selbst Poeten jener Zeit beeiferten sich durch ihre Gedichte, dem Hause eine Weihe zu geben. Es möge vergönnt sein, hier die lateinischen und von Knauth verdeutschten Verse mitzutheilen, welche der bekannte Taubmann dem Hause widmete, da sie uns einen Beweis von dem liefern, was wir soeben über das Gebäude anführten. Die Verse heifsen:

Misnia parva potest urbs dici, Lipsia, dici
    Aurbachea domus Lipsia parva potest.
Quidquid et infecti, factique requiritur auri,
    Omnibus Aurbachi venditat una domus.
Si Mysam et Latiam fas est compingere vocem,
    Aureus haec vero nomine rivus erit.

und die deutsche Uebersetzung:

»Mein Leipzig, kannst gar wohl ein kleines Meifsen sein,
Dein Auerbachisch Haus möcht' sein ein Leipzig klein.
Wer mit und sonder Kunst gemachtes Gold will kaufen,
Komm nur in Aurbach's Hof, da findet man's mit Haufen.
Wenn uns Latein und Deutch ein Wort vergönnet ist
Zu machen, sag' ich frei: Du recht ein Goldbach bist.«

Als ein drittes nicht mit Stillschweigen zu übergehendes Gebäude, da es eins der gröfsten, wenn nicht das gröfste Privatgebäude unserer Stadt ist, muss ferner das früher Hohenthal'sche, jetzt Aeckerlein'sche genannt werden. Pallastartig geschmückt an seinem Portal mit korinthischen Säulen, welche einen Balkon tragen, erhebt es sich bei einer Breite von 7 Fenstern zu einer Höhe von 5 Geschoss und prangt dem Rathhaus gegenüber mitten auf der Westseite des Marktplatzes. Namentlich ist dieses Gebäude aber auch deswegen besonders zu erwähnen, weil sich unter demselben ein in viele Piecen getheilter Keller befindet, der in der That auf's brillanteste als Restauration eingerichtet ist, und vorzüglich während der Messen, versteht sich zur grofsen Freude des Besitzers, von tausenden hungriger und durstiger Gäste besucht wird, allerdings aber auch besucht zu werden verdient, da man sich hier immer sowohl materiell als geistig befriedigt sehen wird. Denn was für die feine Welt früher Auerbachs Hof war, das ist dieser gegenwärtig Aeckerlein's Keller.

Ganz in der Nähe, nur durch ein Haus von dem Aeckerlein'schen getrennt befindet sich endlich auch das vierte Gebäude, dessen wir Erwähnung thun wollen: der sogenannte Stieglitz'sche Hof. Dasselbe hält 13 Fenster Breite, ist 4 Stockwerke hoch und ist mit einem Satteldache versehen, welches in vielfachen Böden abgetheilt ist und mit seinen vielen Fenstern und Fensterchen einen in der That ganz eigenthümlichen Anblick gewährt. In historischer Beziehung ist dies in früherer Zeit »Rothhäuptischer Hof« genannte Gebäude deswegen bemerkenswerth, weil es dasselbe ist, in welchem im 17. Jahrhundert, als an ein stehendes Theater in Leipzig noch nicht zu denken war, dann und wann Komödie gespielt wurde. Auch hielt hier in früherer Zeit die hiesige »deutsche Gesellschaft zur Beförderung der deutschen Geschichts- und Alterthumskunde« ihre Versammlungen. Bemerkenswerth ist übrigens noch von diesem Gebäude, dass es, was zugleich auch von dem Aeckerlein'schen Hause gilt, sehr bedeutende Hintergebäude enthält, durch welche ein Durchgang nach der Klostergasse führt.

Was aber endlich nun den Markt als Markt anlangt, so muss man das Leben und Treiben auf ihm, namentlich auf den drei wöchentlichen Markttagen,

noch mehr während der Messe selbst sehen, um sich einen Begriff davon machen zu können. Kaum zeigt sich am dunkeln Himmel ein Tagesschimmer, so kommen schon Hunderte von Landbewohnern aus der Umgegend, Männer, Frauen, Kinder und lassen sich mit ihren schwerbeladenen Karren und Körben auf dem Markte nieder, harrend der Käufer und Käuferinnen, die daheim nicht früh genug das weiche Federbett verlassen können, um sobald als möglich auf dem Markttag zu erscheinen und durch ihr frühes Kommen einen billigen Marktpreis zu gewinnen oder eine desto gröſsere Auswahl von dem was sie kaufen wollen zu finden. Zeigt aber nun die Uhr auf 8 oder 9, — welch bewegtes Leben wird alsbald auf den Straſsen sichtbar. Gesetzt, wir wollten es mit Euch verderben, sorgsame Hausfrauen, — doch das sei ferne, — in der That wir könnten es nicht, schon nicht um Eures fleiſsigen Marktbesuches Willen. Komm nur, Schaulustiger, und siehe: Alt und Jung, Groſs und Klein, Schön und Häſslich, Reich und Arm, Vornehm und Gering, Alles strömt herbei, um für das in den nächsten Tagen Nothwendige der Küche zu sorgen. Hier eine in Seide und Sammt gewickelte Dame, in der Hand eine mit Gold gefüllte Börse haltend und begleitet von einem nett und reinlich gekleideten Dienstmädchen, die unter der Last ihres schon halb gefüllten Handkorbes zusammenzusinken droht, dort ein munterer Koch, der mit Kennerblick die für seine Gourmands passenden Waaren herauszufinden weiſs, hier eine schlichte Bürgersfrau, die es nicht verschmäht, der ihr folgenden Bedienung etwas von der schweren Last abzunehmen, dort ein munterer Knabe, der, weil die Schulstunde bereits geschlagen, mit Hast das gekaufte Obst in seine Taschen zwängt, hier ein guter Gemahl, der seiner lieben Ehehälfte etwas für die betreffende Jahreszeit Seltenes einhandelt, um, wenn er aus dem Geschäfte kommt, ihre Schmollen verrathende Miene wieder aufzuheitern, dort ein armes Weib, die den zu zahlenden Kaufpreis nur in Pfennigen zusammenbringen kann — wundersames Bild! Wahrlich wer Dich sieht, der wird erkennen, was ein munteres Leben heiſst! Aber ein wie viel regsameres endlich während der Messen! Allerdings sieht man während dieser Zeit von unserm schönen, groſsen Markte nur wenig. Lange Budenreihen bedecken die ganze viereckige Fläche und nur am Rande des Vierecks ist ein schmaler Weg freigelassen für Wagen und Fuſsgänger. Aber welches Leben und Treiben finden wir hier! Oft ist es kaum möglich sich durch die Massen hindurchzuwinden, so dicht wird oft der sich an allen Enden bewegende Knäuel, und Jeder, den während dieser Zeit ein nothwendiges Geschäft zwingt über den Markt zu gehen, mag es sich als einen guten Rath gelten lassen, ein Viertelstündchen früher von seiner Wohnung wegzugehen, damit ihm die Zeit, die er ob des tausendfachen Ausweichens versäumen muss, wieder zu Gute komme. Doch so unangenehm auch ein derartiges Gehen sein mag, ja man könnte dies passender

ein sich Winden und Kriechen nennen, so ist doch auch dasselbe wegen der tausendfältigen Dinge und verschiedenen Figuren und Gruppirungen, die sich dabei unsern Blicken darstellen, nicht uninteressant. Hier ein eilender Ladendiener ohne Kopfbedeckung, aber mit wohlconditionirter Haarfrisur und geschmückt hinter dem Ohr mit einer mächtig langen Feder, dort im gelben Frack ein Briefträger, ängstlich besorgt, das colossale Packet bis zur bestimmten Stunde besorgt zu wissen, hier drei mit langem Talar und bunter Mütze gezierte Perser, die von ein Paar vorübergehenden jungen Lieutenants um ihre üppig sprossenden Schnurrbärte beneidet werden, dort über der Achsel ein Paar alte Beinkleider tragend ein schmutziger polnischer Jude, dessen ewiger Refrain: »Nichts zu handeln, mein Herr?« den vorübergehenden Philosoph unwillkürlich an den ewigen Juden erinnert, hier ein Trupp Landadeliger, von denen sich die Herren durch ihre klirrenden Sporen, die Damen durch die namenlose Menge Ketten, Ringe und anderes überflüssiges Geschmeide dem Städter unverkennbar als Landbewohner darstellen, dort von knurrenden Hunden begleitet ein Häuflein lebensfrischer Studenten, die mit ironischem Lächeln und wahrhafter Resignation auf die in den Buden ausgebreiteten Schätze sehen, die, wenn sie ihnen gehörten, ihre etwas derangirten Finanzen wieder flott machen würden; hier angethan mit einem schwarzen Frack, der die Wende dieses Jahrhunderts gesehen zu haben scheint, und in steifen Stiefeln festen Schrittes einhergehend ein Dorfpastor, der mit seiner neben ihm hergehenden Ehehälfte, die, wie schon ihr wagenradähnlicher Hut beweist, mit den Pariser Modistinnen seit längerer Zeit aufser Correspondenz gekommen ist, dem zierlichen Munde eines vorübergehenden jungen, rothwangigen Mädchens ein Lächeln abzwingt, dort ein tölpischer Bauernjunge, der während er die mit prunkenden Firma's geschmückten Häuser begafft, einer in Gedanken versunkenen Dame auf den netten Fufs tritt — wo fänden wir in der Zeichnung eines solchen Bildes ein Ende? Darum genug hiervon! Komm, Schaulustiger, zu uns und siehe mit eigenen Augen, höre mit eigenen Ohren, wahrlich es wird sich Deiner Seele ein Bild einprägen, das Du in deutschen Landen nur wiederfindest — in unserm freundlichen Leipzig!

XXVI.
ANSICHT VON LEIPZIG.

Noch blühet Leipzig, handelnd reich vor allen,
Dort an der Elster und der Pleifse Rand,
Die Messen winken und von ferne wallen
Nun Tausende zum hochbeglückten Strand,
Wo sich unendlich Bücherreichthum mehrt
Und ehrenvoll die höchste Schule lehrt.

Ja, noch blühest Du, alte, weltbekannte, hochberühmte Stadt, noch rieseln in Deinen Grenzmarken die freundliche Elster und die sanfthingleitende Pleifse einander in die Arme, und noch winkst Du in herrlicher Pracht dem nach Sachsen wandernden Fremdling. Sei uns auch diesmal gegrüfst, theure, von uns schon oft gegrüfste und gepriesene Stadt, sei uns auch jetzt gegrüfst, wo wir von fernem Pfade aus noch einmal unseren Blick auf Dir ruhen lassen, noch einmal unsere Augen an Deinem Antlitze weiden, ehe wir unter dem Zuruf eines biederen Lebewohls von Deinen Grenzen scheiden. Herrliches, Grofses hast Du uns, als wir Dich durchwanderten, in Deinem Innern erschlossen, und gern hielten wir an diesem Herrlichen, Grofsen unsere Schritte zurück, um ein freundliches, tiefeingeprägtes Bild davon mit hinwegzunehmen; lass uns endlich auch noch ein Bild mit hinwegnehmen, das Dich uns ganz gibt, uns alle Deine Reize noch einmal vereint überschauen lässt. Wie könnten wir von Dir scheiden, ohne noch einmal auf die Tage zurückzublicken, in denen Du zu welthistorischer Bedeutung gekommen, in denen die heifsesten Kämpfe Europa's ausgekämpft wurden und Du, weil Du Zeuge dieser Kämpfe warst, zu einer Stadt der Freiheit wardst? Wie könnten wir von Dir gehen, ohne noch einmal uns das ins Gedächtniss zu rufen, was Du gewirkt und gethan für die Geistesfreiheit und Geisteskraft der gesammten germanischen Welt, ohne noch einmal uns das zu vergegenwärtigen, womit Du im Triumph der übrigen europäischen Welt voranflogst, und wodurch Du eine Stadt über alle Städte wardst, eine Stadt der Bildung? Wie könnten wir Dir ein Lebewohl sagen, ohne noch einmal der Segnungen zu gedenken, die Dir im Verlaufe der Jahrhunderte geworden, die Dich zu einer Stadt der Wohlhabenheit erhoben haben, die Dir aber auch jede Minute feil sind, wenn es gilt, dem Vaterlande einen dauernden Schatz zu gewinnen oder die Thräne des

Armen zu trocknen? Wie könnten wir es endlich über uns gewinnen, uns von Dir wegzuwenden, ohne noch einmal das an unserem Geiste vorübergleiten zu lassen, wodurch Du uns als eine Stadt der Geselligkeit erschienen bist, und wodurch Du Jedem, der den heimischen Heerd verlässt, ein Anziehungspunkt sein wirst, den er, wenn er ihn gefunden, nur schweren, trüben Herzens wieder verlassen wird? Darum sei noch einmal gegrüfst, noch einmal innig gegrüfst, alte, theure Stadt! Wahrlich Du bist es werth, dass wir nur langsamen, bedächtigen Schrittes von Dir gehen!

Eine Stadt der Freiheit nannten wir Dich. Haben wir dazu kein Recht? Vermag Jemandes Feder das aus dem Buche der Weltgeschichte zu streichen, was uns in ihm von Dir, alte Lindenstadt, erzählt wird? Fraget die Söhne Schwedens und höret, welchen Sieg ihre Ahnen unter ihrem heldenmüthigen Gustav Adolph am 17. Sept. 1631 in unserer Nähe errangen. Wohl ist es wahr, dass jener dreifsigjährige europäische Glaubenskampf über unser Leipzig die schwersten Jammertage brachte, welche unsere Stadt jemals gesehen, aber war jener angeführte Sieg nicht der erste wichtige Sieg des freien Protestantismus über das finstere Papstthum? Ja, Entsetzliches, Jammer, Schmach, Elend und Noth erduldetest Du, theures Leipzig, in jenen blutigen Kriegsjahren, aber wahrlich, die Gottheit hat Dich darob gesegnet für und für, also dass Du die Drangsale wieder vergessen konntest, die Deine Bürger in jenen Jahren von Feind und Freund zu erdulden gehabt. Aber noch nicht genug! Wird Europa es leugnen, dass das neue freie Leben, welches seit 26 Jahren über seine Völker gekommen, den Feldern von Leipzig entkeimt ist? Zeigt Klio nicht ernsten Blicks auf das Jahr 1813? Einem Heros, wie ihn die Welt vielleicht nimmer wiedersehen wird, lag Europa, ja die Hälfte des Erdballs, zu Füfsen, durch das scharfe Schwert gezwungen, mussten Fürsten ihre Kronen, ihre Zepter, ihre Völker dahin geben, Europa's Freiheit hielt der französische Adler in den scharfen Klauen; — Bürger Leipzigs! Seid darauf stolz, auf Euren Triften keimte der junge Freiheitsbaum, auf Euren Ebenen jubelte brüllender Kanonendonner Europa's Völkern zum ersten Male wieder ins Ohr: »Europa, Du bist frei!« —

Doch auch eine Stadt der Bildung nannten wir Dich, alte Lindenstadt, und wir meinen damit nicht jene oberflächliche, die sich leider in unsern Tagen so oft findet, und sich durch ein in der That oft ekelhaftes grofssprecherisches Prahlen kundgibt, nicht jene einseitige, die da meint, mit dem einen Auserwählten Alles gefunden zu haben und Alles umfassen zu können; nicht jene erkünstelte, deren Grund und Boden ein fauler und morscher, nicht jene sogenannte moderne, die, während sie mit frivoler Frechheit das Heiligste mit Füfsen tritt, sich rühmt, ein Herz zur Schau tragen zu können, das für etwas wahrhaft Schönes, für etwas

Grofses nimmer erwarmen, für eine edle Sympathie nimmer freudig aufschlagen kann. Jene echte Bildung meinen wir, die nimmer rastet, bis sie einen Fels gefunden, auf dem sie bauen kann, jene wahre, deren Erkennungszeichen das lichte Dreigestirn Humanität, Einfachheit und Bescheidenheit, jene allseitige, die in dem Streben nach möglichster Beförderung des Menschenglücks und Menschenrechtes ihr Endziel findet, jene gediegene, die kernig und kräftig über jegliche verknöcherte Pedanterie den Stab bricht, aber auch Alles, was der Menschheit als unantastbares, heiliges Gut gelten muss, mit einem Herzen aufnimmt, das für eine heilige Begeisterung empfänglich ist. Und fehlen uns etwa für diese unsere Behauptung Beweise? Entblättert das Buch der Geschichte; wahrlich, Ihr werdet finden, dass Leipzig in der europäischen Culturgeschichte nicht eine unbedeutende Rolle gespielt hat und noch spielt; betrachtet das Leben des Leipziger Bürgers selbst, wahrlich Ihr werdet finden, dass er in einer jeglichen Stadt in vielen Stücken als Muster gelten kann. Wo wurde, um wenigstens einige Beispiele anzuführen, als Luthers Worte: »ich werde 's noch erleben, dass Herzog Georg und sein Haus nicht mehr sein wird, und ich das Wort Gottes noch selbst zu Leipzig predige,« wo wurde, sagen wir, als dies in Erfüllung gegangen und auch der bis dahin allerdings widerspenstige Rath der Stadt für die gute Sache gewonnen war, auf eine passendere, angemessenere, wirksamere und würdigere Weise für die Sicherung des neuen Evangeliums gesorgt, als in Leipzig? Wo anders zeigten sich die Bürger für die göttliche Sache also belebt, ja enthusiasmirt, wie hier? Welche andere Stadt hat mit ebenso wachsamem Auge, als unser Leipzig, darauf gesehen, dass diejenige kirchliche Würde, welche die erste in der Stadt, darum aber auch die wichtigste ist, weil der sie Bekleidende den übrigen Geistlichen als Vorbild und Muster gelten muss, dass, sagen wir, diese Würde, die des Superintendenten meinen wir, vom Anfang der Reformation an bis auf unsere Tage, immer nur von solchen Männern bekleidet wurde, in denen der Geist eines Pfeffinger, der der erste evangelische Superintendent in Leipzig war, in denen der Geist Gottes und die Kraft einwohnte, das theuer erworbene Gut in lauterer Wahrheit der Stadt zu bewahren? Ist nicht heute noch unser Grofsmann ein redender Beweis hierfür? Und wo finden wir bei alle dem eisernen, unwandelbaren Festhalten an dem evangelisch-protestantischen Glauben gleiche Humanität, gleiche Duldsamkeit, wie in unsern Mauern? Wo eine gleiche Freiheit, Sicherung und gleiches Geltenlassen jeglichen Glaubensbekenntnisses, als in unserm Leipzig? — Doch welches sind denn die Mittel, die sich unser Leipzig geschaffen, um sich diesen so eben gezeigten Stand der Dinge auch für die Zukunft zu bewahren? Nur zweier Wörter bedarf es, um uns zu überzeugen, dass wahrlich auf würdige Weise gesorgt ist schon seit Jahrzehnten, und dass auch in der Gegenwart nimmer gerastet wird, die

erworbenen Güter von Geschlecht zu Geschlecht zu kräftigen und zu stählen. Wer könnte in Zweifel sein, welches die beiden inhaltschweren und gewichtigen Wörter sind? Sie lauten Universität und Schule.

Nicht ist es nöthig, den Ruhm unserer Hochschule nochmals zu verkündigen, den wir bereits der Welt zu nennen versuchten, als wir eine Beschreibung des Augusteums gaben, dafür spreche jetzt das Ausland und bekenne offen und frei, was es an den Männern erhalten, die, nachdem sie auf unserer Hochschule gebildet, zu ihm kamen, um das, was sie in dem Schachte gefunden, an das Tageslicht zu fördern und mit demselben ihrem Vaterlande und dem Leben ihrer Brüder zu nützen. Möge das Ausland reden und frei bekennen, was die Wissenschaft durch die gewonnen, welche an der Brust unserer *alma mater* gelegen und den Göttertrank, den sie ihnen gewährt, in vollen Zügen in sich aufgenommen haben. Möge die Wissenschaft selbst reden, und wahrlich sie wird uns so manchen unserem Leipzig enstammten Jünger vorführen, den sie, die Himmlische, freudig die Siegespalme reicht, weil sie unter den Hunderten, die mit ihm vereint aus dem lauteren Bronnen der Weisheit schöpften, weiter keinen gefunden, der die Palme verdiente. Wohl kann sich auch so manche andere, durch eine Hochschule gezierte Stadt unseres deutschen Vaterlandes eines Gleichen rühmen, aber wo finden wir eine zweite, die eben so oft wie Leipzig dem deutschen Geiste den Weg gezeigt hätte, auf dem er das sich gesteckte Ziel erringen konnte? Sind hierfür nicht selbst auch Leipzigs Schulen ein redender Beweis? Auch hierüber suchten wir bereits das Nähere namhaft zu machen, als wir unserm Leser das freundliche Bild unserer Bürgerschule vor die Augen führten und dabei bemerkten, dass unser Leipzig die deutsche Stadt war, in welcher man zuerst auf den Gedanken kam, eine Schule zu gründen, deren Thätigkeit lediglich auf die Bildung der bürgerlichen Jugend gerichtet sei. Allein haben wir in unserer Stadt weiter keine Anstalt als diese, durch welche für die Fortbildung und wahre Ausbildung der heranwachsenden Jugend gesorgt ist? Wahrlich, wir würden mehr als ungerecht erscheinen, wollten wir alle die Anstalten unbeachtet lassen, die aufser unserer Bürgerschule in unserer Mitte zum Segen und Heile der Stadt grünen und blühen; wir würden um so ungerechter erscheinen, da wir an unseren übrigen Schulen ebenfalls Männer als Lehrer finden, die nicht nur Deutschland, die die ganze pädagogische Welt kennt. Hat, um unter den vielen Würdigen wenigstens nur eines zu gedenken, hat, sagen wir, der Name »Dolz« nicht in jeglichem Lande einen guten Klang? Und noch jetzt wirkt dieser Mann in unserer Mitte. Ja, wir würden selbst dann als ungerecht erscheinen, übergingen wir die Anstalten mit Stillschweigen, die nicht als eigentlich städtische öffentliche Schulen, sondern als concessionirte Privat-, Schul- und Erziehungsanstalten sich in unserem

Leipzig vorfinden. Und darin liegt ja eben die wahre, die gediegene Bildung unserer Stadt, dass sie über dergleichen Anstalten, wofern sie deren Leiter als tüchtig und bewährt erfunden, nicht auf selbstsüchtige, geistesbeschränkte Weise den Stab bricht, sondern gern ihnen einen Platz gönnt neben denen, die unter ihrer unmittelbaren Obhut stehen, damit dem Kinde schon in der Schule das werden könne, was es dereinst, zum Jüngling und Manne gereift, vor Allem bedarf zu seinem sich erwählten Beruf. Wohl hört man dann und wann die vorlauten Worte, jede solche Privatschule spreche von aristokratischem Geiste, von verderblichem Separatismus, aber nur Geistesbefangene, nur solche, die zu einer tieferen Einsicht und zu einer freieren Ansicht noch nicht gelangt sind, werden also urtheilen. Die Erfahrung straft sie Lügen, wenigstens gewiss dann, wenn sie in stolzer Vermessenheit auch solche Privat-Anstalten in den Staub treten wollen, denen nicht nur Jugendunterricht, sondern auch Jugenderziehung ein wahrhafter Ernst ist, und in denen das Kind nicht nur Lehrer, sondern auch Aeltern findet. Nur eine dieser sich bei uns findenden Anstalten möge hier genannt werden — die Hander'sche —; wer sie gesehen und die Früchte, die sie bereits seit 16 Jahren getragen, betrachtet, wird nimmer jene beschränkte Ansicht festhalten.

Wohl ist es wahr, dass Leipzig, was Wissenschaft und Kunst anlangt, noch lange nicht ist, was es sein könnte, dass namentlich der Mangel an Kunstsammlungen schmerzlich fühlbar ist und, wie nicht anders zu erwarten, nicht nur höchst störend einwirkt, sondern auch das allgemeine Interesse von Kunstleistung, wie wir es an anderen Orten finden, um ein bedeutendes schmälert und herabdrückt; aber das vorzüglich in der neuesten Zeit von Tage zu Tage mehr rege gewordene Streben, auch in dieser Beziehung hinter andern Städten nicht zurückzubleiben und der allgemeiner gewordene Enthusiasmus für gediegene Werke der Kunst wird auch in dieser Beziehung unserer Stadt nach und nach etwas Vorzügliches und Dauerndes gewinnen helfen; und Leipzig wird in dieser Beziehung um so eher ein Ziel erreichen, als es ihm nimmer an Mitteln fehlen wird, zu einem Ziele zu gelangen, denn es ist Leipzig, wie bereits erwähnt wurde, auch eine Stadt der Wohlhabenheit. Wenn man bedenkt, dass Leipzig zweimal des Jahres (wir meinen zu Ostern und Michaelis, denn die Neujahrsmesse ist von geringerer Bedeutung) jedesmal in einem Zeitraume von drei Wochen, wie man berechnet hat, an 30,000 Fremde in seine Mauern aufnimmt, so liegt es wohl klar vor, dass es der Stadt nicht eben schwer werden kann, ihre Erzeugnisse an den Mann zu bringen. Nun ist es aber auch eine unwiderlegliche Wahrheit, dass, wo ein starker Verbrauch ist, sich auch ein guter Verdienst findet, und dass die unmittelbare Folge eines guten Verdienstes nur Wohlhabenheit sein kann. Und so ist es denn auch in der That in Leipzig. Die zahlreiche, fast übermäfsige Bevölke-

rung der Stadt, der das ganze Jahr hindurch währende lebhafte Handel, die alle halben Jahre wiederkehrenden, von Jahr zu Jahr mehr besuchten Messen, die Frequenz der Hochschule, der sich immer mehr ausdehnende Buchhandel, der hier seinen Centralpunkt findet und die mit jedem Tage steigende Benutzung der beiden bereits fahrbaren Eisenbahnen, zu denen sich in Kurzem noch eine Dritte gesellen wird, Alles dies sind Dinge, die nur auf's vortheilhafteste auf die Wohlhabenheit der Stadt einwirken können. Und bedenkt man dabei, dass sich Leipzig aller dieser Vorzüge nur mit Ausschluss der Eisenbahnen bereits seit Jahrhunderten zu erfreuen gehabt, und dass somit Leipzig mit dem ihm gewordenen Pfunde bereits seit Jahrhunderten hat wuchern können, so wird man wohl schwerlich die Behauptung für übertrieben erklären, dass unser Leipzig unbedingt für eine der wohlhabendsten Städte unsers ganzen deutschen Vaterlandes gehalten werden muss.

Aber man gewahrt dies auch, sowie man nur seine Schritte nach unserm Leipzig hinlenkt, und noch mehr, wenn man vielleicht einmal ein Jahr lang die Stadt nicht gesehen und nach Verlauf dieser Zeit ihren Thoren wiederum zuwandert. Welche in der That grofsartige sowohl öffentliche als Privat-Bauden sind so nur in dem letzten halben Decennium emporgestiegen! Welch grofse und dabei kostspielige Veränderungen hat nur in den letzten fünf Jahren die innere wie die äufsere Stadt erlitten! So sind ja vor dem grimmaischen Thore, vor dem sogenannten Hinter- oder Schützenthore, vor dem Flossthore, sowie endlich in der Nähe des Johannisthales nur erst seit wenig Jahren ganze Vorstädte angelegt worden. Wären die Mittel nicht dagewesen, diese Neubauden hätten nimmer entstehen können, wenigstens nicht in solcher Vorzüglichkeit und Pracht. Man gehe nur und sehe mit eigenen Augen: die meisten dieser neuen Häuser sind nicht nur weit geschmackvoller, sondern auch weit dauerhafter gebaut, als ein grofser Theil der Häuser in der inneren Stadt selbst. Und dürfen hierbei die erst seit Kurzem neuentstandenen öffentlichen Gebäude unerwähnt bleiben? Spricht nicht jedes von ihnen (wir wollen nur das Augusteum, das neue Postgebäude, das neue Packhofsgebäude, die Buchhändlerbörse etc. nennen) mehr als hinlänglich von der grofsen Wohlhabenheit der Stadt? Spricht hierfür nicht auf das lauteste auch diejenige Unternehmung, die lediglich von Leipzig ausgegangen und, weil sie eine der grofsartigsten ist, die Deutschland in neuester Zeit aufzuweisen hat, gegenwärtig die Blicke von halb Europa auf unser Leipzig zieht? Ist unsere nach Dresden führende Eisenbahn mit ihren Riesenbauden nicht hierfür ein redender Beweis? Und noch nicht genug! Welche grofse Menge neuer Anlagen, Verschönerungen und Spaziergänge um die Stadt sind nur seit einem Jahrzehent entstanden!

Hierbei aber können wir auch nicht umhin, wenigstens mit zwei Worten auf unsere obige Behauptung, dass Leipzig auch eine Stadt der Bildung sei, zurückzukommen. Es kann nicht fehlen, dass in allen gröfseren Städten sich neben der gebildeten Bevölkerung auch immer eine Classe von Menschen findet, die auf dieses ehrende Beiwort nicht Anspruch machen können. Um öffentliche Anlagen und Spaziergänge vor der rohen Hand solcher Leute zu schützen, lesen wir darum oft an öffentlichen Anschlagezetteln: »bei harter Geld- oder selbst Gefängnissstrafe wird jede Beschädigung dieser oder jener Anlage verboten.« Anders in unserm Leipzig. An allen öffentlichen Spaziergängen finden wir zwar ebenfalls Warnungstafeln, aber statt einer Drohung finden wir hier die Worte: »dem Schutze und der Sorgfalt aller achtbaren Bewohner Leipzigs werden diese Anlagen auf das angelegentlichste empfohlen.« Von einer Bufse, von einer Strafe ist nirgends die Rede, und dessenungeachtet finden wir nie die geringste Beschädigung.

Endlich darf aber auch hier das nicht unerwähnt bleiben, wodurch sich unser Leipzig als gebildete und als wohlhabende Stadt zugleich darstellt. Gewiss nur sehr wenige Städte wird man finden, in welchen sich, wenn die betreffende Behörde eine Neuerung, eine neue, wenn auch kostspielige, doch der Stadt zu gute kommende Einrichtung für nothwendig erachtet, eine so willige Bereitwilligkeit kundgäbe, wie in unserm Leipzig. Nur zwei Dinge mögen hier eine Erwähnung finden. Das Eine ist die neue Beleuchtung der Stadt durch Gas, und das Andere die Anordnung, dass jedes Haus von diesem Jahre an nicht mehr mit solchen Dachrinnen versehen sein soll, welche das in sie fliefsende Wasser durch eine kurze Röhre unmittelbar vom Dach auf die Strafse herabströmen lassen, sondern mit solchen, aus denen vermittelst einer an dem Hause der Länge nach bis auf die Strafse herabgeführten Röhre das Wasser bis unmittelbar auf das Strafsenpflaster geleitet wird. Beide Dinge, namentlich die neue Gasbeleuchtung, forderten nicht unbedeutende Summen; aber die ganze Stadt erkannte die Zweckmäfsigkeit beider Neuerungen, und alsobald ward Beides ins Werk gesetzt. Eine Klage, ein sich Beschweren über die Kostspieligkeit ward nirgends, nicht einmal von den Hausbesitzern vernommen, deren Häuser zu den kleineren zu rechnen sind. In der That eine höchst erfreuliche, gewiss nur an wenig Orten sich findende Erscheinung!

Alles dies nun zusammengenommen macht natürlich aber auch den Aufenthalt in Leipzig zu einem höchst angenehmen, und die Stadt selbst endlich zu einer Stadt der Geselligkeit. Von Tausenden von Fremden haben wir die Aeufserung gehört: »es ist schön in Leipzig.« Haben wir dies etwa den todten Häusersteinmassen zu verdanken? Nein, das Leben, das regsame, muntere, frische, gesellige Leben, durch welches sich die Bevölkerung Leipzigs charakterisirt,

das ist es, wodurch sich Leipzig vor tausend anderen Städten aufs vortheilhafteste auszeichnet. Da ist kein eitles Prahlen, kein sich Besserdünken als Andere, keine Krähwinkelei, wie in so manchen Städten unseres lieben deutschen Vaterlandes, kein Kastengeist! Hier gilt nur der Mensch und die sich an ihm zeigende Bildung. Mag Einer sein wer er will, mag er sagen was er will, mag er in Leipzig erscheinen wo er will, man wird ihm, wofern er nicht gegen die allgemein gültigen Regeln des Anstandes verstöfst, nimmer die Achtung versagen, man wird ihn überall willkommen heifsen und ihm mit freundlichen Worten, mit biederem Händedruck entgegenkommen. Daher kommt es denn auch, dass alle gesellschaftlichen Zirkel, wofern sie nicht mit dem Namen: »geschlossene Gesellschaft« bezeichnet worden, in unserm Leipzig ein gemischtes Publikum haben; und man darf nur, um wenigstens einen Beweis hierfür anzuführen, ein öffentliches Concert besuchen, so wird man unsere Behauptung hinlänglich bestätigt finden. Aber wir meinen, und es werden wohl Viele derselben Ansicht sein, dass eben darin die rechte, die wahre Geselligkeit bestehe; und es ist in der That zu wünschen, dass die sogenannten geschlossenen Gesellschaften — wie bekannt das Grab aller Geselligkeit — sich in Zukunft nicht in gleichem Maafse vermehren, wie sie in der jüngsten Zeit leider an Ausdehnung gewonnen haben. Nur zwei Dinge dürfen hierbei nicht unberührt bleiben, die allerdings jedem Unparteiischen bei einem Besuch irgend einer Gesellschaft auffallen und auffallen müssen. Dies ist der Luxus in der Kleidung und das oft unverkennbare Jagen nach Vergnügen. Indess das Erstere findet wenigstens einigermafsen darin eine Entschuldigung, dass Leipzig eben eine Stadt ist, welcher die Mittel zu Gebote stehen, hierin sich vor andern Städten hervorthun zu können, und dass dies eine Schwachheit ist, die sich mehr oder weniger in allen grofsen Städten findet. Was aber das Zweite anlangt, so ist dies allerdings ein Etwas, was unserer Stadt nicht mit Unrecht zum Vorwurfe gemacht wird. Allein der Vorwurf trifft nicht die ganze Stadt, nicht die ganze Bevölkerung, sondern nur den bei weitem kleineren Theil derselben und gerade denjenigen, der sich nicht als der gebildetste kundgibt. Der bei weitem gröfsere Theil ist nicht also; gern nimmt er an einem Vergnügen Theil, aber er findet dabei auch immer das rechte Maafs. Der Kern also ist gut.

Und so scheide denn von uns, alte theure, theure Stadt! Mögen an die Jahre, die Du bereits gestanden, sich noch lange Jahrhunderte reihen, aber nur Jahrhunderte des Glücks und des Segens, denn wahrlich, Du bist dessen nicht unwerth! Möge der Gottheit Segen auf Dir ruhen für und für, mögest Du bewahrt werden vor jeglichem Ungemach! Möge jeder Deiner Bürger immer eingedenk sein, welches Glück ihm geworden, seinen heimischen Heerd in Dir gefunden zu haben und als Bürger Dir anzugehören, möge aber auch jeder Deiner

Bürger, der diese Zeilen gelesen, von dem, der sie schrieb, die Ueberzeugung mit hinwegnehmen, dass er, der dem Leipziger Boden nicht entstammt ist, aber in Leipzig ein zweites, ja ein trautes Vaterland gefunden hat, nur aus Ueberzeugung schrieb, was der Feder entfloss!

XXVII.

GEWANDHAUS.

Noch sind von den Glanzpunkten Leipzigs, auf welche wir unseren Leser zu führen versprachen, zwei übrig, die sich noch nicht unseren Blicken gezeigt, über welche wir in den Blättern, die wir bereits dem Leser in die Hände gaben, noch nicht gesprochen haben: das Gewandhaus und das Schweizerhäuschen in unserm herrlichen Rosenthale, beide wohl werth eines Blickes wie eines Wortes der Beschreibung. Leider kann aus mehrfacher Rücksicht (beim Gewandhaus ist die Lage des Gebäudes von der Art, dass der Künstler nirgend einen passenden Standpunkt zur Aufnahme gewinnen kann) von jedem von beiden Punkten eine Abbildung nicht gegeben werden und es wird unser freundlicher Leser, dem wir, um wenigstens theilweise unser Versprechen zu halten, eine kurze Beschreibung der beiden Punkte geben, wohl einmal Billigkeit für Recht ergehen lassen müssen und sich mit dem Wenigen begnügen, was er durch unser Wort über beide Punkte erfährt. Wir beginnen mit dem Gewandhaus, als demjenigen Punkte, der in der Stadt selbst zu suchen und das nun vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen muss.

Was zuvörderst den Namen und die Entstehung des Gebäudes anlangt, so müssen wir unseren Leser in die oft genannten Zeiten des funfzehnten Jahrhunderts zurückführen, eine Zeit, in welcher wir Leipzigs Handel jugendlich frisch emporblühen und von Jahr zu Jahr wachsen und gedeihen sahen. Schon damals war der, jetzt freilich zu ungleich gröſserer Ausdehnung gebrachte Handel mit Tüchern, die man damals »Gewander« nannte (daher der Name), eine Haupt-Branche des Leipziger Handels im Allgemeinen, und bereits zu Ende des genannten Jahrhunderts ward ein eigenes Gebäude, ein Gewandhaus erbaut, das ausschlieſslich zum Ausstellen der zum Verkauf gebrachten Tücher bestimmt

wurde. Indess war dieses Gebäude ein anderes, als das, welches wir gegenwärtig unter dem Namen des Gewandhauses vor uns stehen sehen. Dies, das gegenwärtige, erstand unter der Aegide des hiesigen Rathes erst im Jahre 1740, und dient, obschon hauptsächlich für den Tuchhandel während der Messen bestimmt, dabei auch anderen höchst wichtigen Zwecken, auf welche wir beim Durchwandern des Hauses wenigstens etwas näher eingehen werden.

Blicken wir zuvörderst auf die äufsere Form des Gewandhauses, so ist es in der That zu beklagen, dass dieses palastähnliche Gebäude (es bildet in einer Breite von 21 Fenstern nach der Mittagsseite zu die ganze Seite des nach ihm benannten Gewandgässchens) auf einem Platze ruht, wo der Eindruck, den ein derartiges umfangreiches Gebäude auf das Auge machen muss, gänzlich verloren geht. Gewissermafsen hineingekeilt in enge Strafsen und Gässchen verliert es sein Imposantes, sein Grofsartiges ganz. Desto mehr staunen wir aber noch, wenn wir das Innere des Gebäudes betreten und nun die ebenso der Zahl wie dem Umfang nach bedeutenden Räume zu Gesicht bekommen. Schon das Erdgeschoss enthält solche in reicher Auswahl, und wir finden hier mehrere Buchhandlungen, Niederlagen und auf der Seite nach dem Neumarkte zu ein grofses Gewölbe, welches zum Abhalten öffentlicher Auctionen bestimmt ist, bis zum Jahre 1820 aber zugleich auch die Wollwage enthielt. Unmittelbar neben diesem Gewölbe finden wir eine steinerne Aufsentreppe, die uns in ein Zwischengeschoss geleitet, in welchem sich der Universitätsfechtboden, in den Messen jedoch die Hauptniederlage der fremden Tuchhändler befindet.

Ungleich mehr aber als bei alle dem bereits Genannten wird unser Blick gefesselt, wenn wir die in die obern Räume des Gebäudes führende schöne, breite steinerne Treppe erstiegen sind und im ersten Hauptstockwerke einen Saal vor uns sehen, der in seiner wahrhaft majestätischen Pracht uns ganz unwillkürlich still stehen heifst. Die ganze Länge desselben zugleich mit einem durch ein prächtiges eisernes Gitterwerk von ihm getrennten Vorsaal beträgt nicht weniger denn 120, die Höhe 16 und die Breite 10 Ellen, und in ihm finden wir die eben so reichhaltige als vortrefflich geordnete Rathsbibliothek. Der Vorsaal enthält neben mehreren alten Bildern, namentlich einigen, die von Cranach's kunstgeübter Hand herrühren, mehrere schöne Antikenabgüsse und einige Statüen und gibt dem Ganzen nicht nur ein recht freundliches, sondern fast imposantes Ansehen. Nicht weniger indess fesselt auch die Bibliothek selbst unsern Blick. Hohe mit Drahtgittern versehene und mit Büsten geschmückte Schränke sind dem Saale entlang aufgestellt und bergen die hier befindlichen Schätze, von denen wir hier nur eine 1373 Stück zählende Manuscriptensammlung, einen auf Seidenpapier geschriebenen Koran, einige der seltensten Bibelausgaben und eine sich vielleicht

nirgend wiederfindende Sammlung von Ausgaben des alten Römerdichters Horatius erwähnen.

Was aber die ganze Büchersammlung im Allgemeinen anlangt, so verdankt dieselbe ihre Entstehung einem Leipziger Einwohner, und zwar dem im Jahre 1677 hier gestorbenen Juristen Ulrich Grofse, welcher den hiesigen Rath zum Erben seines nicht unbedeutenden Vermögens unter der Bedingung einsetzte, dass er seine, freilich nur aus ungefähr 2000 Bänden bestehende Bibliothek zum allgemeinen Nutzen aufstellen, erhalten und vermehren sollte. Zahlreiche Ankäufe und Schenkungen haben im Verlauf der Zeiten die Sammlung um ein Bedeutendes vermehrt, und eine zum jährlichen Ankauf neuer Bücher bestimmte Summe macht es möglich, dass die gegenwärtig aus ungefähr 60,000 Bänden bestehende Sammlung von Jahr zu Jahr mehr vervollständigt werden kann. In neuester Zeit übrigens hat die Bibliothek dadurch einen ebenso der Zahl als dem Gehalt nach höchst bedeutenden Zuwachs erhalten, dass der den 27. Febr. 1838 gestorbene Geheimerath und Professor der Staatswissenschaften, Poelitz, seine auf etliche 25,000 Bände sich belaufende Büchersammlung der Rathsbibliothek erblich vermachte, wodurch die Sammlung, namentlich im Fache der Geschichte um ein Namhaftes gewonnen hat. Die Oberaufsicht über das Ganze führt ein Rathsdeputirter, gegenwärtig der wissenschaftlich durchgebildete Stadtrath Dr. Demuth. Ihm zur Seite stehen ein Oberbibliothekar, jetzt der eben so thätige als gelehrte Dr. Naumann (von dem gegenwärtig auch eine Beschreibung sämmtlicher hier auf der Rathsbibliothek befindlichen Manuscripte erschienen ist, und zwar unter dem Titel: „*Catalogus librorum Manuscriptorum, qui in bibliotheca senatoria civitatis Lipsiensis asservantur, edidit Aemil. Guilelm. Robert. Naumann. Grimae.* 1834. 4.), und einige Unterbibliothekare, wobei indess zu bemerken ist, dass zufolge einer Testamentsbestimmung über die Pölitzische Bibliothek, die als ein Ganzes für sich besonders aufgestellt ist, auch ein besonderer Bibliothekar gesetzt ist. Nicht unerwähnt mag übrigens hier bleiben, dass sich in dem Bibliotheksaale auch noch einige ganz vorzügliche Erd- und Himmelskugeln, sowie einige alte Begräbnissurnen, eine Mumie und eine treffliche Landkarten- und Kupferstichsammlung befinden. Geöffnet ist endlich die Bibliothek zum allgemeinen Gebrauch wöchentlich zweimal des Nachmittags von 2 — 4 Uhr und dieselbe Gefälligkeit, Bereitwilligkeit und Liberalität, die wir, wie früher erwähnt wurde, bei dem Vorlegen sowie dem Ausleihen von Büchern auf der hiesigen Universitätsbibliothek bemerken, finden wir auch hier, so dass diese herrliche Sammlung der Stadt in der That zum wahrhaften Segen gereicht.

Nicht mit Stillschweigen aber darf auch ferner der im zweiten Hauptstockwerke des Gebäudes befindliche grofse Concertsaal übergangen werden, ein

Lokal, das ganz bequem mehrere Hundert Zuhörer in seinem Innern aufnehmen kann. In diesen Saal gelangt man durch ein grofses Vorzimmer und durch eine noch gröfsere Vorhalle. Ersteres ist für die Bedienung der Zuhörer bestimmt, letztere wird im Winter zu kleinen Concerten und zu Quartettunterhaltungen benutzt. Der grofse Saal selbst aber ist ein Muster von Einfachheit und dessenungeachtet ein Meisterstück deutscher Baukunst. Das Ganze bildet eine ovale Rundung und entbehrt, damit die freie Wirkung des Schalles nicht gehindert wird, aller vorspringenden architectonischen Zierden. Sollen wir aber hier über die Concerte selbst, die in diesem Saale gegeben werden, etwas sagen, so kommen wir auf ein Thema, welches uns nur höchst Rühmliches sagen lässt. Zeigt sich nämlich in Leipzig ein reger Sinn für Kunst überhaupt, so wird sich in deutschen Landen kaum noch eine Stadt finden, in welcher mit so grofser Vorliebe, ja man kann sagen, mit so entschiedener Leidenschaft Musik getrieben wird, als in unserm Leipzig. Mögen die Mittel eines Familienvaters noch so gering, die Opfer, zu denen er sich verstehen muss, noch so grofs sein, er, der selbst ein entschiedener Musikfreund ist, lässt bestimmt auch seinen Kindern Unterricht in Musik geben. Daher kommt's denn nun auch, dass wir fast in jeder nur einigermafsen beachtenswerthen Familie Leipzigs ein Pianoforte vorfinden, und dass ein Jeder, der sich der göttlichen Kunst wenigstens nur einigermafsen als kundig erweist, mit desto zuvorkommenderer Freundlichkeit von dem Leipziger willkommen geheifsen wird. Daher kommt ferner aber auch in der Sommerzeit die fast unzählige Menge Concerte, die auf öffentlichen Vergnügungsorten in und aufser der Stadt, selbst in den Gasthöfen der nachbarlichen Dörfer gehalten werden, und daher endlich kommt wieder jene, allerdings bisweilen, namentlich dem ruhigen Beobachter auffallende Sucht einzelner Familien, von diesen Concerten ja so viele als möglich zu besuchen, denn, so lautet ihr Raisonnement: »kommt der Winter, dann muss man ja zu Hause bleiben.« So vorzüglich, so genussreich und so bildend aber auch viele solcher Concerte sein mögen, die übrigens noch das Gute haben, dass sie, da das Eintrittsgeld in der Regel nur einen Groschen beträgt, auch dem Unbemittelten Zutritt verschaffen, so müssen doch von allen diesen Concerten diejenigen gänzlich geschieden werden, welche uns im Winterhalbjahre im Gewandhause geboten werden. Nur aus dem Grunde machten wir jene Concerte namhaft, weil wir in ihrer grofsen Anzahl, sowie in dem starken Besuch derselben einen Beweis dafür finden, dass in unserm Leipzig neben andern Künsten auch die Tonkunst, der eigentliche Dolmetsch aller menschlichen Gefühle, hoch in Ehren gehalten und mit einer unverkennbaren Vorliebe cultivirt wird. Und in der That, so wie jetzt, so fanden sich schon in sehr früher Zeit nicht wenig, sowie nicht unbedeutende Männer, die sich für die sorgsame Pflege

der Tonkunst in unserm Leipzig auf das lebhafteste interessirten, und der Sorgfalt und dem Eifer dieser Männer hat denn auch diese musikalische Unterhaltung ihr Dasein zu verdanken, die uns im Winter alle Woche einmal im Gewandhause geboten wird und unter dem Namen des grofsen Concerts oder des Gewandhaus-Concertes hinlänglich bekannt ist. Es besteht aber dasselbe, wenn auch es in der ersten Zeit an einem passenden Lokale fehlte, seit 1743, in welchem Jahre sich 16 Personen zu seiner Stiftung vereinigten. Der Ort, wo es anfangs gehalten wurde, war zuerst in der grimmaischen Gasse bei Schwabe, dann bei dem Buchhändler Gleditsch und endlich in den »drei Schwanen« auf dem Brühle, wo Gottlieb Benedikt Zehmisch einen eignen Concertsaal hatte bauen lassen. Der Saal in unserm Gewandhause dagegen wurde erst im Jahre 1781 dazu eingerichtet, besitzt aber gewiss auch alle Vorzüge, die von einem derartigen Lokale gewünscht werden können. Sollen wir aber nun wirklich über das Concert selbst und die Leistungen der in demselben wirkenden Künstler etwas zu dem bereits Gesagten hinzufügen, so hiefse es in der That, Wasser in einen Fluss tragen, wenn wir noch etwas zu dem Ruhme hinzusetzen wollten, den sich das Gewandhaus fort und fort erworben hat. Nicht die äufsersten Grenzmarken Deutschlands allein sind es, bis wohin der Ruhm die harmonischen Klänge dieser Kunstleistungen getragen hat, auch in nichtdeutschen Gauen, ja selbst jenseit des Meeres, hat in den Ohren aller Kunstkenner unser Gewandhaus-Concert einen guten Klang. Und mit Recht; und es wird sich diesen Ruhm immer zu erhalten wissen, so lange die Leitung desselben, wie bisher geschehen, Männern anvertraut ist, die nicht blos Kenner der göttlichen Kunst, sondern die auch von den Musen geliebt, mit ihren eigenen Schöpfungen sich den Lorbeer errungen und von der Welt als vollendete Muster gekannt sind. Reicht Jeder, der der himmlischen Kunst die tiefsten ihrer Geheimnisse abzulocken versteht, unserm genialen Mendelsohn-Bartoldy nicht gern den grünenden Lorbeer? Und waren Männer, denen vor ihm die Leitung dieses Instituts anvertraut war, wir wollen unter den vielen Meistern nur einen Hiller nennen, waren, sagen wir, solche Männer eines gleichen Kranzes unwerth? Mag sich die reizende Muse der Tonkunst, die hier ihren ruhigen Sitz aufgeschlagen, für alle Zeiten der Zukunft gleiche Männer zu ihren Dienern und zu ihren Lieblingen erwählen, wahrlich dann kannst Du, beredter Mund, der Du versuchst, dem Ruhme ein Wort des Ruhms zu reden, für immer schweigen, der Töne Kraftgesang wird die Herzen der Sterblichen mehr erwärmen, als Du es mit Deinem kalten Worte jemals vermagst!

Doch auch noch eines Lokales in unserm Gewandhause müssen wir gedenken, bevor wir von dem herrlichen Gebäude scheiden. Nicht nur Schätze des Wissens, nicht nur den Thron der Muse Euterpe birgt das Gebäude in seinem

Innern, auch die flüchtige Terpsichore schlägt hier mit ihrer Schellentrommel den Takt und ladet mit fröhlicher Miene zum lustigen Tanze. Wie in allen Städten, so hat sich auch in unserm Leipzig schon seit geraumer Zeit aus den ersten Familien der Stadt eine Gesellschaft gebildet, welche im Winter mehrere Bälle zu veranstalten und dieselben hier im Gewandhause in einem eigends dazu eingerichteten, zwar nicht grofsen aber geschmackvoll decorirten Saale zu halten pflegt. Der Ball selbst ist hier unter dem Namen des »Gewandhaus-Balles« oder des »grofsen Balles« bekannt; zu demselben haben aber nur Zutritt diejenigen, welche jener Gesellschaft selbst angehören oder von einem Mitgliede dieser Gesellschaft eingeladen sind. Dem Vorwurf aber, den man in der Regel solchen sogenannten Patriciergesellschaften macht, dass in ihnen eine erzwungene Vornehmthuerei und ein abstofsender Aristokratengeist herrsche, haben auch unsere Gewandhausbälle nicht entgehen können; indess beruht diese Ansicht, wie überall so auch hier, fast lediglich auf Unkenntniss und Befangenheit des Urtheils. Denn dass ein Mann von ächter allseitiger Durchbildung in einer Stadt, wo er in gröfseren Zirkeln fast immer solche findet, die auf gleicher Stufe der Bildung stehen, auch eine Gesellschaft verlangt, in welcher er diesen, wie oft so schmerzlich gefühlten Mangel nicht gewahrt, ist wohl ebenso verzeihlich als der Natur des gesellschaftlichen Zusammenlebens der Menschen angemessen.

XXVIII.
DAS SCHWEIZERHÄUSCHEN.

> Unter Deines Schattens heil'gem Düster,
> Das so freundlich mir zur Stille winkt,
> Wo der Lüfte Wehn im Blatt-Geflüster
> Mir wie frommer Geister Nähe dünkt:
> Sinn' ich schaudernd Deinem Sein und Werden,
> Der Geschichte Deines Lebens nach;
> Sprich wie war es damals hier auf Erden,
> Als Dein Keim aus diesem Boden brach.
>
> FÜLLEBORN.

Auf so manchen herrlichen Weg geleiteten wir in unserer Beschreibung von Leipzig und seinen Umgebungen den freundlichen Leser, so manchen Glanzpunkt in und aufser der Stadt führten wir dem schaulustigen Wanderer vor die Augen

und so mancher gefeierte Ort der Leipziger Stadtmarken lud uns ein zu einem Viertelstündchen der Ruhe, aber noch sahen wir einen Punkt nicht, wenigstens nicht ganz, welcher der herrlichste unter allen. Wer nur einmal, wenn auch nur auf kurze Zeit in unserm Leipzig geweilt, ja wem nur einmal ein beredter Mund etwas über unser Leipzig erzählt, er wird, er kann nicht in Zweifel sein, welchen Ort wir meinen. Es ist das von Allen gekannte gemüthliche Schweizerhäuschen in unserm grünenden Rosenthale. Mögen Fremde, die ihre heimathlichen Gaue von Bergen durchschnitten sehen, uns immerhin den Vorwurf machen, dass wir in unserm freundlichen Leipzig allzusehr von diesem Orte eingenommen seien, es wird uns das nicht kümmern; und in der That, Leipzig ist und kann mit Recht stolz sein auf einen Ort, dessen eigenthümlicher Reiz, dessen hohe Schönheit jedes nur einigermafsen für die ewig neue Pracht der Natur empfängliche Herz erwarmen macht. Wo finden wir einen Ort wieder, der, obschon ganz in der Nähe der Stadt, mit seinen riesigen Eichen uns also dem regen, beweglichen Leben der Stadt entrückt zu haben scheint, wie dieser? Wo treffen wir einen gleichen Ort wieder, der mit seiner über ihm ruhenden heiligen Stille uns also über die äufsersten Grenzmarken einer mächtig bevölkerten Stadt hinweggetragen zu haben scheint, wie dieser? Wo finden wir endlich einen gleichen Ort wieder, der mit seinem hundertfach grünenden Buschwerk die ewig schöpferische Kraft der Gottheit uns also vor die Augen führt, wie dieser? Deutsche Bäume, könntet ihr reden und uns erzählen, wie es damals war, als ihr als zarte Stöckchen aus der Mutter-Erde hervorsprofstet! Welches Bild des grauen Alterthums würde uns vor die Augen treten! Wahrlich, ehrwürdige Bäume, geisterhaft scheint das Flüstern eurer Blätter, gottgeweiht die euch umgebende heilige Stille und rauschend in euren Gipfeln scheint ihr dem zu euch Tretenden die Geschichte eures Waldlebens erzählen zu wollen, wie dereinst in dem, dem mächtigsten der Hellenen-Götter geweihten, Eichenwalde zu Dodona weifse Tauben von den Eichenwipfeln die Orakelsprüche girrten, die die bejahrten Priesterinnen in menschliche Sprache übertrugen. Scheinen aus euren dichtbemoosten Riesenstämmen nicht die ältesten unserer Ahnen zu uns, den späten Enkeln, sprechen zu wollen? Spottet ihr nicht mit denselben Riesenstämmen, die Geschlechter auf Geschlechter entstehen und vergehen sahen, der Kürze des menschlichen Lebens, und sind dieselben Stämme, denen bereits hunderte von Frühlingen frische Kraft, frisches Leben gebracht, uns nicht zuverlässige Bürgen, dass ihr deutschen Bäume auch den Frühling noch sehen werdet, der eure Scheitel mit frischem Laube umkränzen wird, damit dessen schmeichelndes Kosen auch uns einen Grabeshymnus singe? Ja, dem ist in der That also; aber dessen ungeachtet mindert dies unsere Liebe, unsere Ehr-

furcht, unsere Treue gegen euch, ihr deutschen Bäume, nicht. Grünet fort und fort, grünet auch, wenn schon die Trauerweide über unsere Gräber hängt, damit auch unsere spätesten Enkel noch eure Pracht sehen, damit auch sie noch unter eurem kühlenden Schatten ruhen, von eurem deutschen Laube deutsche Kränze winden können!

Ob dieser vielfachen Schönheiten, ob dieses seltenen Reizes hat nun aber auch unser Rosenthal mit seinem Schweizerhäuschen von jeher sich des zahlreichsten Besuches erfreut. Wie im Prater der österreichischen Kaiserstadt, ebenso finden wir während der Sommermonate, namentlich des Sonntags, hier hunderte von Spaziergängern, denen es eine Freude ist, ihre Musestunden auf dem grünen Teppich der Wiese oder unter dem wohlthuenden Schatten des dichtbelaubten Waldes zubringen zu können. Und wahrlich, welcher Fremde aus unserer Stadt hierher seine Schritte lenkt, der wird erkennen, welch reges, munteres Leben unsere Stadtbewohner durchdringt, der wird inne werden, dass nur hier der Ort sein konnte, wo dem Busen unsers unsterblichen Schiller sein Lied an die Freude entkeimte. Wohl kann es daher auch nicht entfremden, dass auch Andere, denen die Gottheit Gesänge in die Brust legte, diesen Ort zu ihrem Lieblingsort erkoren und diesen Ort ausschliefslich zu dem ihrigen machten, so lange unsere Stadt sie die ihrigen nannte. Also auch unser deutsch-biedere Seume. Wohl trieb es diesen weithin über die Berge nach Europa's Süden, wohl suchte er den Strand des Meeres, wohl suchte er eine andere Sonne, als die die deutschen Gaue erwärmt, andere Schatten, als mit denen die deutschen Eichen ihn auf deutschem Boden umfingen, andere Herzen, als die ihm in deutschen Marken in Liebe und Freude entgegenschlugen, aber dennoch weilte er auch hier nur gern, dennoch fand er hier den Ort, wo ihm die Muse ihr volles Herz erschloss, wo ihm Philomeles heller Schlag zu deutschem Gesange begeisterte. Daher auch jener Klaggesang, den unser Seume anstimmte, als er im Jahre 1804 von den luftigen Höhen des Riesengebirges zurückkehrte und bei seinem ersten Spaziergange in sein liebes Rosenthal gewahrte, dass während seiner Abwesenheit eine nicht unbedeutende Anzahl der Rieseneichen abgeschlagen waren. Wohl nur von Wenigen ist diese Seume'sche Klage der Dryade gekannt; es sei darum vergönnt, wenigstens einen Theil derselben hier beizufügen als denjenigen, der uns den ganzen Umfang des Schmerzes wird erkennen lassen, den die damalige Ausholzung des Rosenthales bei Einzelnen und so auch bei Seume hervorrief. Der Dichter singt:

Wolken umschleiert war der Himmel, die blutrothe Sonne
Sank zu den Hesperiden hinab, mit Trauer im Antlitz!
Als dem offenen Hain der Rosen fernhin die Klage,

Jammernde Stimmen entströmten und in die Nähe mich zogen,
Also weinten die Göttinnen laut, und Eine vor allen,
Eine der Hehrsten des Thals, das jetzt Verwüstung durchströmte.
»Jammert, ihr Schwestern und Kinder, ach, jammert meine Verwandten,
Meine Lieblinge, weinet mit mir eine Zähre der Wehmuth!
Die Erhabensten unsers Geschlechts, die Zierden des Waldes,
Ach sie stürzen mit ihren Wolkenkronen zu Boden.
Herzlose Männer zerstören den Hain mit wüthender Mordaxt,
Und der Schlag hallt von der Entheiligung weit in der Flur fort.
Meine geliebtesten fallen, die starken, die hohen des Thales,
Denen das rauschende Laub noch gestern um's männliche Haupt klang:
Ach sie liegen entkleidet, die schönen Glieder zerschmettert,
Liegen mit Schande geschlagen umher in dem Gras' und sterben;
Wittekinds Zeitgenossen, die, Sturm und Schlossen verachtend,
Gegen den Strom der Jahr' und Wogen sich mächtig erhielten!«
»Jammert, ihr Schwestern und Kinder, ach, jammert meine Verwandten,
Meine Lieblinge, weinet mit mir eine Zähre der Wehmuth!
Sehet die Jünglinge dort, den Stolz der Eichengeschlechter,
Männer umlagern die Stämme, das Erz durchgället das Hainthal;
Streich' auf Streiche fallen, die Kronen wanken, der Wald kracht,
Und sie brechen herab, die bebenden Hörner des Flussgotts
Fahren zurück; es blickt mit Schrecken die stumme Najade,
Unser Elend ist da, der unabweisbare Tag kommt;
Ach, man wird uns, ihr Schwestern, verderben; schon dringet der Lichtstrahl
Rings in die heiligen Schatten etc. etc.

Wohl sollte man bei solchem Klaggesang meinen, die halbe Waldanlage sei damals eine Beute der Axt geworden, das Ganze habe damals seinen hohen eigenthümlichen Reiz verloren. Dem war aber nicht also; vielmehr hatte durch diese mäſsige Ausholzung, wodurch der dichte Wald etwas gelüftet wurde, die ganze Anlage an Annehmlichkeit und Reiz gewonnen. Ja unser Seume, der mit dem angeführten Gedicht bei einigen Gliedern der Behörde angestoſsen hatte, bekannte später in einem prosaischen Aufsatze über dasselbe Thema, dass er seine Verse schnell in dem ersten Anfall von Aerger geschrieben habe und fügt die Worte bei: »es ist freilich mit Recht nicht wenig darüber geklagt worden, dass man unseren Lieblingsspaziergang nicht mit etwas mehr Schonung behandelt habe: aber so schlimm ist es denn doch nicht. Es sind, wie Seume in seinem Berichte weiter fortfährt, in allem dreiſsig Eichen und ungefähr doppelt so viel Ulmen,

Buchen und Erlen, allerdings in keinem grofsen Bezirke, niedergehauen worden, welche Anzahl ungefähr das Viertel der zurückgelassenen Bäume ausmachte. Mir kommt bei dem Anblicke vor, als ob das auch forstmäfsig zuviel gewesen sei: und forstmäfsig und streng ökonomisch dürfte doch nach der Humanität ein Plätzchen nicht behandelt werden, das, so zu sagen, das Eigenthum von ganz Europa ist. Vorzüglich sind rechts, von der Stadt aus, an der Wasserseite einige Löcher entstanden, die das schöne schattige Ganze höchst unangenehm unterbrechen. Von den dreifsig Eichen habe ich ungefähr nur sieben gefunden, deren Kern nicht ganz gesund gewesen wäre. Man schützt freilich vor, man habe wegen der feuchten Gegend lüften wollen; aber diese Lüftung ist doch an einigen Gegenden wohl zu stark gerathen, und ich sehe nicht ein, dass man damit viel gegen das Wasser gewonnen hat. Die Graben hätte man ebenso wohl ziehen können, wenn auch alle Eichen wären stehen geblieben. Damit nun aber, und dies war damals das Endurtheil Seume's, die Fremden, denen der Platz billig auch etwas lieb ist, nicht glauben, es sei eine gänzliche unersetzliche Verwüstung geschehen, will ich bei meiner ehrlichen Offenherzigkeit versichern, es sind, meines Bedünkens, ungefähr ein Dutzend schöne, grofse, herrliche Eichen zu viel gefällt. Das ist das Ganze.« Also Seume. Aber auch nicht einmal in diesem Endurtheile möchten wir ihm völlig beistimmen. Die nasse, feuchte Lage des ganzen Rosenthals ist hinlänglich bekannt, und mochte, wie auch Seume andeutet, die Hauptveranlassung zu jener Ausholzung sein. Hierbei aber unbedingt behaupten zu wollen, es sei zu viel geschehen, bleibt immer sehr schwer, zumal wenn, wie in unserm Leipzig gewiss der Fall, die betreffende Behörde bei derartigen Neuerungen stets die gröfste Vorsicht sowie die vorzüglichste Umsicht bewiesen hat. Und dass, wenn bei solchen Veränderungen mit Vor- und Umsicht zu Werke gegangen wird, das Ganze nur gewinnen kann, beweist auch das in der neuesten Zeit beobachtete Verfahren, wo mit der ganzen Waldung des Rosenthales weit bedeutendere Veränderungen vorgenommen worden sind, durch welche, wenn dabei auch mancher Baum vor der Axt sein Haupt neigen musste, die ganze Anlage, wie gewiss jeder Unparteiische zugestehen muss, ein in der That reizendes Ansehen bekommen hat.

Was das Historische des Rosenthales anlangt, so werden hier wohl die kurzen Bemerkungen genügen, dass dasselbe, und zwar als eine landesherrliche Besitzung, bereits im vierzehnten Jahrhundert unter dieser Benennung vorkommt, und dass es Churfürst Johann Georg II. war, welcher es im Jahre 1663 für die Summe von 15,000 Thaler an unsern Rath verkaufte. Ein gleiches Schicksal übrigens, wie das von Seume bejammerte, hatte die herrliche Waldung schon im Jahre 1704, wo der Rath auf Veranlassung König August's eine nicht unbedeutende Ausholzung vornehmen liefs.

Nur eins ist uns endlich noch übrig: wenigstens kurze Worte über das in unserm Rosenthale befindliche »Schweizerhäuschen« hinzuzufügen. Dass dieses Häuschen eine Conditorei enthält, deren Pächter der Schweizer-Zuckerbäcker Georg Kintschy ist, und dass dieser Ort während der Sommermonate für den eigentlichen Sammelplatz der feinen Welt gilt, weifs jeder, der nur einmal in unserm Leipzig war, oder wenigstens irgendeinmal über Leipzig und seine Sehenswürdigkeiten sprechen hörte. Und herrlicher Ort, was könnten wir weiter über Dich sagen? Gemüthlich nannten wir Dich bereits oben, gemüthlich nennen wir Dich auch jetzt wieder und werden Dich immer also nennen, so lange Deine Eichen uns noch also mit ihrem kühlenden Schatten erquicken, wie in den Tagen der Gegenwart. Wohl gibt es so Manche, die über unsere Anhänglichkeit an dieses Ruheplätzchen lächeln werden, meinend, zu einem Schweizerhäuschen gehören auch Helvetiens luftige Höhen, aber haben diese vergessen, dass die Copie nimmer das Original erreichen wird? Lassen wir sie lächeln, unsere Freude wird dadurch nicht getrübt. Komme zu uns, Fremdling, der Du Europa's grofse Städte durchwandert bist und die Verschiedenheit des in ihnen und auf ihren öffentlichen Vergnügungsplätzen herrschenden gesellschaftlichen Tones erkannt hast, komme zu uns in unser Schweizerhäuschen und urtheile, ob Du irgendwo eine gleich durchgreifende feine Bildung und daneben eine gleiche Ungezwungenheit und Natürlichkeit an der dich umgebenden Gesellschaft bemerkt hast, wie bei uns. Komm' zu uns, und gehe, wenn Helios goldenes Gespann die finstere Nacht verscheucht, in die grünen Hallen unseres Rosenthal-Waldes und lausche dem schmetternden Schlage Philomeles, die mit Jubel der goldenen Eos ihren Morgengrufs zuruft! — wo findest Du einen Gottestempel, in dem Du Dich Deinem Gott so nahe fühlen könntest, wie hier? Komm' zu uns und suche, wenn sich der Tag seinem Ende neigt, in dem wohlthuenden Schatten der unser Schweizerhäuschen umgebenden Eichen Kühlung, wo findest Du sie, und mit ihr Erquickung für Herz und Geist also, wie hier unter diesen Eichen und in dem Dich hier willkommen heifsenden Cirkel? Ein grofser ist dieser oft, zumal an den Tagen, an welchen ein bestimmtes Corps von Jüngern der Euterpe mit ihren harmonischen Klängen die hier versammelten Gäste zu unterhalten suchen, aber wahrlich, es ist immer ein Cirkel ebenso harmonisch bis in seine kleinsten Theile, wie die Töne, die zu Deinem lauschenden Ohr dringen. Mag darum, ihr trauten Bäume, die ihr gegenwärtig, wo diese Zeilen geschrieben werden, euer festliches Sommer-Gewand mit dem des erstarrenden Winters noch nicht vertauscht habt, mag jeder Winter, wie schon so mancher in der frühern Zeit, spurlos an euch vorübergehen, mag jeder erwachende Lenz euch frische Kraft zu frischem Frühlingsleben bringen, mögen der Jahre,

die euch eben so gezählt sind, wie dem staubgebornen Menschen, noch hunderte vergehen, in denen ihr den unter euch Weilenden in derselben Pracht erscheint, in der wir euch noch in dem gegenwärtigen Sommer erblicken! Möget ihr ebenso von dem sengenden Brande der Gottheit verschont bleiben, wie von dem Streich der mörderischen Axt! Möge die Dryas nimmer wieder eine Ursache finden, ein Klaglied zu singen, mag es der euch umspülenden Pleifse und Parde nimmer an Kraft gebrechen, euch mit jedem jungen Frühling ein neues Leben, ein neues Gedeihen zu geben! Aber auch Du, trautes Schweizerhäuschen, halte fest an dem, was Dir geworden, bleib unserm theuern Leipzig das, was Du demselben schon seit Jahrzehenden gewesen, und lass in Deiner Nähe Allen immer nur das finden, was Tausende schon gefunden: — des Lebens Poesie!

XXIX.
MOCKAU.

Ihr Städter, sucht ihr Freude,
So kommt auf's Land heraus.
Seht! Garten, Feld und Weide,
Umgrünen jedes Haus.
Kein reicher Mann verbauet
Uns Mond- und Sonnenschein,
Und Abends überschauet
Man jedes Sternelein.

Voss.

Als wir in unserer obigen Darstellung das Kirchlein der heiligen Thekla zeichneten, gestattete es der Raum nicht, auch die Punkte noch unserer Zeichnung beizugeben, welche in der nächsten Nähe des beschriebenen Kirchleins ganz besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen und uns nicht minder zu einem Besuche einladen, als alle die Orte, welche wir unsern Lesern als die Hauptpunkte um unser Leipzig bezeichneten. Zwei Orte sind es, die hier als die vorzüglichsten genannt werden müssen. Es sind dies die Dörfer Mockau und Abtnaundorf, beide ausgezeichnet durch ihre, wenn auch ein wenig versteckte, aber dennoch freundliche Lage, so wie, und dies gilt namentlich von dem letztgenannten, durch





ihre historische Bedeutsamkeit. Beide mögen daher, wenn unser Kupfer auch nur des einen Ortes Bild uns vor die Augen führt, nicht unbeachtet an uns vorübergehen; beide mögen noch in den Dörferkranz eingeflochten werden, der sich um unsere Stadt Leipzig in herrlicher Blüthe herumzieht.

Das gröfsere von beiden Dörfern, auch das mehr in die Augen fallende, ist das, welches unser Kupfer zeigt: Mockau, ein amtsässiges Rittergut mit 27½ Magazinhufen, 42 Häusern und wenig über dreihundert Einwohnern. Liegend zwischen Neutzsch und Abtnaundorf am rechten Ufer der Parde in der Pardenaue, 1¼ Stunden nordöstlich von Leipzig, ist zwar seine Lage etwas feucht, aber doch nicht unfreundlich, zumal die zum Rittergute gehörigen Gebäude namentlich in der neuesten Zeit um ein beträchtliches vergröfsert und zugleich auch verschönert worden sind. Das Rittergut gehörte seit dem siebzehnten Jahrhundert in häufigem Wechsel meist Leipziger Kaufleuten, 1827 einem Herrn Sintenis, darauf einem Herrn von Bünau und gegenwärtig einem Herrn Gontard; und kaum wäre von dem Dorfe etwas weiteres zu sagen, als dass es sich eben durch seine freundliche Lage sowie namentlich auch dadurch auszeichnet, dass es eine Tochterkirche von St. Thekla in seiner Mitte hat, wäre im Jahre 1813 nicht auch über ihm der Unglücksstern aufgegangen, der unserer ganzen Stadt, wie unserer ganzen Umgegend, Stunden des Entsetzens gebar. Zwei Männer sind es, die uns bei der Beschreibung der in dieser Völkerschlacht bei Mockau geschehenen Dinge in wahrhaft erhabener Gröfse vor die Augen treten, beide tapfer bis zur Verwegenheit, beide von der Göttin des Sieges gekrönt mit dem grünendsten Lorbeer. Der eine, ein ächt deutsches Gemüth, geschmückt mit allen Tugenden eines Deutschen, zum Soldaten geboren und ein Mann jeglichem Kampfgenossen ein fast unerreichbares Muster, der grofse Sieger an der Katzbach, Gebhard Lebrecht von Blücher, Fürst von der Wahlstadt; der andere, stammend aus dem Lande der Franzosen, geschmückt mit dem goldenen Ehrendegen der Tapferkeit, und endlich vom Kaiser aller Reufsen in Anerkennung seiner hohen Verdienste erhoben zum General-Gouverneur der Krimm, Graf von Langeron. Schon oft haben wir in unserer Darstellung beider Männer gedacht, schon oft haben wir es versucht, den Ruhm dieser beiden Männer unsern deutschen Brüdern noch einmal in die innersten Tiefen ihrer Herzen hineinzugraben, möchte dies uns vor allem mit diesen Zeilen gelingen, welche zunächst der kurzen Darstellung des Ortes bestimmt sind, in dessen Nähe beide Männer nicht nur von Neuem sich als die tapfersten Kämpen bewährten, sondern sich auch das gesammte deutsche Vaterland zum bleibenden Schuldner machten. Schon am 16. October, dem blutigen Vorspiele von dem noch blutigeren Kampfe am 18. October, finden wir beide Männer in voller Thätigkeit. Bereits in unserer Darstellung von Wachau, Möckern und Lindenau ward bemerkt, dass die Schlacht

am 16. October in drei grofse Hauptacte zerfiel. Den Sieg bei Möckern hatten die Alliirten unserm, damals 71jährigen Blücher, und nächst diesem den beiden heldenmüthigen Männern Langeron und York zu danken. Während der Letztere von Beiden nach langem Kampfe Möckern gewann, erfüllte auch Langeron den ihm gewordenen Auftrag, behauptete sich glücklich in den von ihm erstürmten Dörfern Klein- und Grofs-Wiederitzsch und drängte den Feind an die Ufer der Parde. Gleich thätig, wenn nicht noch thätiger finden wir Blücher wie Langeron auch am 18. October, und zwar an diesem Tage ganz in der Nähe des Dorfes Mockau. Langerons Corps, bei welchem sich Blücher selbst befand, hatte vom Kronprinzen von Schweden den Befehl erhalten, die Parde bei dem Städtchen Taucha zu passiren. Dem einsichtsvolleren Blücher entging es indess nicht, dass hierdurch ein ganz unnützer Aufenthalt von mehreren Stunden verursacht werde, und seine Antwort an den Kronprinzen lautete daher, er werde des Kronprinzen Befehle auf dem linken Ufer der Parde in der Gegend von Abtnaundorf erwarten. Der Feind stand bei dem an dem linken Ufer der Parde zwischen Plösen und Mockau liegenden und in die Theklakirche gepfarrten Dorfe Neutzsch, während auf der Anhöhe von St. Thekla zur Vertheidigung des Pardeüberganges eine ziemlich starke Batterie aufgestellt war. Hier musste sich also ein Weg gebahnt werden, und in Blücher war der rechte Mann dazu auf dem Platze. Als jene Batterie vor den russischen Kanonen verstummt und jenseits der Parde nur wenig Truppen zu sehen waren, dagegen das Feuer bei dem Hauptheere immer lebhafter ward, beschloss Blücher, ohne das Vorrücken der übrigen Kolonnen der Nordarmee abzuwarten, die Parde bei Mockau zu überschreiten. Es geschah, trotz dem, dass beim Beginn des Ueberganges, ehe noch eine Laufbrücke hergestellt war, die Truppen bis an die Brust im Wasser waten mussten. Aber das Wagestück gelang und durch dasselbe ward es zuerst entschieden, dass auch auf diesem Punkte den Alliirten der Sieg an diesem Tage geblieben war.

Dass bei diesem Kampfe das Dorf Mockau selbst, noch mehr aber die zu ihm gehörigen Felder und Fluren unendlich viel gelitten, lag wohl in der Natur der Sache. Aber nicht nur Mockau war Zeuge dieses Kampfes gewesen, auch das benachbarte Abtnaundorf ward dabei auf das entsetzlichste heimgesucht. Denn nicht nur, dass der Park des Rittergutes der Schauplatz eines einzelnen Gefechtes ward, so diente auch nach der Schlacht das Schloss eine Zeitlang zu einem Lazareth, und hat man nur einmal an einer solchen Stätte des Jammers und des Elendes dem Tode in die Augen gesehen, nie werden dem Gedächtniss die Scenen entschwinden, welche eine solche Krankenstätte stündlich dem Auge darbieten muss.

Doch wenden wir uns endlich zu einem freundlicheren, dem Auge wie dem Herzen wohlthuenderen Bilde. Noch ist uns übrig, über das ein Wort beizufügen,

wodurch Abtnaundorf, als das zweite der genannten Dörfer, sich aufserdem vor vielen andern Dörfern der Leipziger Gegend auszeichnet. Was zuerst die Lage und den Umfang des Dorfes anlangt, so muss bemerkt werden, dass es eine Viertelstunde von Schönfeld auf dem linken Ufer der Parde, eine Stunde nördlich von unserer Stadt liegt, 7½ Magazinhufen, 34 Häuser und 364 Einwohner zählt und mit seiner Kirche nach Schönfeld gepfarrt ist. Was dagegen das Geschichtliche des Dorfes betrifft, so soll es in früherer Zeit einem gewissen Wogb gehört und daher den Namen Wogbnaundorf geführt haben. Später fiel das Dorf an die Abtei St. Peter zu Merseburg, wovon es seinen jetzigen Namen erhielt. Der jetzige Besitzer des Dorfes aber ist der eben so bekannte als gewandte und thätige Kaufmann, Kammerrath und Ritter Frege, und dieser Mann ist es zugleich, durch dessen Thätigkeit und einsichtsvolles Bemühen das Gut so unendlich gewonnen hat, dass es den vorzüglichsten in unserer ganzen Umgegend ohne Bedenken an die Seite gestellt werden kann.

Die Dinge aber, wodurch es sich namentlich vor einer grofsen Menge unserer Nachbardörfer auszeichnet, sind die auf eine in der That bedeutende Stufe gebrachte Oekonomie des Gutes und der an dem Gute befindliche Park. Ohne näher auf das erstere der beiden Dinge einzugehen, beschränken wir uns vielmehr nur auf das zweite und zwar desswegen, weil vorzugsweise diese Parkanlagen es verdienen, dass der Fremde, der mit unserer Gegend bekannt werden will, sie neben anderen in Leipzigs Umgegend nicht unbeachtet lässt, zumal auch hier jedem Gebildeten der Gutsherr mit der gröfsten Liberalität freundlichst entgegenkommen und ihm einen ungehinderten Eintritt in seine reizenden Gartenanlagen gestatten wird. Schon einmal führten wir unsern Leser in einen ebenfalls ganz in der Nähe unserer Stadt befindlichen Rittergutspark, der ebenfalls sehr viel Anziehendes hat und vorzugsweise von den Bewohnern Leipzigs oft und viel besucht wird. Der Park von Abtnaundorf bildet zu diesem bereits beschriebenen, es war der Park von Lützschena, zwar den vollkommensten Gegensatz, fesselt aber dessenungeachtet ebenso, wenn nicht noch mehr, das Auge des besuchenden Fremden. Kaum konnten wir bei der Beschreibung jenes Parkes alle die Tempel, Hüttchen, Denkmäler, Volièren etc. namhaft machen, auf welche man bei einem Besuche des Lützschenaer Parkes stöfst, von alle dem findet sich in dem Abtnaundorfer Parke nur äusferst wenig, und wie jener durch eben diese Menge von Verzierungen ausgezeichnet ist, so ist der Abtnaundorfer dagegen, selbst in dem Theile, welcher seit dem Jahre 1833 nach dem Plane des Gartens der Herzogin von Cumberland zu Kew eingerichtet worden ist, ein vollkommenes Muster geschmackvoller Einfachheit. Aber diese Einfachheit ist es eben, die der ganzen Anlage so unendlich viel Reiz gibt und den Aufenthalt in derselben zu einem so herrlichen, genuss-

reichen macht. Wie wahrhaft wohlthuend ist es so dem Auge, wenn es durch eine Baumgruppe hindurchsieht nach einer der benachbarten Dorfkirchen, wie einladend ist der von leichtem Gesträuch umgebene Ruhesitz, vor dem sich nach Art der grofsen englischen Parks ein grofser Rasenteppich ausbreitet, dessen frisches Grün dem Auge Labung und Stärkung bringt! Wahrlich, wer eine solche Anlage sein nennen, wer ein solches Plätzchen zu seinem Lieblingsaufenthalt, zu seinem Wohnsitz wählen kann, dem werden die stillen Freuden des Landlebens gewiss nicht fremd bleiben. Heil Euch darum, die Ihr dieses könnt, freuet Euch in ungestörter Ruhe auch ferner der Pracht, die Euch an jedem jungen Morgen eine neue wird, aber — gönnet denen, die ein neidischer Dämon in die enge Stadtmauer bannt, auch in Zukunft den hohen Genuss, dann und wann stumme Zeugen Eures Glücks zu sein!

7